









Das  
Salante  
Sachsen.

Neue Auflage

mit einigen

*ergänz.*  
Zusätzen

Von dem

Baron von Böllnitz

vermehret:

---

Offenbach am Main, 1847.  
M DCC XXXXI. 1841.  
106





## Nachricht an den Leser.

**E** hat sich vor einiger Zeit  
der Herr Baron von  
Böllnik, welcher sich  
seit kurzen durch seine Schrif-  
ten bekannt und beliebt gemacht,  
eine kurze Nachricht von dem  
Sächsischen Hofe, in Frankösi-  
scher Sprache, herausgegeben,



vorinnen von einigen Personen, so in gegenwärtigen Buch vorkommen, hinlänglichere Nachricht gegeben, und zugleich deren Character beschrieben wird. Weil nun solches diesem Werk einige Erläuterung giebet: So hat man vor gut befunden, die Übersetzung dieser neuen Auflage beizufügen.

Das



Das

## Galante Sachsen.

**S**iemahls hat man in Teutschland so viel Pracht und Galanterie unter allgemeinen Erstaunen auftreten sehen, als in Sachsen, besonders aber unter den Regierungen Johann Georg des IV. gewesenen Churfürsten, und Friedrich Augusts, erwählten Königes in Pohlen. Dieser letzte erwählte Prinz war galant, wohlgestalt und verliebt, und ob er wohl verschiedenes erlitten; so liebte er doch mit einer so heftigen Zärtlichkeit, als wenn ihm das Vergnügen der Liebe allezeit wieder neu worden wäre.

An keinem Hofe haben sich so viele schöne Frauenzimmer und wohlgebildete Manns-Personen gefunden, als an diesem. Ja, es hatte das Ansehen, als wenn die Natur sich ein besonders Vergnügen gemacht habe, alles was sie schönes besitze, in die vornehmsten Personen desselben zu legen. Die Churfürstlichen Prinzen übertraffen alles ihres gleichen, und die Prinzessinnen waren die schönsten ihrer Zeit.

Johann Georg der IV. folgte seinem Vater bey frühen Jahren in der Regierung. Er war mit allen Eigenschafften schon in der Geburt ausgerüstet, die ihn vollkommen liebenswürdig gemacht hätten, wenn er sich nicht den Leitungen einer herrschsüchtigen, stolzen, rachgierigen, und allezeit aufgebrachten Bühlerin überlassen hätte, die alles ihrem Hochmuth und Vortheil opfferte, und also nichts zu heilig hielt. Diß ist das Bild der Fräulein von Teirsch, welche



eine so unumschränckte Herrschafft über diese Herren behaupte, daß sie von vielen beschuldiget ward, als bediene sie sich übernatürliche Mittel.

Der Prinz Friedrich August sahe öfters mit vielem Verdruß, wie sehr sein Bruder dieser unwürdigen Liebsten ergeben war. Er bildete sich aber ein, diese Liebe bey ihm auszurottten, wann er ihnen bewegen könne, sich mit einer Prinzessin zu vermählen. Wie wohl er nun seinem eigenen Nutzen entgegen handelte, indem er seinem Bruder zu einer Verhehlung antrieb; so war er doch so großmüthig, daß er es wirklich that, und also das Wohl des Staats, und die Ehre seines Hauses seinen persöhnlichen Vortheilen vorzog.

So viel Gewalt auch die Fräulein von Neitsch über den Churfürsten besaß, so getraute sie doch nicht ihm seine Verhehlung zu mißrathen. Sein Staatsrath machte, daß er die Prinzessin, Eleonora von Sachsen-Eisenach, verwittwete Marggräfin von Brandenburg-Anspach, erwählte; eine Prinzessin, welche ihre vortreffliche Gemüths Gaben ehrwürdig, und die angenehme Reizungen ihrer Person bey jedermann, der sie sahe, Bewunderungs-werth gemacht. Ihr Gemahl allein konnte durch ihre Vorzüge nicht gerühret werden: Ob sie schon beständig dahin trachtete, wie sie durch ihre Leutseligkeit, durch ihre Freundlichkeit und durch eine unendliche Gedult sein Herz gewinnen möchte; So konnte sie doch dasselbe nicht von den unglücklichen Banden befreyn, mit welchen es die Fräulein von Neitsch gefesselt hielt. Ja, wie glücklich wäre die Churfürstin gewesen, wenn diese freche Buhlerin es dabey bewenden lassen, ihr ein Herz zu rauben, das ihr

gehör-

gehörte, und wenn sie nicht noch dazu den Churfürsten gereizet hätte, sie zu mißhandlen!

Der Verdruß der Churfürstin gieng dem Prinzen Friedrich August empfindlich zu Herzen. Seine Großmuth würde ihm zum Mitleiden bewogen haben, wenn sie auch nicht seine Schwägerin gewesen wäre. Er tröstete sie öfters, und trachtete, wie er sie in die Liebe des Churfürsten bringen könne. Allein, dieser Herr gab seinen Vorstellungen wenig Raum, und einmal antwortete er ihm gar: Er wolle ihm gebeten haben, sich nicht in seine Handel mit der Churfürstin zu mischen. „Wären Ew. Liebden, (sagte er zu ihm,) vermählet, ich würde sie mit ihrer Gemahlin nach ihren Willkühr umgehen lassen, und daher bitte ich, sie lassen mich die Weinige nach meinem Wohlgefallen führen. Ich kan ihnen nicht Unrecht geben, (antwortete der Prinz,) und ich gebe mir allzuvielle Mühe vor Deru Ehre, indem ich ihnen den Nachtheil vorstelle, den sie Deru öffentlichen Ruffe zufügen, indem sie eine Liebenswerthe Prinzessin, um einer ihrer unwürdigen Buhlerin willen, beleidigen. Ich bin nicht willens, ihnen Gesetze vorzuschreiben, und es würde mir leid seyn, wenn ich jemahls die ihnen schuldi-ge Ehrerbietung aus den Augen setzen sollte. So viel aber glaube ich, ihnen sagen zu können, daß sie eine Gemahlin haben, welche ihre Geburt, ihre Schönheit und ihre Tugenden ihnen ehram machen sollten.“ Der Churfürst, den dieser Verweis verdroß, und dem die Fräulein von Neitsch ohnedem schon bengebracht, als stünde der Prinz in einem heimlichen Verständniß mit der Churfürstin; sahe seinen Bruder mit recht brennenden Augen an. „Ja, (sagte er mit bedrohlicher Stimme,) ich sehe schon eure Reigung vor meine unwürdige Frau, aber ich will sie mit euch vom Halße schaffen.“ Kaum hatte er dieses gesprochen, so ließ er in vollem Zorn nach dem Gemach der Churfürstin, daselbst ließ er der Wuth, die ihm schon eingenommen, vollkommen den Zügel, er gieng zu dem



Bette, wo seine Gemahlin war, und hätte ihr gewiß den Degen durch den Leib gestossen, wenn nicht zu gutem Glücke der Prinz, der seine Hitze kannte, und sein Vorhaben vermuthete, ihm nachgegangen wäre, und ihn entwaffnet hätte: Mein, mein Bruder, rief er ihm zu (indem er ihm den Degen aus der Hand riß,) man soll nicht sagen, daß der Churfürst von Sachsen der Mörder seiner Gemahlin gewesen. Als darauf der Churfürst sich mit Gewalt zu der Fürstin dringen wolte, und ihr den Hals zudrücken, Mine machte; so ergriff ihn der Prinz, mit der Stärke, nach welcher er alle Menschen so weit übertraff, und trug ihn in sein Cabinet. Der ganz entseztlich erzürnte Churfürst sagte ihm dabey alles, was ihm der Verdruß eingab. Der Prinz aber, der die Heftigkeit seines Gemüths kannte, und der bey sich versichert war, daß er bald bereuen würde, was er ist in der Hitze ausgestossen; ließ alle Hitze bey ihm verrauchen, und gieng nicht ehe von ihm, bis er seinen Geist beruhiget hatte.

Als aber der Prinz den Churfürsten verließ, so verfügte er sich sogleich zur Neitschin. Er traff sie bey der Gräfin von Rochlitz, ihrer Mutter und Vertrauten der Bosheit an. Ich bin sehr erfreut, Melchames, (sprach er zu ihnen mit einer ziemlich verächtlichen Mine,) daß ich euch hier besammeln antrefte, ich habe ohne das solche Heimlichkeiten vorzutragen, die euch beyde angehen. Eben ist hat der Churfürst einige Würkungen der nichtwürdigen Regeln an den Tag gelegt, die ihr ihm einflößt. Die Ehrerbietung, die ich ihm schuldig bin, hindert mich, mich deswegen an ihm zu rächen, und anßer dem, habe ich das gute Vertrauen zu ihm, er werde einst die Fallstricke entdecken, die ihr ihm leget, und euch selbst zur Straffe ziehet, weil ihr sein Vertrauen in euch so sehr mißbrauchet. Ich will ihn unterdessen verhindern, ungerecht zu seyn, euch aber, wo es möglich ist, die

Gefe.

Gelegenheit benehmen, die Tugend von Churfürsten zu verläumdern. Deswegen bin ich entschlossen von hier zu gehen. Aber gedenkt, daß ich, da ich euch ein offenes Feld für eure Streiche gebe, gleichwohl eure Verbindungen genau beobachtet und zu seiner Zeit dämpfen werde. Ich gebe euch daher Nachricht, ihr sollt mir vor die Churfürstin stehen. Ich forderre von euch, daß sie in Ruhe der Vorzüge genieße, die ihr hier gebühren. Wird sich mein Bruder so weit vergessen, und sie in meiner Abwesenheit beleidigen, so will ich mich an euch halten, und die Rache für solche Gewaltthätigkeiten an euren Köpfen vollstrecken. Ihr kennet mich, fuhr er mit drohender Stimme fort,) und ihr könnt euch versichern, ich halte mein Wort. Er wartete aber nicht auf ihre Antwort, sondern gieng nach Hause, um sogleich die Befehle zu seiner Abreise zu geben.

Als der Churfürst seinen Entschluß, Dresden zu verlassen, vernommen hatte, so ward er sehr betrübt, er hatte sich nach seinem Ungestüm besonnen, und der Zorn war bey ihm der Freundschaft und Liebe gegen seinen Bruder gewichen. Er ersuchte ihn, bey ihm zu bleiben, allein der Prinz bat ihn so inständig, zu erlauben, daß er sich einige Zeit entferne, daß ihm der Churfürst seine Einwilligung nicht versagen konnte. Er gab ihm auch alles prächtige Reise-Zeug, dessen er nöthig hatte, um in fremden Ländern seiner Würde gemäß, und als der Bruder und vermuthliche Erbe eines der größten Churfürsten erscheinen zu können.

Damals genoß Europa der süßen Ruhe des Friedens, und also stunden alle Länder seiner Neugierigkeit offen. Er sieng daher an, die berühmtesten Staaten und Provinzen zu besuchen. Überall ließ er seine angenehme Gestalt, seine Stärke, seine Geschicklichkeit, seine Pracht und sein beliebtes Wesen sehen und bewundern. Und weil er überzeugt war, daß die Hoheit



des Standes zuweilen dem Vergnügen mehr Eintrag thut, als daß sie dasselbe befördern; so hielt er für rathsam, inognito zu bleiben, und erschiene überall unter dem Nahmen eines Grafen von Meissen, welcher Nahme ihn für allem Zwang des Ceremoniels sicherte, doch aber auch so beschaffen war, daß man ihn um desselben willen mit Unterscheid aufnehmen konnte.

Als er nun die vornehmsten Höfe Deutschlands besehen hatte, so gieng er nach Holland, von dar nach England, und endlich nach Frankreich. In allen diesen verschiedenen Ländern hatte er verschiedene kleine Liebes-Händel; Weil sie aber nichts, als Folgen waren einer bald verbrauchten Liebes-Bluth, an welchen das Herz bey weitem so viel Antheil nicht hatte, als ein galantes Genie, das ihm nirgend in schläffriger Ruhe ließ, so glaube ich recht zu haben, sie zu verschweigen.

Eine solche galante Gemüths-Beschaffenheit war der Antrieb seiner Reise nach Spanien. Das, was ihm von der Schönheit der Spanierinnen und von ihrem verliebten Bezeugen zu Ohren gekommen, stellte ihm dieses Land als einen Schauplatz vor, der wohl werth sey, daß er ihn betrete. Er kam zu Madrid an, als man im Begriff war ein Stier-Gefechte zu halten, welches der König Carl II. seiner neuen Gemahlin der Pfälzischen Prinzessin, Maria Anna von Neuburg, zu Ehren angestellt hatte. Als er bey seiner Ankunfft vernahm, daß diese Lustbarkeit den andern Tag angestellt werden sollte; so sprach er zu dem Herrn seines Hofes mit der Annehmlichkeit, die allezeit seine Reden begleitete: „Sehet da eine erwünschte Gelegenheit uns hervor zu thun. Ich denke, wir müssen den

Leu-

Leuten hier etwas von uns zu reden machen, wir müssen morgen ein paar Längen brechen, und unsern Liebsten zu Ehren etliche Stiere hinrichten. Die Hof-Leute fielen diesem Vorschlag so gleich bey, und jederman suchte ihn nunmehr nur auszuführen.

Den Tag des Gefechtes erhob sich der Prinz mit seinem Gefolge in den prächtigsten Kleidern nach dem Platz-Majore, einem der größten und Regelmäßigsten, der seyn kan. Auf dem ganzen Umfang waren Schau-Gerüste aufgerichtet, auf welchen sich eine unzählbare Menge Menschen vom 2. Range befanden. Die Balconen, mit denen alle Fenster gegen diesen Platz gezieret sind, waren mit den reichsten Tapeten ausgekleidet. Dasselbst befand sich eine grosse Anzahl des vornehmsten Frauenzimmers, welches sowohl durch seine Schönheit, als die Pracht seines Ausputzes, das Auge belustigte.

War der Prinz von Sachsen voller Bewunderung, als er hier so viele schöne Personen beisammen fand, so waren alle Zuschauer nicht weniger bestürzt, als sie ihn sahen. Er hatte nichts gespart, diesen Tag ein prächtiges Aufsehen zu machen, und also zogen so wohl seine kostbare Kleider, als edelmüthige Stellung, womit er austrat, aller Blicke auf ihn. Einer fragte immer den andern, wer jene unbekannte Person sey? Kaum nahm man darüber in acht, daß der König und die Königin kamen. Ihro Cathol. Majestäten stellten sich auf einen mit den kostbarsten Tapeten und goldenen gestickten Küssen gezierten Balcon. Darauf gaben die Königl. Trompeter, Pfeiffer, Hautboyen und Trommeln das Lojungs-Zeichen. Die Kämpfer stellten sich ein, die Stiere wurden losge-

las-



lassen, und daß Gefechte nahm seinen Anfang. Der Prinz gab eine Weile einen Zuschauer ab; und dieses war ihm ein ungewöhnliches Schauspiel, ja er freuete sich als er wahr nahm, wie man sich in diesem Gefechte aufführen muß. Er wußte bald so viel, als alle die auf der Liste stunden, kaum wußten. Er verließ also seinen Balcon, stieg auf ein Pferd und fand sich an den Schranken ein, welche ihm sogleich eröffnet wurden. Er trat in dieselben hinein, und that Wunder der Geschicklichkeit und Stärke. Er führte mit dem Hirschfänger einen so entsetzlichen Hieb auf das Hals-Genick eines dieser wütenden Thiere, daß der Kopff beynahe ganz herunter gegangen, und also dasselbe tod zu Boden stürzte. Die Spanier konten ihn nicht sattfam bewundern, und konten sich nicht vorstellen, daß ein Mensch, der kein Spanier sey, so viel Herrschafft und Geschicklichkeit besitzen könne.

Der König erstaunte recht über diese That und verlangte zu wissen, wer der wunder-volle Fremdling sey, und als die Königin gleiche Forsch-Begierde merken ließ, so befahlen Ihro Majestäten, der Marquis de los Velez Edelmann von goldenen Schlüssel, sollte sich deshalb erkundigen. Dieser dachte keinen besondern Unterricht, als von diesem Unbekannten selbst, einzuholen. Er verfügte sich mit grosser Höflichkeit zu ihm, und sprach zu ihm: „Ihr treffliches Ansehen, mein Herr, ihre Geschicklichkeit und die Unererschrockenheit, die sie jezo bezeuget haben, haben sie sowohl eines allgemeinen Bewalls, als auch hauptsächlich, der Aufmerksamkeit Ihro Majestäten würdig gemacht. Auf deren gnädigsten Befehl nehme ich mir die Freiheit nachzufragen, wer derjenige sey, den unsere Kämpfer für ihren Meister erkennen, und den wir insgesamt bewun-

bewundern?.. Der Prinz antwortete hierauf mit Bescheidenheit: „Es seyen unverdiente Lobsprüche, mit denen man ihn gegenwärtig beehre, was seinen Namen betreffe, so wisse er nicht, ob hier der Ort sey, da ihm erlaubt sey, denselben von sich zu geben; weil aber Ihro Majestäten davon Nachricht zu haben verlangten, so bäte er unterthänigst dem Prinzen von Sachsen zu vergeben, daß er sich unterfange, in Dero höchsten Gegenwart zu erscheinen, ehe er die Ehre gehabt, Denen selbst aufzuwarten.„ Als der Marquis de los-Velez Ihro Majestäten diese Antwort zurück brachte; so verwunderten sie sich über alle massen, daß ein Prinz von so hohem Hause, sich in ein Stier-Gefechte Gewagt habe. Sie schickten darauf an ihn, und ließen ihm deswegen Glück wünschen. Weil aber das Ceremoniel dem König nicht erlaubte, ihn noch selbigen Tag zu sprechen; so ließ er ihm sagen: Er sey ihm in seinem Lande und an seinem Hofe willkommen, und er würde sich ein Vergnügen daraus machen, ihn bey sich zu sehen. Die Königin aber, welche nicht so sehr an Vorschriften gebunden ist, ließ ihn benachrichtigen, daß sie ihn noch diesen Abend sprechen möchte, und er solle zu ihr durch die geheime Treppe geführt werden.

Als der Prinz in das Gemach der Königin trat, so empfing ihn die Gräfin von Berlips, die bey der Königin am meisten galt, und welche sie noch aus Teutschland mitgenommen hatte. Diese Dame führte ihn in den Verhör-Saal. In denselben stand die Königin, mit dem Rücken lehnte sie sich an einen Tisch, der unter einen Himmel stand. Etwas von Sr. Majestät auf der rechten Hand befand sich ihre Ober-Cammerin, Catharina de Moncade von Aragonien, die Gemahlin des Herzogs Ferdinando. Zur Linken stunden die Hof-Damen, und ein



ein wenig zurück die Cammer-Frauen. Als der Prinz zur Königin kam, so wolte er dem Spanischen Gebrauch nachkommen, setzte eine Kny auf die Erde, und bat um Erlaubniß Ihrer Majestät die Hand zu küssen; allein sie wolte es nicht zulassen. Der Prinz bat inständigst, zu erlauben, daß er Dero hohem Range und vortreffliche Schönheit diese Schuldigkeit abstaten dürffte. Die Königin bot ihm also die Hand, welche vorher durch seine Geschicklichkeit und tapferen Muth ganz eingenommen worden, gleiche Bewegung über seine Höflichkeit empfand. Das Vergnügen, das sie darüber hatte, die außerordentlichen Ehrenbezeugungen, die sie dem Prinzen erwies, und die Gnade, und die Hochachtung, die sie ihm zu erkennen gab, ist nicht zu beschreiben.

Indessen aber, daß sie dergestalt mit ihm redete, so sahen alle Frauenzimmer dem Prinzen mit unverwandten Augen an, und blickten mit ebenso großem Verwundern auf ihn, als dort die Dienerinnen der Statira den Alexander.

Unter der Menge des Frauenzimmers, mit dem die Königin umgeben war, beobachtete der Prinz eine, die in seinem Augen alle ihre Gefehrten an Schönheit übertraff. Er konnte sich nicht enthalten einige Blicke auf sie schießen zu lassen, welche die Dame bemerkte, Der Prinz hatte die Freude, ihrem Blick zu begegnen, und ihr also in die Augen zu sehen, welche sie denn, unter einiger Erröthung, niederschlug. Das Vergnügen, das er hatte, sie zu sehen, war schuld, daß seine Aufmerksamkeit länger währete, als ordentlich zu geschehen pfleget; Sie währete ungemein lang, und wann die

Köni-

Königin kein Ende gemacht hätte, indem sie gesagt, daß die Zeit herbey komme, da der König zu Nacht speisete, vielleicht hätte sie der Prinz auch damals noch nicht beschloffen.

Ob er nun wohl Niemand, als die Königin, gesprochen, so hatte er doch den Frauenzimmern ein so unvergleichliches Compliment gemacht, daß sie dadurch ganz entzückt, und niemahls müde worden, ihn zu bewundern. Die Königin hatte eine besondere Lust, daß sie einen Prinzen ihrer Nation so sehr loben hörte, und konnte selbst nicht genug Ruhmens aus ihm machen. Ey, (sagte sie zur Gräfin von Berlips,) was ist doch für ein Unterschied zwischen unsern Prinzen und den hiesigen Leuten! Es kan seyn, daß sie an den König, ihren Gemahl gedacht, der als ein kleiner, zärtlicher, fränklicher und allzeit verdrießlicher Herr, in der That nicht sonderlich verliebt machte. Bey der Abend-Tafel sprach sie beständig mit dem König von dem Prinzen von Sachsen.

„Sein Verstand, (hieß es,) und seine Höflichkeit ist so groß, als die Schönheit seiner Gestalt; man muß ihn hoch schätzen. Meine Weibskente sind ganz gegen ihn entzündet, und haben mir schon den Kopf ganz warm gemacht mit den vielen Lob-Sprüchen, die sie ihm beylegen. Ich habe sie alle so gar bis auf die Herzogin von Ferdinand in Verdacht, (fuhr sie lächelnd fort, und sah dieselbe dabei an,) daß sie solche Gedanken von ihm hegen, die ihnen bisher nur von ihren Eh-Wännern eingefallen. . . . Bey meinem Alter, Madame, (antwortete die Herzogin mit einer gewissen hohen Würde, die sie niemahls verlor,) ist man über den Verdacht hinaus, und ich glaube gewiß, Ihrer Majestät wolten sich nur belustigen, wenn sie mich beschuldigen, daß ich mich durch die Vorzüge des Prinzen von Sachsen solte haben fangen lassen. Unter dessen bekenne Ihrer Majestät, daß ich ihn so beschaffen finde, daß er leicht ein Herz gewinnen solte, und wenn wir unser junges Frauenzimmer glauben wil, so sollen



sollen sie seine Bekanntschaft meiden. Indem die Herzogin diese letzte Worte sprach, so sah sie auf die Marquisin von Manzera, ihre Tochter, Königl. Hof-Dame, und eben diejenige, die der Prinz mit so großer Aufmerksamkeit betrachtet hatte. Sie nahm das bey wahr, daß die Marquisin kaum die Augen aufhub, und da sie gewahr ward, daß sie dieselbe ansehe, dieselben plötzlich niederschlug, und die Farbe veränderte. Mehr braucht es nicht, den Verdacht der Herzogin zu stärken. Es hatte sie gedeutet, der Prinz von Sachsen habe einigen Eindruck in das Herz ihrer Tochter gehabt, weil sie beobachtet, daß sie ihn besonders angesehen, und nichts zu seinem Lobe gesprochen. Sie entschloß sich, besonders auf ihre Tochter Acht zu haben, und wo es möglich wäre, sie von der gefährlichen Bahn der Liebe abzuhalten. Aber vergebene Vorschläge! Das mißliche Schicksal, das zuweilen ein Herz dahin bringt, daß es eine Zeit-lebens dauernde Verbindung eingeht, wirkte bey der Marquisin so heftig, daß es ihr unmöglich war, ihrem Unglück zu entfliehen, und der Herzogin von Fernandino sie davor zu bewahren.

Der Prinz von Sachsen, der auf eine ganz ungemaine Weise in die Marquisin verliebt war, dachte unterdessen auf nichts anders, als zu erfahren, wer sie sey, und die Mittel, ihr seine Leidenschaften bekannt zu machen. Aus der Stelle, die er sie bey der Königin begleiten sah, hatte er schon den Schluß gemacht, sie müsse eine der vornehmsten Hof-Damen seyn. Gleich den andern Tag erfuhr er, daß er Recht habe, und so bald er sie einigen jungen Herren, die ihm aufwarteten, beschrieb, vernahm er ihren Namen und die Nach-

Nachricht, daß sie unter einem eifersüchtigen Gemahl und einer scharffen Mutter stünde, dergestalt, daß man es vor unmöglich hielte, ihr beyzukommen.

Diese Berichte hatte jederman verwirrt gemacht; Nur der Prinz von Sachsen blieb bey denselben unbeweglich; dann er ward eben so herzhast in seinen Liebes-Begebenheiten, als er sich nachgehends mitten unter dem Gemehel der blutigsten Schlachten erwies. Je schwerer es schien, die Marquisin zu gewinnen, je würdiger schiene ihm dieselbe zu seyn, einen Theil seiner Gedanken auf sie zu wenden.

Es verstrichen einige Tage, bis er Gelegenheit fand, sie zu sehen. Weil der König die Nacht nach dem Stier-Gefechte unpaßlich worden, so kam er nicht aus seinem Gemach; Die Königin verließ ihn keinen Augenblick, und weil die junge Marquisin den Dienst hatte, so gieng sie nicht aus dem Vorzimmer, wohin aber der Prinz nicht kommen konnte, weil er dem König noch nicht aufgewartet hatte.

Unterdessen vernahm er, daß die Marquisin eine Cammer-Frau habe, auf die sie ein größser Vertrauen setze. Er erfuhr, daß dieses eine alte Jungfrau sey, welche viele Verwandten habe, die sie von der Freygebigkeit seinen Geliebten meistens erhielt. Er trug keinen sonderlichen Zweifel diese Jungfrau zu gewinnen, und sich derselben bedienen zu können, sich in die Gewogenheit der Marquisin einzuschleichen. Das war die größte Schwürigkeit mit ihr zu sprechen, er hatte keinen Zutritt in ihrem Hause, und er sprach auch kein Spanisch. Es war zu vermuthen, daß die, welche er zur Vertrauten verlange, keine andere Sprache verstehe. Allein, wo sind die Schwürigkeiten, wel-



die die Liebe nicht übersteiget? Nachdem er die Ausführung seines Vorhabens wohl überlegt hatte, so vertraute er seine Gemüths-Beschaffenheit einem Bruder des Franciscaner-Bettel-Ordens, welcher ein Italiäner, und von der Art der verwegenen Erbschelmten war, die für nichts Scheu tragen. Alle Tage kam er und brachte einige Salate und Blumen, um bey dieser Gelegenheit und Freygebigkeit des Prinzen zu genießen. Diesem gab sich der Prinz bloß, er trug ihm auf, Bekanntschaft mit der Marquisin zu suchen, und der willfährige Pfaffe that es mit großem Eiffer, daß er bald vernahm wie Dona Lora, (so hieß der Name der Vertrauten der Marquisin) außerordentlich eigennützig sey, und sie werde gewiß die Geschenke des Prinzen nicht weit wegwerffen. Er lobte ihr daher diejenigen, die ihm zu Theil wurden, über die massen. In einem Tage (sagte er zu ihr) bekomme ich mehr von ihm, als mir alle Grandes von Spanien in ganzen Monaten geben. Darauf sprach er mit ihr, wie trefflich der Prinz aussehe, und was er vor eine ungemeine Stärke besitze, von welcher er so viele Wunder erzählete, daß sie ganz bestürzt und davon eingenommen ward. Die alte Lora hinterbrachte der jungen Marquisin das alles, welche es dann mit eben so grosser Aufmerksamkeith, als besondern Vergnügen anhörte. Wann Lora ihr nichts neues mehr vorzutragen mußte, so saate sie oft mit murrischem Gesichte zu ihr: Nun, könnt ihr mir dann nichts mehr von dem schönen Fremdling berichten. Denn so hieß der Prinz bey dem Madrithischen Frauenzimmer.

Nachdem der König wieder gesund worden war, begab sich der Prinz öffentlich nach Hofe. Er erschien

Das

dieselbst unter dem Titul eines Grafen von Meissen, und ward von den Grafen von Benavente eingeführet. In dem Borgemach fand er den Herzog von Montalte, und viele andre Herren, die auf ihn warteten. Der König empfing den Prinzen in seinem Cabinet, er stunde, war bedeckt, und gegen ein Tischgen gelehnt, und hatte einen Lehnstuhl zu seiner Rechten stehen. Als der Prinz sich zum andernmal neigte, that der König den Huth ab. Aener redete Italiänisch, der König aber antwortete in Spanischer Sprache, nachgehends aber redete er auch Italiänisch. Er ließ sich den Prinzen bedecken, und befahl allen, die gegenwärtig waren, und allen Hof-Leuten, ihn mit eben denselben Ehren-Bezeugungen zu bedienen, die den Prinzen vom Geblute erwiesen werden. Nachgehends sagte er zum Prinzen, nun sollte er der Königin die Hand küssen, weil sie mit Verlangen auf ihn wartete. Der Prinz bedankte sich gegen den König für die außerordentliche Gnade, die er ihm bezeuge, und der Graf von Benavente gieng hin, und benachrichtigte die Königin.

Alle Herren, die in dem Zimmer des Königs waren, begleiteten den Prinzen ins Gemach der Königin, Ihro Majestät empfingen ihn mit eben so grossen Hochachtungs-Bezeugungen, als sie ihn das erste mal beehret hatten. Während der Zeit als der Prinz mit der Königin sprach, ließ er die Augen der Marquisin von Manzera herum schieffen. Es war ihm nicht sonderlich schwer, sie in der Menge zu unterscheiden. und er hatte das Vergnügen, daß er wahrnahm, wie sie ein besonderes Auge auf ihn habe. Dieses aber war auch der einige Vortheil, den er diesen Tag er-

B 2 . . . . . rei



reichen Konte, dann er konnte keine Gelegenheit finden, sie zu sprechen.

Nachdem der Prinz sich bey der Königin beurlaubet, verfügte er sich in den Pallast der Königin Mutter Mariane von Oesterreich hinterbliebene Wittwe Philipp des IV. Er ward von dieser Prinzessin mit besondern Höflichkeit aufgenommen. Sie erinnerte sich den Churfürst Johann Georg den III. zu Wien gekannt zu haben, und hatte eine besondere Freude, daß sie seinen Prinzen zu Madrid sprechen sollte.

Den Tag darauf, als der Prinz bey Hofe gewesen war, vermochte die regierende Königin, welche jung und wohlgestalt war, ihren Gemahl einen Ball zu geben. Der Prinz von Sachsen ward dazu eingeladen. Er erschien dabey in solchem Aufzug, durch den seine schöne Gestalt noch um ein merckliches erhöht ward. Die Königin eröffnete den Ball mit ihm, weil der König selbst nicht tanzen wolte, und als der Prinz die Königin an ihren Platz zurück führte, so fragte er, welche Dame Ihre Majestät ihm aufzufodern befehlen? Diese Prinzessin versetzte, sie wolt ihm in diesem Stück nicht einschräncken, er möchte nur diejenige auffordern, die in seinen Augen die schönste wäre. Der Prinz machte statt der Antwort ein sehr tieffes Compliment, und gieng ohne lang zu suchen zu der Marquisin von Manzera, grüßte sie sehr ehrerbietig, und sprach zu ihr: Madame, die Königin hat mir befohlen, mit dem schönsten Frauenzimmer in gegenwärtiger Gesellschaft zu tanzen, ich zweifle nicht, Ihre Majestät haben mir damit die Marquisin von Manzera anzeigen wollen. „ Ich glaube nicht, mein Herr, (antwortete die Marquisin,) daß die Königin ihre Wahl billige, ja ich befürchte, es möchte Ihre Majestät unangenehm seyn, daß sie

ihre

ihre Befehle nicht besser austrichten. Madame, erwiderte der Prinz, die Königin hat zu viel Einsicht, daß sie nicht geschehen sollte, wie Dero Person das allervollkommenste ihrer Königreiche sey; Solte sie aber so billig nicht seyn, so sollte es mich doch nicht aufhalten, dieselbe für die trefflichste Person in der Welt zu halten, und zu glauben, daß sie am meisten die Verehrungen der Götterinnen verdienen. „ Ob sich nun wohl die Marquisin stellte, als verstünde sie den Prinzen nicht, so verstunde sie ihn doch mehr als zu wohl. Sie gieng beständig nach dem Ende des Saals fort, und tanzte endlich mit solcher Annehmlichkeit, daß der Prinz für Verwunderung ganz ausser sich selbst kam, und indem er vergaß, wo er war, mit lauter Stimme ausrief: „ Himmel! hast du so viel Annehmlichkeit mit so großer Schönheit vereinigen müssen. „ Dieses jagte der Marquisin eine schamhafte Röthe ein, die Herzogin von Fernandino beobachtete es. Diese Dame gerieth hiezu über in eine hefftige Betrübniß, weil sie vorher sahe, daß wann der Prinz von Sachsen sich noch einige Zeit am Spanischen Hofe aufhalten werde, so würde ihre Tochter seinen Nachstellungen unterworfen seyn. Das allerbetrübteste für die Marquisin war noch dieses, daß ihr Gemahl den Ausspruch des Prinzen gehört hatte. Er wurde äußerster massen eifersüchtig hierüber, begab sich hierüber, und befahl ihr ziemlich ungestüm, nicht mehr mit dem Prinzen zu tanzen. Weil der jungen Marquisin die Verdrießlichkeit ihres Gemahls bekannt war, so kam ihr solcher Befehl ganz nicht fremde vor: Sie gehorchte demselben, ließ sich hinter den Sessel der Königin nieder, von dannen sie sich den ganzen Abend nicht bewegte. Aber das Vergnügen, den Prinzen anzusehen, konte sie sich doch selbst nicht versagen, und zwar ihn so anzusehen, daß



er leicht schließen konnte, daß, was er ihr gesagt habe, ihr eben nicht mißfallen. Er hätte sie gern gesprochen, aber sie vermied es mit so großer Sorgfalt, daß er ihr nicht beykommen konnte.

Unterdessen hatte doch, was er ihr gesagt hatte, allen erwünschten Eindruck bey ihr gehabt, und hatte sie vollkommen von seiner Gemüths-Bewegung überzeugt. Die Berrichtungen des Prinzen stimmten auch allzuwohl mit seinen Worten überein, als daß die Marquisin noch in etwas zweifeln sollte. Es kam ihr auch nie der Gedanke ein, ihn nicht zu lieben, das war ihre einzige Sorge, daß sie ihm niemals ein Zeichen ihrer Liebe geben möchte. Diß aber war eine große Unternehmung, deren Schwierigkeiten sie nicht einsah, doch glaubte sie, das sicherste Mittel auszuführen, sey die Gegenwart des Prinzen zu vermeiden. Eine leichte Kranckheit mußte ihr eine Zeitlang zum Vorwand dienen, daß sie nicht ausging, und alle Gelegenheit flohe, wo sie ihn anzutreffen gedachte. Sie that noch mehr: Sie befahl zugleich der Dona Lora, ihr nichts mehr vom Prinzen vorzutragen, ich will sein ganzes Bild (sagte sie) aus meiner Seelen rotten. Allein Dona Lora, die der Prinz durch seine Geschenke schon auf seine Seite gebracht, hielt nicht vor rathsam, ihr zu gehoramen, sie redete ihn unaufhörlich von ihm vor, und die Marquisin hatte noch nicht so viel Macht über sich selbst, daß sie ihr still zu schweigen befehlen können. Der Prinz, der von allem, was mit der Marquisin vorgieng, Nachricht bekam, unterfieng sich an sie zu schreiben, und trug dem Franciscaner-Bruder auf, den Brief der Dona Lora zuzustellen. Diese machte Anfangs große Schwierigkeiten, sie sagte,

te, sie habe allzu scharffen Befehl von ihrer Frau, nichts mehr vom Prinzen mit ihr zu sprechen, und sie getraue nicht, ohne Verlust ihres ganzen Glücks, ihr einen Brief zu überreichen. Der Mönch sahe bald, wo sie hinaus gedachte, und bligte ihn ein paar mal mit einem Diamant in die Augen, wovon sie dann dergestalt verblendet ward, daß sie sich entschloß, das Briefeaen zu bestellen.

Noch denselben Abend berichtete sie der Frau von Manzera, daß ihre Eingekerkertheit und Stillschweigen gleichwohl den Prinzen nicht müde machte, sie zu verehren, und habe er Mittel gefunden, einen Pfaffen auf seine Seite zu bringen, der ihr einen Brief zugestellet, den sie auch bey sich habe. Bey diesen Worten entfärbte sich die Marquisin. „Lora, sagte sie, wilt du mich umbringen, und mich meine Schuldigkeit gegen den Herrn von Manzera brechen heißen? Siehest du nicht, wie vielumglück und Verdruß ich mich pressen geben würde, wann ich mich in den Brief Wechsel einliesse, den du mir anträgest. Nein, ich will mir nichts vorzuwerfen haben; Rede mir nicht ein Wort mehr vom Prinzen von Sachsen, (fuhr sie unter Vergießung vieler Thränen fort,) mein eigen Herz spricht so schon zu viel von ihm: wie, Madame, (sagte Lora,) wollen sie den Brief nicht annehmen? Nein, (antwortete sie,) ich will ihn nicht, gib ihn dem, der ihn gebracht, zurück, und befehl ihm sogleich in meinem Rahmen, sich aus dem Hause zu packen und nimmermehr wieder zu kommen.“ Dona Lora ward über diesen Entschluß nicht wenig bestürzt: „Sie werden des Prinzen Tod sehn, (sagte sie zu ihr,) oder aber er geräth auf solche Dinge, die ihnen Lebenslang nicht angenehm sehn werden. Laß mich in Ruhe, Lora. (versetzte die Marquisin,) ich martre mich zwar bis auf den Tod, aber ich beobachte meine Schuldigkeit, und diese ist mir lieber, als alles.“ Kaum hatte sie diese letzten Worte gesprochen, so bedeckten sich ihre Augen mit Thränen. Dona Lora sahe die-



ses für einen erwünschten Augenblick an sie, zu Eröffnung des Briefleins zu bewegen. Sie warf sich also zu ihren Füßen, und sagte: „Madame, haben sie die Güte, und eröffnen mir das Briefgen, der Prinz wird meynen, sie wolten ihn verachten, und wie wird ein Mensch von so hohen Rang, wie er, ein solch hartes Verfahren ertragen können. Oh, (fuhr sie heraus,) was bekümmere ich mich drum, er lasse mich in Ruhe, weiter begehre ich ja nichts. „ Allein ihr damahls ganz gepreßtes Herz konnte die Seuffzer nicht zurück halten. Lora bemerkte alle Bewegungen ihrer Frauen auf das genaueste; Sie fuhr fort in sie zu setzen, und ihr hundert Gründe anzuführen, die sie bewegen solten, diesen Brief zu eröffnen. Als nun die Marquisin sah, daß sie nicht aufhöre ihr anzuliegen, so stund sie eifertigst auf und schloß sich in ihr Cabinet. Dona Lora hatte versprochen der Marquisin das Briefgen zuzustellen, sie wolte also ihr Versprechen halten, weil sie nun nicht erhalten konnte, daß es die Marquisin selbst annahm; so machte sie es auf, nahm den Umschlag davon, und steckte es unter das Kieß Papier, worin die Marquisin gewohnt war, nach Eische zu arbeiten. Diese List gelang ihr. Nach Verlauf einiger Stunden kam die Marquisin und wolte einen Blumen-Strauß, den sie angefangen hatte, ausmachen, und da fand sie das Schreiben. Sie konte unmöglich umhin, sie mußte es lesen. Dona Lora traf sie darüber an, und sie setzten alles ins Werk die Marquisin zur Antwort darauf zu vermögen, allein dieselbe schlug es beständig ab.

Dona Lora erzählte dem Bruder Stephano, was vorgegangen war. Er fand daß Tugend und Zärtlichkeit an dem Verfahren der Marquisin von Manzera gleichen Antheil hatte, er mußte sie wahrhaftig bedauern,

ren, und er hätte gewünscht, der Prinz wäre davon abgestanden, oder hätte sich einen andern Bevollmächtigten ausersehen. Er unterließ indeß nicht die Dona Lora zu bitten, einen neuen Versuch zu thun, einige Zeilen von ihrer Hand zu erhalten. Diese wendete aufs neue Gründe, Bitten und Flehen dazu an, allein die Marquisin war endlich über ihre Unverschämtheit ungeduldig, und drohete ihrem Gemahl zu sagen, was sie von ihr vor Nachstellungen zu ertragen habe; und so war also vor den Bettel-Bruder nichts übrig, als wieder abzugehen. Der Prinz war eben am Fenster, er kannte ihn von weitem, lief ihm entgegen und beehrte die Antwort der Frauen von Manzera. Allein der Frater, der keine hatte, bat ihn, nur zu hören, was er ihm zu berichten habe.

Diese Nachricht verfestete ihn in die heftigste Traurigkeit, und er bildete sich allezeit ein, er wäre unglücklicher, als er in der That war. Er meynete Dona Lora habe aus Eigennuß alle schmeichelhafte Stellen selbst gemacht, von denen sie vorgegeben, daß sie in den Gesprächen mit ihrer Frau vorgekommen, da im Gegentheil die Marquisin wirklich nicht anders gegen ihn als gleichgültig gesinnet sey. Diese Gedanken nahmen sein Herz so stark ein, daß er darüber in die heftigste Wehmuth gerieth.

In diesem Zustand brachte er drey Tage zu, da wolte er bald eine Sache, bald beehrte er eine andre. Endlich entschloß er sich zu den Frater Stephano aufs neue an sie zu schicken, und ihr 4 ehrerbietige Klagen zu überschreiben; daß sie davon gerührt werden möchte. Der Bettel-Mönch stellte ihm wiewol vergebens vor, daß seine andere Gesandtschaft nicht glücklicher als



die erstere seyn würde. Der Prinz verwies ihm seine wenige Zuneigung zu ihm, und seine Undankbarkeit, und nöthigte ihn also zu gehorsamen. Hundert Vistolen, die er im Nahmen des Prinzen der Dona Lora überbrachte, verliehen dieser eine neue Lebhaftigkeit: Sie übergab der Marquisin den andern Brief, und diese begieng die Schwachheit, daß sie ihn laß. Dona Lora ward bey dieser Gelegenheit ganz beredt, und suchte ihre Frau völlig zu überzeugen; Sie könne mit gutem Gewissen einer Person, die sie gleichsam anbede, ihr Mitleiden nicht versagen. Sie erhob die Vorzüge des Prinzen Himmel-hoch. „Ich will des Todes seyn, (sagte sie,) wann außer ihnen eine Frau auf der Welt ist, die sich nicht vor ein besonderes Glück schätze, von einem solchen Mann geliebt zu werden.“ Kurz, diese gefähliche Vertraute gab sich so viele Mühe, und ließ der Marquisin so lange keine Ruhe, bis sie, ohngeachtet sie sich vorgenommen hatte, nicht zu schreiben, dieselbe dahin gebracht, daß sie darauf antwortete. Weil der Prinz diesen Brief niemals von Händen kommen lassen, noch auch den, so er an die Marquisin geschrieben, jemand gezeigt; so kan sie der Leser hier nicht antreffen. Alles was man davon von den Vertrauen des Prinzen erfahren können, besteht darinn, daß ihm die Marquisin damals geantwortet: „Sie sey bey seiner Zuneigung nicht gleich gültig, ja sie würde ihn Zeit Lebens lieben, das sey aber alles, was sie vor ihn thun könne. Sie bäte ihn, damit vergnügt zu seyn, und sich nicht einmahl die Gedanken einfallen zu lassen, daß er sie sprechen wolle, weil es nicht geschehen könne, ohne sich beyversets in große Gefahr zu setzen.“

Dieses Schreiben hatte dem Prinzen allzu große Hoffnung gemacht, als daß er es dabey lassen sollen. Die Gefahr konnte ihn niemals erschrecken, und war ihm

ihm nimmermehr ein Bewegungs-Grund, der ihn aufhielt. Er schmeichelte sich auch im übrigen dieselbe zu vermeiden, durch die Verrückung, die er zu machen gedachte. Er unterredete sich über diese Materie mit der Dona Lora, welche sich zu dem Ende nach Casa del Campo einem Königlichen Lust-Schloß, dessen Garten an den Fluß Manzanares stößt, begab. Der Prinz ward begleitet vom Frater Stephano, und ward für einen Italiäner aus der Freundschaft dieses Frates angesehen. Er hatte seine Castanienbraune Haare unter eine weiße Perücke gesteckt, welches ihm denn vollkommenlich verstellte. Dona Lora hatte eine ihrer Basen bey sich: Doch kostete es nicht viel Kunst, sie mit dem Fr. Stephano allein zu lassen, da sie denn mit dem Prinzen in einer Allée sich auf die Seite begab. Als er sich bey ihr allein befand, so leerete er seine Säcke mit goldenen Schaustücken aus, und bat sehr höflich, sie möchte dieselbe als ein Zeichen seiner Erkännlichkeit aufnehmen, er wolle sie versichern, daß er es hierbey nicht wolle bewenden lassen, und wann sie fortfahren würde, ihm gefällig zu seyn, so wolle er sie und ihre Base in glücklichen Stand setzen. Er verpflichtete sie hernach äußerster massen, ihm Gelegenheit zu schaffen, die Marquisin zu sprechen. Wiewohl er nun dieses auf ziemlich gebrochen Spanisch sagte, so verstund ihn doch die Lora gar wohl; Sie machte aber Anfangs grosse Schwierigkeiten; allein eine goldene Sack-Uhr, die er ihr vor ihre Base verehrte, öffnete ihr das Verständniß um ein grosses. „Wolte Gott, sagte sie, ich wäre die Marquisin, Sie sollten mich, und wenn es auch mein Tod wäre, sogleich sprechen.“ Der Prinz danckte ihr vor den guten Willen, den sie ihm



ihm bezeuge, und bat sie, etwas zu erfinden, daß er die Marquisin sprechen könne. Nach vielen hin und her überlegten Vorschlägen, kamen sie darinn überein; Daß, wenn die Marquisin ihn durchaus nicht vor sich lassen wolle, so solle ihn die Dona Lora in ihr Zimmer führen. „Sie werden ihr zu Fuß fallen, sagte Lora, und sie um Verzeihung bitten, und glaube ich ganz gewiß, sie wird sich erbitten lassen. Aber sie müssen sie nicht verlassen, (setzte sie hinzu) bis sie ihnen versprochen, mir die Streiche zu vergeben, die ich ihr gespielt habe. „Da nun diese Stücke also eingerichtet waren, so wurden sie von beyden Theilen beschworen, und als der Prinz von seiner Vertrauten gieng, so begehrte er nochmals sehr inständig, die Vollziehung zu beschleunigen. So bald Dona Lora zu ihrer Frau zurück kam, so erzählte sie ihr, daß sie zu Casa del Campo gewesen, da habe sie den Prinzen gesehen, der sie wahrhaftig gedauret habe, weil er so sehr elend ausgesehen. „Aber, (sprach sie weiter) ich konte mich der Thränen nicht enthalten, als ich von ihm vernahm, daß es die Liebe zu ihnen sey, die ihn umbringe. Er ist mir zu Fusse gefallen, und hat mich sehr schön gebeten, ihm die Mittel an die Hand zu geben, daß er sie einige Augenblick zu sprechen bekäme. Ich bin gezwungen gewesen, ihm zu versprechen, daß ich es ihnen vortragen wolle, und in der That, Madame, sie sind im Gewissen verbunden, mit ihm zu sprechen, um ihn das Leben zu erhalten. Ey, lassen sie ihn vor sich kommen, nur damit sie ihm sagen können, daß er sich mit eider Hoffnung aufhalte. Ach! was rathest du mir, Lora, (antwortete sie,) da du zumal den jämmerlichen Zustand meines Herzens kennest; und wie soll ich mich helfen? Allein, Madame, (versetzte diese gefährliche Weisperson,) können sie sich entschließen, ihn sterben zu lassen. Denn sollten sie fortfahren, ihn zu verstoßen, so bin ich nicht gut davor, daß er sich nicht ein Leid zufüge. Aus seinen Reden zu schließen, so steht alles von seiner Verzweiflung zu befahren. Was ist es dann nun mehr? wenn sie ihn in der Absicht kommen lassen, um ihn zu sagen, daß er sich mit vergebener Hoffnung schmei-

schmeiße, und daß er je eher je lieber auf seine Rettung bedacht seyn solle. Wird er endlich nicht mehr an sie gebenden, so zweifle ich sehr, ob sie viel an ihn gebenden werden. Ey das gebe der Himmel! (rief die Marquisin bey Vergießung vieler Thränen) allein ich befürchte eben das Gegentheil. Unter dessen (fuhr sie fort) daß du mir nichts vorzuwerfen habest, so sey es, mache eine viertel Stunde aus, in der wir uns sprechen mögen. „Auf diese Erlaubniß vermeldete Lora dem Prinzen sogleich, daß er die folgende Mitternacht kommen solle.

Der Prinz gerieth über solche freudige Nachricht in die größte Bewegung, kleidete sich ganz besonders an, und als die Zeit, die bestimmt war, heran kam, so hüllte er sich in einen Mantel, nahm dem Herrn von Bisthum, seinen Cammer-Zuncker, zu sich, als welchen er schon von langer Hand zu seinen nachtllichen Galanterien angezogen hatte, und verfügte sich abgeredeter massen an die kleine Garten-Thüre des Pallastes von Manzera.

Was er hierin vornahm, war so verwegen, daß er selbst nicht drüber nachsinnen mochte. Es kam darauf an, daß man, weder von einem eifersüchtigen Gemahl, noch einer aufmerck samen Mutter entdeckt werde. Es stund alles zu befürchten, wenn man verrathen würde, und nichts konte leichter geschehen. Der Marquis von Manzera und die Herzogin von Fernandino wohnten in einem Hause, und die Fenster der beyden Zimmer gingen in den Garten. Hundert unvermuthete und allezeit gleich gefährliche Zufälle konten darzwischen kommen. Seine natürliche Unerforschtheit und seine hefftige Liebe zeigten ihm aber dieselbe nur deswegen, daß er sie trogen könne, und er rennete in dieselbe, ohne sich einen Augenblick zu bedencken.



Es war alles schön veranstaltet, daß er die Garten-Thür offen fand, und noch dazu die dienstfertige Lora, die auf ihn wartete. Er befahl dem Herrn von Visthum auf ihn zu warten, und folgte der Donna Lora, die ihn über eine kleine Treppe in das Zimmer der Marquisin führte. Ich will hier die Freude nicht abschildern, welche diese beyde Verliebte spürten, als sie einander sahen, noch will ich auch berichten, was sie zu einander sagten. Das erstere ist sich leichter vorzustellen, das andere aber ist ein Geheimniß geblieben, das sie niemand entdeckt haben. Vermuthlich aber ist ihnen die Zeit nicht lange worden, denn sie blieben drey Stunden beysammen, und wiewohl die Marquisin willens war, den Prinzen nur zu dem Ende zu sprechen, daß sie ihm absagen wolte, so war es ihr doch unmöglich zu erfüllen. Sie beredeten sich eine neue Zusammenkunft anzustellen, und sie sprachen einander zu verschiedenen malen auf diese Weise.

Weil der Hr. von Manzera einige Zeit krank war, so kam dieses unsern beyden Verliebten trefflich zu statuten. Es kam derselbe nicht aus seinem Zimmer, und wolte auch nicht haben, daß seine Gemahlin in demselben schlafen sollte. Aber eben der Umstand, der ihnen so beförderlich war, ward endlich die Quelle ihres Unglücks. Der Herr von Manzera war mit großer Schlaflosigkeit geplagt, und fast alle Nächte stund er auf, und spazirte auf einem offenen Lust-Gang herum, der auf den Garten stieß. Als er eines Morgens in der Nacht wegen unerträglicher Hitze ein Fenster aufgemacht hatte, um frische Luft zu schöpfen, so sah er bey dem Mondschein, daß eine Manns-Person, den ein Frauenzimmer führte, von der Seite der

Zim-

Zimmer seiner Gemahlin her kam, durch den Garten durchgieng, und endlich durch die Thüre nach der kleinen Strasse zu hinaus kam. Er sah das Frauenzimmer zurück kommen, und sah daß es Donna Lora war. Weil aber diese schon zu viel Jahre hatte, als daß sich die Liebhaber bey ihr einstellen sollten, so machte er gar nicht viel Bedenkens zu glauben, derjenige, den er gesehen, müsse ein Liebhaber seiner Gemahlin seyn, und weil er sich zugleich des erinnerte, was der Prinz auf dem Ball ausgeruffen, so fiel er alsobald mit seinem Verdacht auf ihn.

Niemals ist ein Mann verzeufter gewesen, als dazumal der Marquis. Die Treulosigkeit einer Person, die er als seine Geliebteste geehret, und der Schimpff von einer Weibs-Person betrogen zu seyn, machten ihn so verwirrt, daß er bey nahe dadurch von Sinnen kam. Lange Zeit war er unschlüssig, was er anfangen sollte. In der ersten Bewegung wolte er seine Gemahlin und die Donna Lora ermorden, als er aber nachsann, daß er durch solch ein heftiges Verfahren seine eigene Schande aufdecken würde, ohne daß er den Urheber derselben bestrafen könne, so nahm er sich vor, diesen zuerst seiner Rache aufzuopfern, und nachgehends Rechenschaft von seiner Gemahlin zu fordern, wegen ihrer Treulosigkeit, für welche ihm alle Marter geschienen.

Unter diesen seinen verzeuften Anschlägen brach der Tag an. Er wolte aber sich gegen seine Leute nichts merken lassen, darum legte er sich nieder, stellte sich, als wann ihm schlimmer geworden, und sagte, man solle heute niemand vor ihn lassen, auch nicht einmal die Marquisin seine Gemahlin, welche, seit dem

er



er frantz worden, den Nachmittag bey der Herzogin von Ferdinandino in ihrem Gemach zubrachte. Ein einiger seiner Haufgenossen blieb bey ihm, und dieses war ein vertrauter Cammer-Diener. Der Marquis offenbahrte ihm sein Herz, und befragte sich bey ihm, auf welche Weise er sich rächen solle. Der Tod des Prinzen von Sachsen, oder wer auch der Liebhaber der Marquisin seyn möchte, ward in diesem Rath der Bosheit beschossen. Der Cammer-Diener nahm es über sich, auszuführen, und versprach, drey Kerls zu suchen, welche ohngefragt, wer der sey, dem er zu Leibe wolle, ihm beystehen sollten, einen jeden umzubringen, der sich des Nachts an der kleinen Thüre des Gartens einfinden würde.

Während der Zeit, als der Marquis diesen Anschlag machte, so gedachten unfre, mit ihrer Liebe beschäftigten Beide an nichts weniger, als an das Ungewitter, so sich über ihnen zusammen zog. Die Marquisin war vor das Zimmer ihres Gemahls gekommen, aber es kam ihr nicht fremde vor, daß sie nicht vor ihn gelassen worden, weil es sehr oft geschah. Der Marquis war mit starken Haupt-Schmerzen behaftet, und wann er dieselben empfand, so schloß er sich ein, und niemand als sein Cammer-Diener durfte zu ihm kommen. Sie machte sich keine andere Gedanken, als er fühle noch seine Schmerzen, und deswegen wolle er allein bleiben.

Zween Tage verstrichen, ehe der Cammer-Diener die Zahl der Mörder aufbringen konnte. Den dritten Tag gab er dem Marquis Nachricht, daß alles fertig sey, und daß zum Opfer nichts fehle, als das Thier, das geschlachtet werden solle. Weil der Mar-

quis

quis gewiß vermuthete, daß der Gegenstand seiner Rache diese Nacht noch eintreffen werde, so wolte er auch seine Rache nicht aufschieben. Er stellte also Befehl, daß die Mörder bey Eintritt der Nacht die kleine Strasse besetzen, auf welche die Hinter-Thür des Gartens gehe, und jedermann darnieder stossen sollten, der sich daselbst einstellen werde. Die Sache ward vollzogen, wie sie entworffen gewesen. Die vier Mörder (dann der Cammer-Diener war der Rädelführer) durfften nicht lang in der kleinen Gasse warten. Sie sahen bald eine Manns-Person mit einem Mantel verhüllet ankommen, welche auf die Thüre des Garten von Manzera losgieng, und sich schon anschickte, dieselbe zu eröffnen. Sie sprangen auf ihn zu, und gaben ihm einige Stöße, ehe der Prinz (dann er war es) sich zur Wehr setzen konnte. Allein er zog seine Sack-Pistolen, die er bey sich hatte, und schoß dem den Kopff entzwey, der ihm das Leben zu rauben der geschäftigste gewesen. Der Schuß machte, daß Bisthum, der am Ende der Strasse stehen geblieben, herzu lieff. Er fand den Prinzen mit dem Degen in der Faust gegen 3. Kerlen fechten. Er trat zu ihm, der Streit ward hitzig, noch einer von den Mördern verlor das Leben, der dritte ward tödlich verwundet, der vierdte nahm die Flucht, ohne daß ihn weder der Prinz, noch Bisthum aufzuhalten verlangten.

Der Prinz war vergnügt, daß er der Gefahr entgangen, und eilte, ob ihn gleich seine Wunden sehr schmerzten, stark nach seiner Wohnung. Diese Eilfertigkeit bewahrte ihn dann auch vor dem Verdruß von der Nacht-Wache, welche der Schuß herbey gezogen, eingezogen zu werden. Die Gerichts-

E

Die



Diener huben die Todten und den Verwundeten auf. Der letzte begehrte einen Beicht-Vater, um ihn in Gegenwart der Wache und anderer Zeugen zu entdecken, der Marquis von Manzera habe ihn zu einem Meuchel-Mord gedungen, und kurz darauf starb er.

Unterdessen ließ der Prinz zu Hause seine Wunden besichtigen. Man fand sie nicht gefährlich, und sein Leib-Barbier versicherte ihn, daß sofern er drei oder vier Tage zu Bett liegen wolle, so solle er bald ausgehen können. Der Prinz befahl ihm, niemand etwas zu sagen, daß er verwundet sey, und Bischof bekam Befehl, von dieser Begebenheit ganz stille zu schweigen. Er wollte die Ehre der Marquisin hauptsächlich schonen, deren Unglück ihn weit mehr, als seine Verwundung schmerzte. Er konnte nicht anders muthmassen, als daß ihm der Marquis von Manzera dieselbe beibringen lassen. Er stellte sich also dieselbe, der Wuth dieses Eifersüchtigen bloß gegeben, vor, und sein Herz ward ganz voll von fürchterlichen Vorstellungen; Er sprach oft zu seinem Bischof, das verzeihe er dem Marquis leicht, daß er ihm nach dem Leben getrachtet, aber das werde er ihm Zeit seines Lebens nicht vergeben, wo er seiner Gemahlin gleiches thue; und sollte er so unglücklich seyn, und dieses vornehmen, so wolle er ihn dermassen züchtigen, daß ganz Spanien davon sprechen solle.

Indem er sich dergestalt betrübte, so war das Haus von Manzera voller Unordnung, Traurigkeit und Schrecken. Als der Marquis die Nachricht bekam, daß der Prinz seiner Rache entgangen sey, und daß die Obrigkeit durch das Bekenntniß des Verwundeten, von seinem angestellten Meuchel-Mord Nachricht habe,

habe, so glaubte er, es sey um ihn geschehen, doch aber wolte er nicht sterben, ohne vorher seinen Wuth auszulassen. Er nahm also einen Dolch in die eine, und eine Schaale mit Gift in die andere Hand, und mit solchen traurigen Waffen lief er zu dem Zimmer seiner Gemahlin, welche er, nebst Dona Lora, zitternd und jagend antraff. Sie hatten den Pistol-Schuß gehört, und weil sie den Prinzen nicht kommen sahen, so vermutheten sie schon, daß etwas vorgefallen seyn müsse. Diese schreckhafte Vorstellung hatte sie auch dermassen eingenommen, daß sie nicht einmahl die Thüre des Gemachs zuzuschließen sich besonnen hatten.

Die Mine, mit der der Marquis hinein kam, der Dolch und die Schaale, so er in den Händen hielt, gaben ihnen schon zu verstehen, was sie vermuthen sollten. Dona Lora erschrock dermassen drüber, daß sie in Ohnmacht fiel. Ha! du Schensal der Bosheit! (schreye er sie an) du sollst sterben, aber siehe, von meiner Hand. Zu gleicher Zeit stieß er ihr den Dolch in den Leib. Nachgehends wandte er sich zu der Marquisin, fuhr sie ganz rasend an, und befahl ihr, entweder den Dolch oder das Gift zu erwählen. Sie hub die Hände gen Himmel, und sprach: „Ach, mein Herr! haben sie Barmherzigkeit mit einer so unglücklichen Person, die würdlich nicht so lasterhaft ist, als sie sich einbilden. Erlauben sie mir wenigstens einige Minuten, meine Seele Gott zu befehlen.“

Der grausame Gemahl spürte nicht die mindeste Bewegung, sondern sprach vielmehr zu ihr mit entschlossener Stimme: „Euer Urtheil ist gefällt, sterben müßt ihr. Darin könnt ihr wählen, ob ihr durch den Stahl, oder das Gift sterben wolt; das ist mehr Gnade, als ihr werth seyd.“ Da nun die Marquisin sah, daß sich ihr Gemahl durch



nichts erweichen ließ, entschloß sie sich endlich das Gift zu nehmen. Der Marquis sahe sie es trincken, ohne das Gesicht von ihr zu bringen. Er blieb bey ihr und gab ihr die heftigsten Verweise, bis daß er glaubte, daß das Gift hinlänglich gewürcket habe, und keine Errettung mehr statt finden könne, darauf ließ er sie allein bey der Dona Lora, die zu ihren Füßen starb.

So bald er weg war, wolte die Marquisin ihren Weibern ruffen, aber sie war zu ohnmächtig. Sie fiel in einen Arm-Stuhl, und wurde darin gestorben seyn, ohne daß jemand, als ihr tyrannischer Ehemann, etwas geruht hätte, wann nicht ein klein Hündgen, das sie sehr liebte, von ungefehr an der Thür eines Kleider-Schrancks gescharrt hätte. Eine Cammer-Frau, die ihm aufmachte, sahe die Marquisin sitzen, und Dona Lora auf der Erde. Sie rief ihren Befehlten, und ließ der Herzogin von Ferdinandino den jämmerlichen Zustand ihrer Tochter beschreiben. Diese gebeugte Mutter eilte ihrer Tochter zu Hülffe, sie fand sie in einem Arm-Sessel sitzen. Ihre grosse Feuerreiche Augen hatten keine Lebhaftigkeit mehr, sie war außerordentlich bleich, sie redete nichts mehr, seuffzte und schreye nur zuweilen; ich bin vergiftet! Alle ihre Weiber weineten. Die Herzogin wolte verzweifeln, und beschwor ihre Tochter, ihr zu entdecken, was ihr begegnet sey, wiewohl sie es mehr als zu wohl vermuthete. Die todte Lora, ihre sterbende Tochter und der Mr. von Manzera, den man gerufen hatte, der aber nicht kam, dieses waren ihr Gründe genug, aus denen sie schliessen konnte, daß er der Stifter des Unglücks sey. Sie ließ Ärzte herbeyrufen, dieselben versicherten aber, in wenig Stunden

werde

werde die Marquisin todt seyn. Man konnte ihr auch nicht helfen, weil sie keine Arzney einnehmen wolte, und also starb sie in den Armen ihrer Mutter.

Während der Zeit als dieses Trauer-Spiel in dem Zimmer der Marquisin vorgieng; so stunde der Ms. von Manzera in dem feinigsten die gräulichsten Marter aus. Keine Verzweiflung ist wohl jemahls heftiger gewesen; Er war sich selbst ein Abscheu, er sahe den Tod als sein sicherstes Hülffs-Mittel an, und er ward dergestalt angegriffen, daß ihm noch selben Tag das Fieber befiel, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß man täglich seine Kranckheit vor tödlich hielt. Da er nun selbst merckte, sein Ende sey nicht weit, so ließ er die Herzogin von Ferdinandino bitten, ihm doch den Trost nicht zu versagen, mit ihr sprechen zu können. Sie verfügte sich nach seinem Zimmer, als sie der Marquis sahe, so winckte er ihr, sie solte sich niederlassen, und erzählte ihr, mit sachter und trauriger Stimme, welche die Herzogin kaum verstehen konnte, die sämtliche Grausamkeiten, zu der ihm seine eifersüchtige Wuth angetrieben hatte. Er bezeugte so viel Behemuth, Angst und Reue darüber, er bat sie so flehentlich um Vergebung, daß ihn die Herzogin selbst bedauern mußte.

Die Gegenwart der Herzogin hatte bey dem Herrn von Manzera so grosse Bewegungen verursacht, und er zwang sich so heftig, mit ihr zu sprechen, ja die Erinnerung des begangenen hatte ihn so erschrecklich eingenommen, daß es mit ihm zu Ende eilte. Die Herzogin verlangte dis traurige Schau-Spiel nicht abzuwarten; ließ ihn unter seinem Gefinde, und in dessen Armen starb er auch gleich darauf.



Sein Stand und die Gnade, mit der ihn der König beehrte, waren der Grund, daß er bey seinem Leben nicht gerichtlich verfolgt ward, und als der König vernahm, daß er gestorben sey, so verbot er sein Andenken zu beschimpffen, daß man also niemahls etwas davon erfahren, wann nicht die Herzogin von Fernandino, eine Anverwandtin der Dona Lora, davon Nachricht gegeben hätte, welche es dem Prinzen durch den Frater Stephano berichten ließ.

Der Prinz ward empfindlich gerührt, als er diese traurige Zufälle alle vernahm. Noch bis an sein Ende hat man von ihm gehört; niemahls habe er eine Weibs-Person zärtlicher geliebt, als die Marquisin von Manzera, und niemahls habe er ein Leid empfunden, das mit dem zu vergleichen, daß ihr Verlust bey ihm angerichtet.

Madrid schien dem, von seinem Wunden gewesenen Prinzen, seit dem Tode der Frau von Manzera, ein verdrießlicher Aufenthalt. Er stellte also Befehl, seine Abreise zu veranstalten, und verließ sich nach Hofe, von Ihro Majestäten Abschied zu nehmen. Er ward von ihnen mit allen Hochachtungs- und Gnaden-Bezeugungen aufgenommen, die er nur wünschen konnte. Sie baten ihn, er solle sich noch etwas bey ihnen aufhalten: allein er bat um Verzeihung, weil ihn einige wichtige Angelegenheiten nach Sachsen zurück forderten. Der König verehrte ihm einig Sattel-Pferde, acht Maulthiere, und einen mit Diamanten besetzten Degen. Die Königin aber schenkte ihm zwey Stücke Tapeten von auserlesenen Geschmack und grosser Kostbarkeit, viel rare Indianische Sachen, und überdiß alles ihr Portrait mit Dia-

man

manten reich besetzt. Kurz, wann ihm der Tod seiner geliebten Marquisin nicht am Herzen gelegen, so würde er vollkommen vergnügt über die bezeugte Ehre und angenehme Lebens-Art der Spanier abgereiset seyn.

Er nahm seinen Weg durch das Königreich Valentia, und durch Catalonien, er hielt sich dann einige Zeit in Barcelona auf, woselbst ihm der Graf von Corzane, welcher Stadthalter daselbst, ganz außerordentliche Ehre erwies. Dieses ist derselbe Herr, der einige Jahre nachher eine zwey Monathliche Belagerung gegen den Herzog von Vendome mit grossem Ruhme aushielt, endlich aber mußte er sich doch ergeben, weil ihn der Stadthalter der Provinz Mr. von Velasco verließ.

Von Barcelona reifete der Prinz nach Perpignan, die Haupt-Stadt der Grafschaft Roussillon. Da besahe er mit Erstaunen die entseßliche Werke, welche Ludewig der XIV. an diesem Ort anlegen lassen. Er gieng weiter durch Longuedoc und die Provence, und kam also nach Italien. Die Zeit hatte seine Schmerzen in etwas gemindert, seine ganze Gemüths-Beschaffenheit war zur Galanterie aufgelegt, er hatte alle Eigenschaften, die ihm darin zu statten kamen, und also hatte er verschiedene kleine Liebes-Händel, darüber er endlich die unglückliche Marquisin von Manzera vergaß.

Venedig und Rom sind zu allen Zeiten diejenigen Städte gewesen, welche wegen ihrer Welt-Geschicklichkeit und Liebes-Begebenheiten berühmt waren, und dieses sind auch die Städte, wo sich der Prinz am längsten aufhielt. Der Senat zu Ve-

E 4

nedig



nedig hub ihm zu Ehren das strenge Geseß in etwas auf, welches den Nobili verbeut, mit den Fremden öfters umzugehen, und erlaubte ihn zu besuchen. Er ernannte drey Edlen, den Prinzen zu bedienen, und ihm die Seltenheiten von Venedig zu zeigen. Ja der Senat erlaubte auch denen Damen, sich ihrer Diamanten zu bedienen, und so lange der Prinz zu Venedig bleiben würde, farbige Kleider zu tragen. Seit der Zeit als Heinrich der III. König in Frankreich und Pohlen daselbst gewesen, ist keinem Prinzen mehr Ehre von der Republik erwiesen worden.

Jeder Edle gab sich besondrer Mühe, den Prinzen von Sachsen zu bewirthen. Alle Tage waren Bälle, Gastereien, Musiquen, Spazierfarthen und andere Lustbarkeiten, welche dann nebst der Gewohnheit der Vermählung des Meers, welche kurz nach der Ankunft des Prinzens zu Venedig vor sich gehen solten, eine grosse Menge Fremde herbey lockten. Ja man kan sagen, daß Venedig niemahls prächtiger gewesen, als dazumahl.

Der Doge verrichtete die Ceremonie seiner Vermählung an einem der schönsten Tage, da sich nemlich die Sonne hinter den Wolcken versteckt, ohne daß man starcken Wind oder allzugrosse Hitze gespühet, und daher war die Anzahl der Gondoln und Fahrzeugen unglaublich groß. Sie waren alle mit unzähligen Masquen beyderley Geschlechts erfüllt. Der Prinz befand sich mit seinen Edelleuten und verschiedenen jungen Herrn aus Teutschland, welche alle Spanisch gekleidet waren, in einem Fahrzeug. Weil er nun gar wohl gebildet war, so kleidete ihn diese Tracht sehr schön, und fand auch so viel

viel Beyfall bey dem Frauenzimmer, daß es gleichsam Zuckerwerck auf ihn hagelte, welches sie ihm als Zeichen ihrer Zufriedenheit zuwarffen. Er beobachtete, daß nur zwey Masquen da waren, die ihm diese Ehre nicht erwiesen. Dieses waren zwey Weibspersonen, die sich auch Spanisch angezogen hatten, und welche, indem sie sich in ihrer Gondol ganz stille hielten, mehr da zu seyn schienen, um frische Lust zu schöpfen, als an der Lustbarkeit Theil zu nehmen. Die eine schien vortreflich gestaltet zu seyn, ihr Busen war so weiß, daß man kaum drauf sehen konnte, und beredete jedermann, das, was die Masque verdeckte, werde nicht weniger unvergleichlich seyn. Ihre Kleidung war schlecht weg gemacht, aber trefflich nett, und ein guter Geschmack herrschete an ihrer ganzen Person. Weil der Prinz von seinen Schiffleuten nicht erfahren konnte, wer sie war, und sie ihm gleichwohl vortreflich vorkam, so befahl er, der Gondol den beyden Spanierinnen nachzusegeln. Sie stiegen an dem St. Marcus Platz ans Land, wo sich alle Masquen diesen Festtag versammelten.

Der Prinz stieg fast zu gleicher Zeit aus seinem Fahrzeug, er gieng ihnen nach, um zu ihnen zu kommen und mit ihnen zu sprechen, wiewohl er sie nicht kennete, aber er wurde selbst angerebet von dem Nobili Moncenigo. „Ihre Durchl. erlauben, (sprach dieser Venetianer,) daß ich die Ehre haben mag, denselben meine Frau vorzustellen. Sie ist gestern von einer Wallfarth nach St. Lorette zurück gekommen, und hat also die Ehre noch nicht haben können, denselben aufzuwarten.“ Ob nun wohl der Prinz zu einer andern Zeit sehr vergnügt gewesen seyn würde, eine Dame wie die Frau von Moncenigo kennen zu lernen; so suchte er doch dieses



mahl eine Entschuldigung damit verschont zu bleiben. Aber der Herr von Moncenigo ließ ihm nicht so viel Zeit, ihm zu antworten, sondern rief: Madame, Madame! Der Prinz hatte noch kein Auge von den beyden Spanischen Frauenzimmer gewendet, und sah also, daß sie sich auf dieses Zuruffen umkehrten, und wieder zurück giengen. Als sie nahe herbey gekommen, so sagte dieser Edle zu derjenigen, welche der Prinz ins Auge gefaßt: „kommen sie her, Madame, und grüßen hier den Prinzen von Sachsen, so es möglich ist, so helfen sie mir die Ehre zu erwidern, die mir der Chur-Fürst, sein Herr Vater, zu Dresden erwiesen.“ Die Frau von Moncenigo ließ den Arm der Frau von Carnaro, die mit ihr gieng, fahren, und alsobald sie ihre Masque abgethan, so gieng sie zum Prinzen, der gleichfalls die Masque abgezogen hatte, und ihr entgegen kam, und sich mit der Höflichkeit, und der Freymüthigkeit, welche das Kennzeichen solcher Durchlauchtigster Personen ist, zu ihr begab. Die Frau von Moncenigo bewillkommte ihn ebenfalls mit der Bescheidenheit und Lieblichkeit, welche dem Prinzen nicht weniger als ihre Gestalt gefiel. Sie gab ihm tausend höfliche Versicherungen von dem Vergnügen, daß ganz Venedig spührete, ihn in seinen Mauern zu sehen, und was sie sich vor Seltheiten von ihm habe erhellen lassen. Der Prinz antwortete mit so grosser Geschicklich- und Scharfsinnigkeit, daß die Frau von Moncenigo augenscheinlich gewahr ward, daß seine Vorzüge noch ihre Einbildungen übertraffen. Nach den Bewillkommungs Complimenten führte sie die Frau von Carnaro, eine der größten Venedianischen Schönheiten, zu ihm, und

und der Prinz begrüßte sie mit aller Hochachtung, die einer Dame von ihrem Geschlechte zukam.

Hierauf nahmen die beyden Frauenzimmer, der Prinz und der Herr von Moncenigo ihre Masquen wieder vor, und giengen mit einander spazieren. Der Prinz unterhielt sie von hundert angenehmen Dingen, und diese Unterredung ward überaus vergnügt und trefflich unterhalten. Sie fanden so viel Vergnügen in derselben, daß sie fast die einzigen Masquen waren, die noch spazieren giengen. Die Frau Carnaro war die erste, die es wahrnahm; Sie sagte also, es sey Zeit nach Hause zu gehen. Der Herr von Moncenigo nahm darauf das Wort und sagte zum Prinzen, seine Frau und er hätten einige gute Freunde zu Gaste geladen, er unterstünde sich nicht ihn zu bitten, die Gesellschaft mit seiner Gegenwart zu beehren, wolle er ihnen aber die Gnade bezeugen, so würden sie ihm mit der Unterthänigkeit aufwarten, die sie ihm schuldig wären. Die Frau von Moncenigo fiel ihrem Ehe-Herrn in die Rede, sagte ihm, er solle doch nur nicht daran denken, den Prinzen zu einer so schlechten Mahlzeit, als die ihrige, zu nöthigen. Er aber antwortete ihr, „Er nehme sich die Freyheit, dem Prinzen seinen Tisch anzu-bieten, er möchte beschaffen seyn, wie er wolle, er hoffe, der Prinz werde die Gnade haben, und ihm nicht übel nehmen, wenn er nicht bedient würde, wie es wohl seyn solle, er würde aber Gelegenheit suchen, das, was diesem mangelhaften Essen abgehen werde, durch eine Mahlzeit zu ersetzen, wohn er sich die Freyheit nehmen wolle Seine Durchleucht einzuladen. Heute wolle er sich die Ehre ausgeben haben, den Grafen von Weissen bey sich zu sehen, auf ein ander mahl wolle er dem Prinzen von Sachsen seine Unterthänigkeit bezeugen.“ Der Prinz dankte ihm, und sagte unter andern, er sey



sein ergebener Diener, er bäte ihn als Graf von Meissen und Prinz von Sachsen um seine Freundschaft, er versicherte ihn einer besondern Achtung, und er nehme es als eine Gewogenheit auf, daß er ihn so höflich aufnehme, und wofür er wüßte, daß seine Gegenwart der Frau von Moncenigo nicht unangenehm wäre, so würde er sich der geschehenen Anerbietung mit Erlaublichkeit bedienen. Die Frau von Moncenigo antwortete: Sie werde eine innige Lust empfinden, ihn in ihrem Hause zu sehen, und wann sie sich Anfangs ihrem Manne widersetzt habe, so sey es nur aus Besorge geschehen, ihre Wahlheit sey vor ihn nicht ausgerichtet. Der Prinz versetzte, daß die Ehre, bey ihr zu seyn, ihm mehr gelte, als das beste Tractement. Er reichte ihr hiermit die Hand, führte sie in seine Gondol, wohin sie die Frau von Cornaro begleitete. Er selbst folgte mit den Herrn von Moncenigo in einer andern.

In dem Moncenigischen Pallast traff er die Frauen Foscari, Pesero und Nani nebst den Edlen Justiniani und Grimani an. Diese Personen waren lauter Auserwählten, und hatten eine geschlossene Gesellschaft unter einander, wo selten ein Fremder hinzu kam. Sie erstaunten insgesamt, als der Prinz von Sachsen kam, denn mit so wenig Umständen, als der Herr von Moncenigo gethan hatte, ladet man in Italien niemand zu Gäste, und ob sie wohl allen Zwang unter sich verbannt hatten; so waren sie doch von den Vorurtheilen ihrer Erziehung noch nicht so weit frey, daß sie sich bereden sollen, man könne mit fremden vertraut umgehen. Der Prinz machte ihnen ein so leutseliges Compliment, daß er sich in ihre Gesellschaft menge, und bat sie so artig, sie möchten ihn mit eben der Elle als sich selbst messen, daß sie sich dem Herrn von Moncenigo allesamt verbunden erkannten, daß er ihn mitgebracht. Man hub gleich allen Zwang auf, und es ist wohl keine Mahl-

Mahlzeit in Venedig unter so allgemeinen Vergnügen gehalten worden.

Nachdem man gespeiset hatte, fuhr die ganze Gesellschaft auf dem Canal von Murena spazieren, nachgehends erhoben sie sich nach dem St. Marcus-Platz, und von da in die Opera. Man kam alsdann zum Abend-Essen bey dem Herrn von Moncenigo zurück, und gieng nicht eher als den andern Tag bey dem Schein der Morgenröthe aus einander.

Der Herr von Moncenigo hatte durch seine Gegenwart den Prinzen bisher gehindert, daß er seiner Liebsten den Eindruck nicht beschreiben können, den sie in sein Herze gemacht habe. Allein er hatte ihr schon so viel gesagt, daß sie es merken konnte, und sie hatte ihn auch in der That begriffen.

Der Gemüths-Beschaffenheit und ihren Eigenschaften nach hätte die Frau von Moncenigo die vornehmste Person vorstellen können. Sie hatte leicht gesehen, wo der Prinz hinaus wolte, und sie selbst blieb nicht gleichgültig. Sie liebte aber ihren Ehe-Herrn, sie schätzte ihn hoch, und in ihrem fünffjährigen Ehe-Stande hatten sie noch nicht den mindesten Verdruß mit einander gehabt. Sie befürchtete also, durch den Prinzen mögten Mißhelligkeiten unter ihnen entstehen, sie entschloß sich aber so mit ihm umzugehen, daß er seine Hoffnung aufgeben mußte, und sie in ihrer Ruhe nicht gestört würde. Dieses sollte keinesweges so geschehen, daß sie die Zusammenkunft mit dem Prinzen vermeiden wolte, nein, sie wußte, daß die Hinderungen, die man einem erst reg- gewordenen Liebhaber in den Weg legt, nur der Wind sind, der seine neue Flamme desto heftiger anbläset. Sie wolte



wolte ihn also weder vermeiden, noch auffuchen, sondern ihre gewöhnliche Lebens-Art fortsetzen.

Der Prinz beannte indes für heftigem Verlangen, ihr den Zustand seines Herzens bekannt zu machen, und sobald er also Hoffnung hatte, sie zu sehen, so befand er sich für ihrer Thüre. Ob nun schon die Frau von Moncenigo allein war, als er sich bey ihr melden ließ, so nahm sie doch keinen Anstand, ihn kommen zu lassen. Die ersten Unterredungen waren ziemlich allgemein, und giengen fast bloß über das, was man neulich gesagt und gemacht habe, endlich aber wußte es der Prinz herumzudrehen, daß er auf sich kommen konnte. Da that er nun eine so galante und sinnreiche Liebes-Erklärung, daß eine jede andere, als die Frau von Moncenigo, davon würde gerührt worden seyn. Sie hörte ihn mit aller Gelassenheit an, und ließ ihn mit aller Freyheit dasjenige vorbringen, was ihm seine neue Leidenschaft in den Mund legte, sie antwortete auch nicht eher, bis er völlig ausgerebet hatte. „Wenn aber antwortete sie mit einer ganz ruhenden Munterkeit; ich habe mit großer Aufmerksamkeit die schöne Dinge angehört, welche sie mir vorzusagen die Güte haben wollen. Ich verhalte ihnen nicht, daß mir die Einrichtung ihrer Rede, und die fließende Art, mit welcher sie sich in unserer Sprache ausgedrückt, recht wohl gefallen. Ich bin ihnen auch für die guten Meynungen, die sie von mir hegen, noch mehr, als ich sagen kan, verbunden. Weil ich aber darauf weder antworten kan, noch will, so bitte ich sie, verwandeln sie dieselbe in eine Hochachtung, und alsdann, versichre ich, werde ich mich nicht undankbar finden lassen. Ey, Madame, (schrye der Prinz,) sie verdienen, daß man andere Gedanken, . . . Fallen sie mir nicht in die Rede, (versetzte sie,) ich habe sie alles vorbringen lassen, was ihnen beliebt hat; erlauben sie mir nun auch zu sprechen. Bis hieher, den Himmel sey es gedauert, ist meine Tugend noch nicht in Versuchung geführt worden.

worden. Viele Manns-Bilder haben mir schon gesagt, daß sie mich liebten, aber ihre Liebe hat mich weder gerührt noch erjümt. Dann ich bin vollkommen der Meynung, daß man tugendhaft seyn kan, ohne mürrisch zu werden. Ich habe nichts auf ihre Einbildungen gegeben, und sie haben mich also mit ihrer Liebe verschont. Weil ich nun fest entschlossen bin, mich eben gegen sie aufzuführen; so hoffe ich, sie werden es eben so, wie jene, machen, und damit können sie mir ihre Gewogenheit am besten bezeugen. Ich nehme mir die Freyheit, ihnen zu sagen, daß ihnen dieses allein übrig bleibt. Dann mit einem Wort: Was können sie begehren? Ich bin nicht mehr ledig, und wann ich es auch noch wäre, so begreiffe ich es allzuwohl, daß mein Glück so groß nicht sey, daß ich mir einbilden dürfte, eine Fürstin zu werden, aber das sehe ich noch mehr, daß meine Tugend allzuhochmüthig ist, als daß ich eine Buhlerin abgeben sollte. Nun urtheilen Eure Durchl. selbst, ob ich wohl iho, da ich an einen Ehemann verheyrathet bin, den ich liebe, und hochachte, ja der vor mich die zärtteste Liebe heget, ob ich wohl ohne Schande in fremder Blut entbrennen kan? Nein: Prinz! nichts soll mich von der Schuldigkeit abbringen, damit ich meinem Liebsten, und mir selbst, verpflichtet bin. Ich will, wo es möglich ist, dero Hochachtung verdienen, und das kan nicht geschehen, als wann ich meine Tugend erhalte. Ich halte sie vor viel zu edelmüthig, als daß sie eine Person lieben sollten, die sie nicht hochachten können. Was würde mir also übrig bleiben, ihre gute Meynungen entgegen zu setzen. Ich würde mich an dem vortrefflichsten Ehemanne versündigen, ihre Hochachtung und folglich auch hernach ihre Liebe verklehren, und ich würde also in der Schande meiner Schwachheit stecken bleiben. Sie fuhr weiter fort, ich sage iho Euer Durchl. dasjenige, was ihnen manche kaum nach einigen Jahren gesagt hätte, ich werde wenigstens das Vergnügen haben, daß ich sie nicht mit einer vernichteten Hoffnung betrogen. Glauben sie mir, (setzte sie mit Rächlen hinzu,) verklehren sie ihre Zeit nicht bey mir, es giebt hier weit schöneres Frauenzimmer, als ich bin, und die werden sich nicht übel gefallen lassen, wann sie diese Zuneigung zu ihnen wahrnehmen werden. Da können sie vielleicht glücklicher seyn.

Der Prinz hörte der Fr. von Moncenigo mit größter



der Ungebult zu. Die Ehrerbietung, so er vor sie hegte, hatte ihn in Stillfchweigen erhalten. Als sie aber aufhörte zu sprechen, so machte er sich gefaßt, ihre Gründe zu widerlegen. Er sagte ihr alles vor, was er glaubte, das sie bewegen könne, endlich warff er sich ihr zu Füßen. „Das ist zu viel, Prinz, (sagte die Frau von Moncenigo, indem sie ihn zugleich aufhub,) bis hieher hab ich alles, was sie mir vorgesagt, für verliebten Scherz aufgenommen, aber nun sehe ich wohl, sie wollen Ernst aus der Sache machen, und daher muß ich auch ernstlich mit ihnen reden. Ich bitte sie, reden sie mir nichts mehr von Liebe, wo sie nicht wollen, daß ich von ihnen gehe und sie allein lassen soll. Ich sage nochmals, suchen sie andere Gelegenheit, dann ich kan und will solchen Vortraa nicht annehmen. Wollen sie nicht absteigen, so werde ich, wiewohl mit Verdruß, mich, so lange sie hier sind, auf das Land begeben müssen. Dies aber wird dem Herrn von Moncenigo gar nicht angenehm seyn, und ich getraue mir zu behaupten, daß die Ehrerbietigkeit und die große Liebe, die er vor Euer Durchl. trägt, noch wohl werth wären, daß sie ihm diesen Verdruß nicht machen.“

Diese Rede, die sie mit einer edlen Ernsthaftigkeit ablegte, war vermögend die ganze Galanterie des Prinzen zu verwirren. Er sahe wohl, daß hier nichts zu thun sey, aber sogleich konte er sich nicht entschliessen, von demjenigen abzustehen, das er sich zu erlangen so fest eingebildet hatte. Er wolte fortfahren, seine verliebte Gedancken zu erkennen zu geben, allein die Frau von Moncenigo that, als wann sie ihn nicht verstünde, sie that zwö oder drey Fragen an ihn, die ihn völlig aus der Ordnung brachten. Zu seinem guten Glück kam Gesellschaft, welches ihm Zeit gab, sich wieder zu besinnen. Man fragte ihn, ob er ein Spiel Milchiade mitmachen wolte, er nahm es zwar an, allein er spielte mit so großer

Ver-

Verstreuung, daß er selbst nicht wußte, was er machte, da indessen die Frau von Moncenigo ganz aufgeräumt war, welches ihn denn gar um alle Hoffnung brachte. So bald das Spiel aus war, so wolte ihm zwar der Herr von Moncenigo beym Abend-Essen behalten, aber er gab vor, er habe Briefe zu schreiben, darum müsse er nach Hause gehen.

Als er aus seiner Gondol stieg, so überreichte ihn sein erster Gondolier ein Hand-Briefgen. Der Prinz merckte bald, was es zu bedeuten hatte, er nahm es, und las es unten an der Treppe. In demselben war ihm ein Sammel-Platz um Mitternacht bestimmt, und er ward dahin eingeladen, doch so, daß er allein erscheinen solle. Man meldete ihm zugleich, sein Gondolier werde ihm alles nöthige sagen, daß er in die Arme einer Person gelangen möge, welche sich zu behaupten unterstünde, daß sie seiner würdig sey. Dem Prinzen waren solche Begebenheiten angenehm, und jeho suchte er ohne das den Verdruß zu vertreiben, den ihn sein mißlungner Anschlag bey der Frau von Moncenigo verursachte, darum nahm er sogleich die Einladung an, er überließ sich der Anführung seines Gondoliers vollkommen, als für dessen Treue einer der vornehmsten Venetianischen Kauffleute ihm Burgschaft geleistet hatte. Mitternacht war nicht mehr weit, und also durffte keine Zeit verloren werden: Er that einen Mantel an, steckte ein paar Sack-Pistolen zu sich, und setzte sich in die Gondol, ohne zu wissen, wo man ihn hinführen würde. Nachdem der Gondel seinen Cameraden überlassen, so setzte er sich zu ihm, und sagte: „Eure Durchl. sind wohl ein schöner Prinz, und verdienen gewiß eine hübsche Liebste. Ich wil ihnen jeho eine schaffen, die eine Dame von

D

groß



großem Herkommen ist, und ihres gleichen an Schönheit nicht hat. Sie ist nur 18. Jahr alt, und hat noch keinen Menschen, als sie, lieb gehabt. „Der Prinz lachte über diesen Eingang seiner Rede, forschte mit großem Fleiß nach dem Nahmen der Dame, wie das Briefgen, das sie ihm geschrieben habe, in seine Hände gekommen, und woher er, Gondolier, sie kenne. Allein dieser Mann vergnügte die Neugierigkeit des Prinzen sehr schlecht, „was den Nahmen der Dame betrifft, (antwortete er,) so ist mir verbotzen, ihn zu sagen, und nichts in der Welt kan mich bewegen, ein Geheimniß zu offenbaren, das mir vertraut worden. Das Briefgen ist mir diesen Morgen in der Kirche gegeben worden, wo ich die Messe gehöret. Eine alte Frau mit einem langen Regen. Tuch umhüllet, kam zu mir, gab mir ein Zeichen, ich gieng ihr nach, sie führte mich in eine abgelegene Straße, da gab sie mir das Briefgen, das ich Ihnen übergeben, und sagte mir, ihre Frau habe sie lieb, und wolle sie gern sprechen. Ich bin mit ihr eins worden, daß ich sie um Mitternacht unter die Fenster des Hauses dieser Dame fahren solle, sie wolle an demselben seyn, um eine Leiter von Stricken anzumachen, welche ich ihr zuwerfen solle: Sie sollten alsdann nur diese Leiter hinan steigen, und die Alte wolle sie in die Kammer ihrer Frau führen. Wann dieselbe in dem Hause wären, so sollte ich fortfahren, bis um 3. Uhr des Morgens, da sollte ich wieder kommen, und sie abholen, sie sollen alsdann die Leiter wieder hinan in die Gondol steigen, und ich solle sie nach Hause führen.“

Dem Prinz kam diese Verordnung, die man ohne sein Wissen gemacht, ziemlich artig vor, nur schien ihm die Ausführung etwas gefährlich. Er erinnerte sich an die Begebenheit, die ihm zu Madrid begegnet, und dis Andenken machte ihn Anfangs so zaghaft, daß er einige Minuten in Nachsinnen saß, ob er nach Hause kehren solle. Der Gondolier merckte seinen Zweifelmuth, sieng also aufs neue an zu reden, und sagte, er solle nichts fürchten, er wolle gut davor

davor seyn, daß ihm nichts widriges begegnen sollte; Er könne sich ganz sicher auf ihn verlassen, er wisse zu leben, und sey ohne allen Betrug. Der Prinz, der keine Furchtsamkeit kannte, wurde beynahе über seinen Gondolier jornig, daß er ihn in diesem Verdacht habe. Er bedeutete ihm, daß er keinesweges aus Furcht in Zweifel stehe, ob er den Vorschlag eingehen solle, aber er stehe nur in Gedanken, ob auch das Frauenzimmer so viel Mühe werth sey. Der Gondolier verhiess sich des Teufels, wo sie nicht die schönste Dame in ganz Venedig wäre. Weil endlich die Gründe, die er vorbrachte, dem Prinzen wichtig schienen, und er sich von Natur nicht viel pflegte bitten zu lassen, so befahl er ihm, er solle ihn nur an den bestimmten Ort bringen.

Nach verschiedenen hin und her Fahren hielt endlich die Gondel in einem engen Canal still. Die Anstalten waren so schön gemacht, daß die Leiter sogleich geworffen war. Der Prinz stieg hinan, und als er zum Fenster hinein kam, so fühlte er, daß ihn jemand bey der Hand ergriff, und hörte, daß man zu ihm sprach: „Sorgen sie vor nichts, allerschönster Herr, sie sind hier in völliger Sicherheit, folgen sie mir nur nach, ich will sie jetzt glücklich machen.“ Er vernahm, daß es eine Weibs-Person sey, die mit ihm rede. Sie führte ihn durch verschiedene finstre Kammern, endlich aber kam er an eine Thüre, durch die er in einen grossen prächtigen und hellen Saal eingieng. Nach diesem kam er in ein kostbar ausgezieretes Gemach und endlich in ein Cabinet, welches an Vortreflichkeit jenem nichts nachgab. Seine Begleiterin sagte hierauf: Sie bäte, ihr zu erlauben, daß sie ihn eine Zeitlang allein



allein lasse, um ihrer Frau Nachricht zu geben. Sie gieng hinaus, und sogleich darauf kam eine Dame, deren Schönheit, edle Stellung, und ausserordentlicher Pracht ihn ganz entzückten, ja er glaubte beynahe, er lebte zur Zeit der Zauberinnen. „Es kan nicht anders seyn, (sprach er bey sich selber,) das muß eine vornehme Person seyn, ihre Gestalt ist zu edel, und ihr Auszug viel zu prächtig.“ Er grüßte sie mit grosser Ehrerbietung. Die Dame nahm ihn bey der Hand, führte ihn zu einem Sopha, und bat ihn, sich darauf nieder zu lassen, „was ich mit ihnen vornehme, (sagte sie zu ihm, mit fittsam niedergeschlagenen Augen,) giebt ihnen meine Gedanken hinlänglich zu verstehen, entlassen sie mich also der Pflicht, ihnen eine Bekanntschaft derjenigen Gemüths-Bewegung zu thun, welche ich schon über einen Monat zu unterdrücken gesucht, bedauern sie also eine Unglückliche, die fast vor Schaam, über ihre gegenwärtige Unternehmung vergebet, die aber ohnsehlbar gestorben wäre, wann sie sich das Vergnügen, mit ihnen zu sprechen, länger ver sagt hätte.“ Der Prinz nahm sie bey der Hand, küßte sie mit vieler Bewegung, und nachdem er für die Güte, die sie ihm erzeigte, gedancket hatte, so versicherte er sie, daß er diese Nacht unter die vergnügtesten seines Lebens zehle, und er halte sich jeko für den beglücktesten Menschen.

In der That gedachte er in diesem Augenblick, so wie er es sagte, denn durch diese unbekannte Schöne hatte er die Frau von Moncenigo völlig vergessen, so reizend angenehm kam sie ihm vor. Er konnte sich nicht vorstellen, wie sie ihm Zeit seines drey monatlichen Aufenthalts zu Venedig habe verborgen bleiben können, und wie er so glücklich gewesen, daß sie verliebte Zuneigung zu ihm fassen sollen. Die Dame machte ihm diese Geheimnisse deutlich, sie gab ihm einen kurzen Begriff von ihrem Lebens-Lauff, in dem

dem sie sagte: „Ihre Eltern hätten sie sehr jung und wider ihren Willen an den Nobile N -- einen alten abgelebten Mann verheyrathet, der habe sie sechs Jahre lang in äusserstem Zwang und halber Sclaverey gehalten, nun sey er seit zween Monaten todt, und habe er ein grosses Vermögen hinterlassen, was sie aber höher, als alle Reichthümer, schätze, sey dieses, daß sie nunmehr über sich selbst zu gebieten habe. Der Gebrauch, daß die Wittwen in den 3 ersten Monaten nicht ausgehen dürfen, sey Ursach, daß sie zu Hause geblieben, und sich nicht in den Gesellschaften einsinden können. Ich gehe nicht aus, (fuhr sie fort,) als wenn ich in die Kirche gehe. Da habe ich sie vor vier Wochen das erste mal gesehen. Seit der Zeit hat mir Dero Bild beständig vor Augen geschwebet. Ich habe mich unmöglich mehr des Vergnügens enthalten können, Sie zu sehen, und ich habe mich also entschlossen, an Sie zu schreiben, um Sie zu bitten, mir diese Freude zu machen. Ubrigens vergeben sie mir die Umstände, die ich erwähnt habe, sie zu mir zu bringen. Ich wolte ihnen weder meinen Namen noch Wohnung bekannt machen, bis ich versichert sey, daß ihnen meine Person nicht unangenehm wäre. Ich sehe aber, daß ich so glücklich bin, und mir schmeicheln kan, sie werden zuweilen wieder kommen, also werden alle diese Umstände ferner nicht nöthig seyn, und sie sollen zu befehlen haben, so oft sie wieder zu kommen belieben.“ Der Prinz bedanckte sich gegen seine schöne Wittwe für alle Höflichkeiten, die ihre gegenwärtige Rede in Ansehung seiner erhalten, er betheuerte, daß er es lebendig erkenne, und sie ewig da vor lieben wolle. Die Wittwe glaubte es, dann man glaubte leicht, was man sehnlich wünschet, und der Prinz machte sich ihre Leichtgläubigkeit zu nuge. Er wolte noch nicht fort, als die Vertraute kam, und ihm Nachricht gab, daß seine Gondoliers auf ihn warteten, er bat vielmehr, ihm zu erlauben, daß er die Stelle des Verstorbenen einnehmen dürfte. Anfangs weigerte sie sich ein wenig, allein die Liebe ward bald grösser, als ihre Vernunft und Tugend,



und also gab sie sich drein. Die Alte schickte den Gondolier wieder fort, und sagte, er solle nur nicht wieder kommen. In der That war es nicht unrecht, dann die beyden Verliebten fanden so viele Reizung in ihrem Umgang, daß sie drey ganzer Tage bey sammen blieben. Die Alte brachte das Essen, und der Prinz bediente sich des weissen Zeugs des Verstorbenen.

Indem er nun solchergestalt seinen Lusten nachhieng, wurden seine Sachsen äusserster massen beunruhiget, weil sie nicht wußten, wo er hingekommen. Der Herr von Bisthum wolte die Gondoliers in Verhaft nehmen lassen, um von ihnen heraus zu bringen, wo sie ihn hingefahren hätten. Der erste, der bey dieser Gelegenheit den Mercurius vorgestellt, versicherte ihn, er habe nicht Ursach sich sorgsame Gedanken zu machen, er sey an einem guten Orte. Er erbot sich, in dem Pallaste als ein Gefangener zu bleiben, und man solle ihn der Obrigkeit übergeben, wann der Prinz nicht diesen Abend käme. Dieß geschah den andern Tag, als der Prinz weg kommen war. Der Herr von Bisthum nahm ihm beim Worte. Anfangs lachte, tanzte und trunck der Gondolier; als aber der Tag verstrich, ohne daß der Prinz zum Vorschein kam; so ward er für Bestürzung halb unsinnig. Er schreie ohn Unterlaß: *jo sono ingannato, jo sono tradito.* Ich bin betrogen, ich bin verrathen. Endlich kam der Prinz zu seinem guten Glück, indem der Herr von Bisthum schon im Begriff war, ihn in Arrest setzen zu lassen. Der Gondolier ward so voller Freuden, daß er seiner selbst vergaß, dem Prinzen an den Hals sprang, und ihn beg-

beynahe für Liebe die Kehle zgedrückt hätte. Der Prinz ließ ihm zehn Sechinen geben, und das war eine kräftige Linderung der Unruhe, die sein Aussehen erregt.

Nach der Zeit besuchte der Prinz seine Wittwe öffentlich, und ganz Venedig erfuhr seine Neigung zu ihr. Die Frau von Moncenigo war froh, daß er andre Verbindungen eingegangen, und scherzte zuweilen über seine Unbeständigkeit. Der Prinz sagte zwar zu ihr, er sey so flatterhaft nicht, als sie wohl glaube, er verehere sie allezeit, und die Wittwe sehe er nur als eine vertraute Freundin an, bey der er nur die Gedank'n, die sein Herz gegen sie hege, ausschütte: Allein, die Frau von Moncenigo antwortete: „Ich kan es leiden, wann Ihre Durchleucht mich Zeit Lebens auf izige Weise lieben wollen, wann sie sich nur begnügen lassen, daß sie ihre Gemüths Bewegung, bey ihren vertrauten Freundin, ausschütten können.“

Indessen aber liebte der Prinz seine Wittwe in der That, und glaubte auch, daß er von ihr geliebet werde. Aber wer will die Weiber erforschen! Indem sie den Prinzen die lebendigste und zärtlichste Liebe bezeugete; so betrog sie ihn doch. Einemahl kam der Prinz zu einer ungewöhnlichen Stunde zu ihr. Das Gesinde sahe ihn als den Herrn des Hauses an, meldeten ihn also nicht, und er gieng gerade auf das Zimmer der Wittwe zu. Auf der Treppe begegnete ihm die alte Cammer-Frau, welche, da sie ihn sah, zurück fuhr, und ihn bat, diesmahl nicht zu ihrer Frau zu gehen, dann sie befände sich nicht wohl, und ruhe also. Weil aber die Alte so heftig erschrocken, so nahm dieses der Prinz als ein Anzeigen der Untreue seiner Wittwe auf,



auf, der eilte also sie zu ertappen. Aber was war das für ein Anblick, als er sie in den Armen eines Dominicaner-Mönchs antraff. Der Prinz kam diesen beyden Verliebten ganz nahe, ehe sie ihn gewahr wurden. Die Wittwe, welche ihn zuerst sah, machte ein lautes Geschrey. Dieses und die Gewalt, die sie anwendete, den Mönch los zu werden, machten, daß er vom Ruh-Bettgen auf die Erde fiel. Als die Dame aufstund, so verwickelte sie sich mit dem Fuß in ihren Rock, daß sie auf den Pfaffen fiel, welcher Zufall sie dann noch verwirrer machte. Indem sie sich aber aufzuhelfen bemühet waren, gab der Prinz der Wittwe die nachdrücklichsten Verweise. Der Pfaff war vollkommen vergnügt, daß er seinen Huth und Mantel ergriffen, und also fortkommen konnte, wiewohl er die Hosen mit beyden Händen tragen mußte. Der Prinz verfolgte ihn, und belohnte ihn, mit einigen Stockschlägen: Der Pfaff schreye entsetzlich, er sey ein Priester, und wann er ihn schläge, so würde er in den Bann gethan werden. Je mehr er schreye, je nachdrücklicher schlug der Prinz zu. Weil nun dies heilige Haupt keine Gondol antraff, in die es springen konnte, so setzte er in den Canal, und wurde wahrhaftig ertrunken seyn, wann ihm nicht einer von dem Gesinde der Dame zu Hülffe gekommen wäre.

Durch diese lustige Scene, welche sich schön auf das Italiänische Theatrum geschickt hätte, ward dem Ulgang des Prinzen mit der Wittwe ein Ende aemacht. Sie ward beschämt darüber, daß sie in ein Closter gieng, aus dem sie niemahls wieder heraus kommen. Dasselbst hat sie in grosser Heiligkeit gelebt, und ist vor wenigen Jahren darin gestorben.

Aus

Aus Verdruss wegen der Untreue dieser Buhlerin, machte sich der Prinz mit der Trompettia, einer berühmten Buhl-Dirne, bekannt. Alle Abende speiste er nebst der vornehmsten Venetianischen Jugend bey ihr. Diese junge Leute wurden insgesamt von dem unordentlichen Leben krank, dem Prinzen allein fehlte nichts. Ob er aber gleich hier einen Don Quichote in Galanterie vorstellte, wie er selbst zu sagen pflegte, so hatte er kein besonderes Glück. Er bekam verschiedene Briefgen, welche ihn auf gewisse Sammel-Plätze beschieden, er gieng auch hin, aber er fand, daß es meistens solche Schwestern waren, die ihm den Beutel zu fegen trachteten.

Als er nach Venedig zurück kam, so machte er sich einige Zeit mit der Bürgerschaft bekannt. Sein getreuer Gondolier war ihn trefflich behülfflich darzu, und er machte ihm allerhand Vortheile aus. Einmahls brachte derselbe dem Prinzen ein Billet, das in der vollkommenen Schreib-Art der Clilie abgefaßt war. Man bat den Prinzen darum, einer Unglücklichen zu Hülffe zu eilen, welche noch aus Liebe zu ihm, sterben müsse. Die Person, die es verfaßte, schrieb unter andern: „man wolle ihn nur bestwegen sprechen, daß man Gelegenheit habe, ihm zu sagen, man verehere ihn. Dieses sey die einzige Schwachheit, deren die, so ihn erwarte, fähig sey, wenn es erst ausgemacht wäre, daß es eine Schwachheit heisse, einen Gott anzubeten.“ Die Roman-Schreib-Art dieses Briefes machte den Prinzen begierig, seine Verfasserin zu kennen. Er gab zur Antwort: er wolle an bestimmten Ort erscheinen. Er vernahm von seinen Gondolier, daß es die Frau eines Kauffmanns, Namens Matthäi sey, die ihn er-

D 5

war.



warte, sie wohne in der Krämer-Gasse, und diesmal sey es nicht nöthig, zum Fenster hinein zu steigen. Die Schöne hatte sich mit dem Gondolier verglichen, daß ihre Haus-Thüre offen stehen sollte, und sie würde Se. Durchl. daselbst erwarten. Allein alle diese Anstalten schlugen fehl. Mein Herr Matthäi, der nach Padua verreisen sollen, blieb wegen einiger Geschäften zu Venedig, und also die Thüre des Hauses verschloß sen. Die Frau Matthäi war an einem Fenster, und entschuldigte sich sehr bey dem Prinzen, daß sie ihr Wort nicht halten könne, und versprach, so bald ihr Mann verreist seyn würde, so wolle sie es Ihro Durchl. zu wissen thun. Der Prinz mußte also un verrichteter Sachen abziehen, und war ziemlich verdrießlich darüber, weil er sich so viel Mühe gegeben.

Einige Tage giengen vorbey, ohne daß er das geringste von der Matthäi vernahm. Als er aber einmahl frühe noch im Bette lag, so meldete man eine Weibs-Person bey ihm an, die ihren Namen nicht sagen wolle, und die ihr Gesicht mit einem Schleuer bedeckt habe. Er befahl sie herein zu lassen, und sagte zu seinen Leuten, ihn allein zu lassen. Wie die Unbekannte hinein kam, so entschuldigte sich der Prinz, daß er sie mit so wenig Ceremonien empfangen, bat er sie, sich nieder zu lassen, und zu berichten, wo er dienen können. Als das Frauenzimmer Platz genommen, so fieng sie an zu seuffzen, und mit leiser Stimme zu sprechen: „Ihro Durchleucht haben vor einigen Tagen die Mühe über sich genommen, zu mir zu kommen; dazumahl habe ich die Ehre nicht annehmen können, und also wolte ich um Entschuldigung gebeten haben, und, wo es

mög-

möglich ist, den damahligen Fehler verbessern. „An dieser Anrede erkannte der Prinz, daß es die Frau Matthäi sey. Er bezeugte ihr sein Vergnügen, und seine Erkännlichkeit, daß sie sich so geneigt gegen ihn bezeugen wolle, er bat sie, den Schleuer von sich zu legen, und ihm die Lust nicht zu versagen, sie ansehen zu können. Allein er verwunderte sich nicht wenig, als die Frau Matthäi versetzte, sie könne sich keinesweges entschließen, ihren Schleuer abzuthun, es würde sich nicht schicken, mit entblößtem Gesicht bey einer im Bette liegenden Manns-Person zu erscheinen, er solle sie in ihrem Hause zu sehen bekommen, wann sie erst überzeugt wäre, daß er sie liebe, allein das könne nicht in einem Tage geschehen. Der Prinz mochte sie bitten wie er wolte, er bekam allezeit dieselbige Antwort. Sie blieb zwö Stunden bey ihm, und führte eine ziemliche Menge Stellen aus dem Tasso an, endlich beredete sie sich mit dem Prinzen, daß er folgende Nacht zu ihr komme, und damit gieng sie davon.

Er traff sie mit umhüllten Angesicht an, eben wie sie zu ihm gekommen war. Sie führte ihn in einen niedrigen Saal, der mit schönen Schildereyen ausgezieret war, und in welchen man einige Erfrischungen mit grosser Nettigkeit zurecht gestellt. Die Frau Matthäi bezeugte eine grosse Freude, ihn zu sehen, sie sagte ihm ein Sonnet her, das sie auf ihn gemacht zu haben vorgab. Allein der Prinz konnte nicht von ihr erhalten, daß sie ihren Schleier weg that. Weil nun diese Weise zu lieben ihm gar nicht anstand, er auch auf die Gedancken gerieth, hinter diesem Eigensinn müsse wohl ein besondres Geheimniß verborgen seyn,

cken,

cken, das der Frau Matthäi eben nicht allzubereithaft seyn werde, so ward er ganz kaltfinnig, so, daß es auch die Frau Matthäi merckte. Sie entsetzte sich darüber: „Ich sehe schon, (sprach sie mit schwacher Stimme,) ich muß ihrem Willen nachgeben. Nun so sehen sie mich dann an, (fuhr sie fort, indem sie zugleich ihren Schleier wegsthat,) und nun thun sie den endlichen Ausspruch, ob ich leben oder sterben soll.“ Der Prinz erstaunte über die Schönheit der Frau Matthäi, und suchte auch nicht einmahl, seine Verwunderung zu verbergen. Sie sahe die Wirkung ihrer Reizungen mit vielen Vergnügen, und konnte sich selbst nicht mehr in Schranken halten, sondern fiel den Prinzen um den Hals, nannte ihn ihren Caro, ihren Angelo, mit einem Worte, der Roman kam schleuniger zum Ende, als sie willens gewesen, und der Prinz vermuthet hatte.

Zwei Monat, nemlich so lange der Ehemann in Terra firma sich aufhielt, währten die Besuche des Prinzen; allein die Schwürigkeiten, die er nachgehends antriff, und seine natürliche Unbeständigkeit, machten endlich, daß er ihrem Monne, in dem Kloster die Signora Matthäi mit einer Adelig Frauenzimmer aufzu-, in welches lauter Adelig Frauenzimmer aufgenommen wird, das denn einer grossen Freyheit geniesst, verwechselte. Der Prinz sahe sich genöthiget, sein Liebes-Vertr. nach den Regeln einzurichten. Diese Nonne ließ ihn das ganze Land der Bärtlichkeit \*) durchlauffen, ehe sie ihn zur Haupt-

\*) Dieses zielt auf den Roman der Französischen Seuderi Cleri genannt, in welchem die Art zu lieben unter dem Bilde einer Wanderung durch das Land der Bärtlichkeit (le Pays de Tendre) vorgetragen wird.

Stadt \*) Genuß führte. Als diese Liebes-Streiche gespielt wurden, brachte er ganze Tage in der Kirche an der Thüre des Sprech-Saals zu. Dazumahl meynte schon ganz Venedig, er sey Catholisch worden, und die Pfaffen redeten von seiner Bekehrung, als von einer gewissen und wunderbaren Sache. Die Andächtigen bewunderten die Güte der Vorsicht, daß sie dergestalt ein verirrtet Schaaß in den Schooß der Kirche zurück geführt habe. Es hätte wenig gefehlt, so wäre die Nonne gar unter die Heiligen in der Litaney gesetzt worden. Die Welt-Leute, die nicht so wie der Pöbel gedachten, wußten schon, woran es gelegen war. Der Prinz aber bekümmerte sich nicht wenig drum, was man davon rede, er gieng immer nach seinem Wege, und suchte nur, sein Vergnügen zu befördern. Dergestalt brachte er, zu Venedig von jedermann geliebt, geehrt, und hochgeachtet, die Zeit zu. Die Galanterie hält da niemand vor ein Laster, und den Prinzen entschuldigte man noch dazu mit seiner Jugend.

Endlich reiste er aus dieser Stadt, um Italien zu durchwandern. Die erste Stadt, wo er sich ein wenig aufhielt, war Bologna. Der dasige Adel, der sich allezeit eine besondere Mühe giebt, die Fremden höflich zu unterhalten, erwies ihm ganz besondere Ehre. Der Legat, welches der Cardinal Buoncompagno †) war,

\*) So hat es der Verfasserin gefallen die Haupt-Stadt zu nennen. Was von diesem Roman, so wohl als auch der abgeschmackten Schreib-Art, desselben zu halten sey, kan aus dem Boileau nicht unbekannt seyn.

†) Dieser Cardinal war ein Vaters-Bruder des Cardinals Buoncompagno, Erz-Bischoff von Bologna, in dessen



war, gab ihm zu Ehren ein herrliches Gast-Gebot, aber ungeachtet dieser Höflichkeiten, hielt sich der Prinz doch nicht lange zu Bologna auf. Er erhob sich nach Florenz, wo er dem Groß-Herzog Cosmum II. besuchte, und errichtete eine sehr vertraute Freundschaft mit dem Groß-Pringen, der die Schwester des verstorbenen Churfürsten von Bayern und Cöln geheyrathet hatte. Der Prinz war äußerst vergnügt, diese Prinzessin zu sehen. Sie war die Zierde des Toscanischen Hofes, ihre Höflichkeit, Freundlichkeit und Bescheidenheit brachten ihr die Bewunderung ganz Italiens zuwegen. Sie war eine Liebhaberin von Lustbarkeiten und Pracht, ihr Gemahl und sie waren äußerst beschäftigt, dem Prinzen von Sachsen allerhand Vergnügen zu machen, bey dem er seine Geschicklichkeit, und sie ihren Staat Fonten sehen lassen. Man brachte gleich alles zu Werke, was sich vortreflich bey Balletten und Comödien aufführen läßt, der Groß-Herzog aber hielt diese Lustbarkeiten für allzugemein, und wolte eines das mehreres Aufsehen machen sollte. Er entschloß sich also ein Caroussel anzustellen, bey dem alle Leute von Herkommen zu Florenz sollten zugelassen werden, und das ganze Volk zuschauen sollte. Der Prinz, der seines gleichen in dieser Art Übungen nicht viel hatte, fiel mit Freuden dem Groß-Herzogen bey, und es ward also beschlossen, es sollten vier Quadrellen seyn, welche die vier Monarchien vorstellen, und deren Anführer der Prinz von Sachsen, der Groß-Prinz,

Hände der Chur-Prinz von Sachsen, igtiger Churfürst und geröhrter König in Pohlen, sein Catholisch Glaubens-Bekänntniß abgelegt.

Prinz, die Herzoge von Mantua und Guastalla seyn sollten. Es sollten vier Maitres de Camp dabey seyn, nun die Befehle zu geben, und die Ritter, die sich am besten halten würden, sollten einen Preis bekommen, dessen Werth dem Ausspruch der Ritter frey stehen sollte. Alle Ritter so wohl die Florentinischen als Fremden sollten ihren Adel vor einen Wappen-Herold beweisen, und wo sie es nicht können, sollten sie nicht zugelassen werden.

Als die Anstalten dergestalt gemacht waren, so beschäftigten sich die Prinzen und Herren mit der Nothwendigkeiten ihres Staates, und ihren Ziffern und Devisen etwas galanter einzuverleiben, daß eine Absicht auf die Personen hatte, die sie liebeten.

Endlich brach der Tag des Caroussels an. Der Groß-Herzog, der Cardinal von Medici sein Bruder, und die Groß-Prinzessin, welche von ihrem Frauenzimmer begleitet wurde, erhob sich in die Galerien, und auf die Schau-Gerüste, die man vor sie gemacht hatte. Die vier Häupter erschienen mit ihren Quadrellen. Ihnen folgte eine Menge Pferde und Bedienten, die einen so prächtigen Aufzug machten, als man wohl niemahls in Florenz gesehen hatte. Der Prinz führte die Perser, er hatte keine andere Farbe als weiß und blau, welches die Leib-Color der Groß-Prinzessin war, die er hiemit beehren wolte, indem er keine Buhlerin in Florenz gesucht.

Niemahls hat man so große Geschicklichkeit sehen lassen, als der Prinz hier bewies. Wiewohl der Groß-Prinz der beste Reuter in ganz Italien war, so mußte man doch nicht, wenn man den Vorzug lassen

sen sollte. Der Prinz hatte was angenehmes in seinem ganzen Thun, daß ihm jedermann geneigt ward; Das sämtliche Frauenzimmer bezeugte eine große Freude, nachdem er seine Schrancken glücklich vollbracht. Er bekam den ersten Preis, und er hätte sie insgesamt erhalten können, wann er nicht befürchtet hätte, die andern Ritter möchten gar zu zornig werden.

Der Herzog von Mantua sahe mit größter Ungedult, daß der Prinz von Sachsen so große Vortheile erhielt, und er ließ sich einiger Worte vernehmen, die sein Mißvergnügen zu erkennen gaben. Den andern Tag brachte man dieselbe, welches ziemlich unverständlich war, dem Prinzen zu Gehör, welcher sogleich willens ward, sich deswegen Rechenschaft geben zu lassen. Er schrieb also dem Herzog ein Briefgen, in welchem er ihn auf einen Duell forderte, und demselben die Wahl überließ, mit welchen Waffen es geschehen solle. \*) Rose, ein Edelmann von der Cammer des Prinzen, bestellte diese Herausforderung. Der Herzog von Mantua war niemals willens gewesen, sich durch große Tapferkeit unsterblich zu machen, und darum zitterte und betete er, als er dieses Briefgen durchlas. Er sagte zu Rosen, „er wisse gar nicht, worin er den Prinzen missfallen müsse, und ehe er sich schlagen wolle, lieber würde er bey Ihro Durchl. alle ersinnliche Entschuldigung ablegen.“ Rose antwortete, „er halte davor, sein Herr werde sich begnügen lassen, wenn Ihro Durchl. ihm eine schriftliche Erklärung mitgeben wollten, in welcher sie erklärten, daß der Durchlauchtigste Prinz von Sachsen Sie zu einem Duell gefordert; Sie aber seine

Tapf.

Tapferkeit geschmeuet hätten, daß sie es nicht wagen wollten, sich mit einem so Selben-müthigen Prinzen zu schlagen.“ Der Herzog von Mantua fiel Rosen um den Hals, dankte ihm tausendmahl, daß er ihm ein Mittel an Händen geben wollen, dem Duell zu entkommen. Er schrieb gleich ein Briefgen, das bis auf den mindesten Umstand mit Rosens Vorschrift einstimmig war, und nachdem er es unterschrieben hatte, so versiegelte er es mit seinem Petschaft. Als der Prinz das Briefgen las, so suchte er die Achsel, und sagte zu Rosen: Ist es möglich, daß ein Fürst so niederträchtig seyn, und solche Erklärung von sich geben kan. Weil aber indeß der Herzog von Mantua besorgte, der Prinz möchte damit noch nicht zufrieden seyn, so nahm er insgeheim die Post, und verbarg sich in die Haupt-Stadt seiner Länder.

Wenige Tage nach dieser Begebenheit verließ der Prinz Florenz, und war äußerst vergnügt über die Ehre, die man ihm angethan hatte. Weil er nun daselbst vom Groß-Herzog frey gehalten worden, so machte er an die Minister und übrige Bedienten dieses Herrn überaus prächtige Geschenke. Er hielt sich einige Tage zu Siena auf, woselbst ihm eine Gelegenheit vorstieß, welche seiner Großmuth rühmlich war, und ihm die Hochachtung aller dasigen braven Leute zuzog. Sie bestehet darin.

Es hatte, als er sich noch zu Florenz aufhielt, ein Abt von Siena bürdig, von einer seiner Anverwandtinnen, als der schönsten Jungfer in Italien, mit ihm gesprochen, und hatte sich anheischig gemacht, wenn er durch Siena reisen würde, so wolle er sie ihm zeigen. Als der Prinz sich in dieser Stadt befand,

\*) Er ist als General-Lieutenant in Sächsischen Diensten gestorben.



so forderte er vom Abten, er solle sein Wort halten. Der Abt führte ihn noch denselben Abend in die Haupt-Kirche, wo seine Base einen Salus bewohnte. Der Prinz fand, daß die junge Person in der That schon sey, und bat den Abten inständigst, er solle ihm Gelegenheit schaffen, allein mit ihr zu sprechen. Dieser dienstfertige Geistliche gab zur Antwort, das, was er begehre, sey zwar nicht ganz und gar unmöglich zu erlangen, allein, es würde so wohl Geld als Mühe genug kosten. Der Prinz antwortete, was die Mühe beträffe, so wolle er ihn davor sorgen lassen, was aber die Ausgaben anlange, so solle ihm keine reuen, und wenn er nur zu seinem Zweck gelange, so wolle er so viel geben, als man verlangen werde. Als der Pfaffe eine so weitläufftige Bollmacht hatte, so zog er zu Felde, er begab sich zur Mutter dieser jungen Person, die er weit gefälliger fand, als er sich einge- bildet hätte. Dieses Weib versprach ihre Tochter für 1000. Pistolen, die ihr baar müsten ausgezahlt werden, hinzugeben.

Als die Sache also eingerichtet war, so redete sie mit ihrer Tochter, die aber ihrem Verlangen ganz zuwider war. Ausser dem Abscheu für Beschimpfung, war sie noch durch die Liebe zu einem jungen Menschen, der ihr die Ehe versprochen, zurück gehalten, den ihr aber die Mutter nicht erlauben wollen. Sie warff sich ihrer Mutter zu Füsse, und bat sie in brünstig, ihr keine That zuzumuthen, die sie in Schaaam und Schande stürken würde. Die Mutter blieb unbeweglich, und sagte, wenn sie ihr nicht gehorsam seyn würde, so wolle sie sie Lebenslang in ein Kloster stecken. Diese Drohung machte dem

Mädgd.

Mädgdgen angst, alleine ihre Verzweiflung gab ihr ein Mittel an die Hand, sich für allem Schimpff zu bewahren. Sie verbarg ihrer Mutter, was sie vor hatte; und indem sie sich stelle als ergebe sie sich ihrem Willen, so sagte sie zu ihr, der Prinz von Sachsen könne sich nur einfinden.

Der Abt, der diese Antwort zu hinterbringen über sich genommen, führte den Prinzen zu seiner Base. Die Mutter nahm ihn sehr vortheilhaft auf, die Tochter aber hatte die Augen niedergeschlagen und sprach nicht ein Wort. Diese frostige Aufnahme kam dem Prinzen nicht fremde vor, er schrieb sie der Gegenwart der Mutter, und den letzten Kräfften einer unterdrückten Jugend zu. Er brannte für Ungedult sich allein bey ihr zu befinden, und sogleich gieng der Abt und die Mutter davon. Allein, wie sehr verwunderte er sich nicht, als diese junge Person ihm mit Thränen zu Füsse fiel, dieselbe umfaffete, und ihn mit weinender Stimme bat, sich einer unglücklichen Tochter zu erbarmen, die eine grausame Mutter ihrem schändlichen Weiz aufopfferte. „Prinz! sagte sie, ich bin in ihrer Gewalt, und kan auf nichts mehr, als auf ihre Großmuth meine Hoffnung setzen. Die flehe ich an, und glaube, sie ist eben so groß, als Dero Geschlecht. Um Gottes willen mißbrauchen sie sich der elenden Umstände nicht, in welche mich meine Mutter setet.“ Der Prinz ward über den Zustand dieses Mädgdgen gerührt, hub sie von der Erden auf, und sagte zu ihr: „Fürchte nichts, meine Tochter, das sey ferne, daß ich mir die Gewalt, die mir deine Mutter gegeben, zu Augen machen solte: Gegentheils will ich dich selbst wider diese Mutter beschützen: Sage du mir nun, was ich disfalls thun muß.“

Ohnumöglich kan ein vom Todes Urtheil Begna-

E 2

digter

digter so freudig seyn, als dieses tugendhafte Mägdgen. Sie fiel dem Prinzen von neuem zu Füsse; aber sie konnte kein Wort fürbringen, sie hielt seine Knye umfaßt, und schien ihn gleichsam als ihren Schutzengel anzubeten. Der Prinz hubte sie wieder auf, und nachdem er ihr ein wenig Zeit gelassen sich zu fassen, so bat er sie, sie solle ihm doch sagen, wie sie habe ihre Einwilligung geben können, sie allein bey ihm zu lassen, da sie ihm doch nicht zu Willen seyn wollen. Sie beschrieb ihm hierauf ganz genau, was zwischen ihr und ihrer Mutter vorgegangen, und verhehlte ihm auch nicht, wie die Besorgniß eines Liebsten, der ihr angenehm sey, verlustig zu werden, sie bewogen habe, sich dem Willen ihrer Mutter so weit zu unterwerffen. Prinz, (sagte sie,) ich machte mir Hoffnung, mein Elend werde sie rühren, und wo ich mich hier betrogen hätte, so sehen sie hier, (fuhr sie fort, indem sie ihm zugleich einen Dolch wies,) dieses hätte mich schon vor der Schande bewahren sollen; diesen Dolch hätte ich mir gleich in die Brust gestossen.

Der Prinz ward ganz bestürzt und eingenommen, als er so viel Muth bey einer Person von siebenzehn Jahren antraff. Ich bewundere, (sagte er zu ihr,) ich bewundere, meine Tochter, eure Schönheit, und verehere eure Tugend. Ich bin erfreuet, daß ich im Stande bin, eure Glückseligkeit befördern zu können. Ja ich will es bey eurer Mutter zuwege bringen, daß sie ihre Einwilligung zu eurer Heirath mit dem, dem ihr euch versprochen habt, geben soll, und daß ihr von meiner Hochachtung gewiß werdet, so erlaubet, daß ich euch eine jährliche Pension, von 1000. Rthlr. auf Lebenslang anweise. Die junge Weib's Person empfand eine lebendige Freude, über das großmüthige Verfahren des Prinzen, und versicherte ihn, daß sie so wohl,

wohl, als ihr Liebster, eine ewige Erkanntlichkeit hegen würden, „wolt doch, (sagte sie,) der Himmel ihnen den Ruhm der höchsten Schicksale gewähren. Der Prinz antwortete, er sey vor ihren guten Wünschen verbunden. Er bat sie, ihre Mutter zu rufen, und ihn mit ihr allein zu lassen.

Nachdem diese Frau gekommen war, so verwies er ihr erst ziemlich heftig, daß sie ihrer Tochter mit solcher Gewalt zugesetzt. Nachgehends sagte er ihr, daß wenn sie von ihm verlange, er solle ihr die bewußten Pistolen auszahlen lassen, so müsse sie ihn die Verehlung ihrer Tochter willigen. Und als er ihr einige Unentschlossenheit anmerckte, so sagte er ihr ferner: „Ihr müsset meinen Willen vorziehen, oder ihr müßt euch entschließen, euch in ein Kloster zu begeben. Dies will ich mir, als eine Gewogenheit vom Groß-Herzog ausbitten, und ich kan gewiß glauben, er werde mir dieselbe schon zustehen. Denn ich sage noch einmahl, ich werde nicht zugeben, daß eure Tochter bey euch wohnen bleibe. Das Wort Kloster erschrock die Mutter so sehr, als der Tochter entsetzlich gewesen. Sie willigte also in das Begehren des Prinzen, man ließ den jungen Menschen und den Notarium holen, der Ehe-Vertrag ward angerichtet, und sogleich unterzeichnet. Der Prinz bezahlte die 1000. Pistolen an die Mutter, und der Tochter versicherte er die Pension.

Als die Sache solchergestalt geendigt war, so verreisete der Prinz nach Rom. Er kam in diese Hauptstadt der Welt, zu einer Zeit, da die Andacht und Neugierde die Fremden von allen Enden herbeslocken. Anton Pignatelli saß damahls auf dem Stuhl Petri unter dem Nahmen, Innocentius der XII. Der



Prinz machte diesem Pabst seine Aufwartung, und ob es wohl unter dem Nahmen eines Grafen von Meissen geschähe, so erwies ihm doch dieser Pabst eben die Ehre, die man regierenden Prinzen anzuthun pflegt. Er besprach sich lange Zeit mit ihm von seinen Reisen, von dem Zustand des Spanischen Hofes, und von dem elenden Zustand, in welchen sich die Catholische Kirche in Sachsen befand. Der Heil. Vater empfahl ihm ihre Glaubens-Verwandten, und der Prinz versprach ihm, sie in allem, wo er könne, zu beschützen. Der Pabst, der hierüber ganz Freuden-voll ward, umarmte ihn, und sagte zu ihm, eben im Prophetischen Geiste: „Gott wird ihre Tugend vergelten, er wird sie wieder in den Schoos der Kirche bringen, und sie werden einst die höchsten Schicksale erleben.“

Bei allen Ceremonien der Heil. Woche hatte der Pabst die Gerechtigkeit besondere Befehle zu geben, daß der Prinz eine gelegene Stelle bekame. Er machte ihm kostbare Verehrungen, und alle Tage sendete er einen Cameriro d'honore, um sich wegen des Zustandes des Prinzen zu unterrichten. Den Frohnleichnam's-Tag gab einmahl's der Pabst dem Prinzen, den er an einem Fenster des Vallastris Occaramboni wahrnahm, die Benediction des Heil. Sacraments. Ganz Rom ärgerte sich über dieses Vornehmen des Heil. Vaters, und Pasquinius hatte gar den Einfall: Der Pabst sey Lutherisch, und der Prinz von Sachsen Catholisch worden.

Die Cardinäle folgten endlich dem Beispiel des Heil. Vaters, gaben etwas von ihrem murrischen Ceremoniel nach, und erwiesen dem Prinzen all-

hand

hand Höflichkeiten. Ja der ganze Adel richtete sich nach ihnen, und war nicht weniger beschäftigt ihn mit allerley Lustbarkeiten zu ergötzen. Ein jeder bewehrte ihn immer aus Nachseiferung gegen den andern, und zu Frascati, Tivoli und Albano waren beständig Gesellschaften.

Unter allen Familien zu Rom war keine, die ihm grössere Höflichkeiten bereugte, als das Haus Colonna, und er gieng auch fleissiger zu ihnen als allen übrigen. Die Frau Connetable \*) war zwar keine Schönheit, aber sie hatte was erhabnes an sich, und einen ausbündigen Verstand, der ihr mehr Verehrer zuzog, als denen insgesamt, die die Natur mit mehreren Reizungen begabt hatte. Sie wußte ihre Liebhaber vortreflich zu erhalten, und indem sie denselbigen allen gleich begegnete, so erhielt sie jeden in gleicher Hoffnung. Ihr Haus stund allen vornehmen Leuten beyderley Geschlechts offen. Man spürte in demselbigen noch einiger massen das freye Wesen, das die Connetable Maria Mancini darinn eingeführet hatte. Es war oft Concert daselbst, man spielte starck, und sehr oft wurden Festins darinn gegeben, an denen ganz Rom Theil nahm. Der Prinz von Sachsen brachte gemeinlich die Abend-Zeit in demselbigen zu, er fand ein unendliches Vergnügen in dem Umgang der Connetable, und diese Prinzessin bewunderte die Scharfsinnigkeit und den Verstand des Prinzen nicht weniger. Sie entschlug sich alle Liebhaber, um sich mit ihm allein zu unterhalten, die Zeit ward ihr überall lang, wo der Prinz nicht war,

\*) Sie war aus dem Hause Pamphili.

und sie konnte ihre Gedanken von ihm so schlecht be-  
meistern, daß es der Connetabile merckte. Seine  
Eifersucht ließ das nicht zu, daß er erlauben sollte, daß  
sich seine Gemahlin in Rom aufhalten sollte, so lang  
der Prinz da wäre, er gab vor, daß er wegen Dinge  
von äußerster Wichtigkeit sich in das Königreich  
Neapel begeben müsse, die Frau Connetabile mußte  
ihn begleiten, und er verbarg sich also mit ihr, auf ei-  
nem seiner Güter.

Der Prinz konnte die Abreise der Connetabile leicht  
überwinden, denn er hegte lauter Hochachtung vor sie.  
Sein Herz hieng vielmehr an die Madame Monti,  
welches die größte Schönheit Roms war. Der  
Prinz entdeckte ihr seine Wünsche, er ward erhört,  
und wie man spricht, so ist ihn sein Sieg nicht ein-  
mahl theuer zu stehen kommen. Allein seine Liebe  
für dieselbe erlosch eben so bald, als sie entstanden.  
Der geringe Verstand der Madame Monti machte,  
daß er sie verließ.

Das freye Herze des Prinzen fiel indeß von einer  
Schöne auf die andere, und nichts konnte ihn bestän-  
dig machen. Er machte sich den Stillstand zu nütze,  
den ihm die Liebe zustund, und besahe indeß die alten  
und neuen Seltenheiten, die Rom im Überflusse auf-  
weist. Damahls erlangte er den vortrefflichen Ge-  
schmack in der Mahler- und Bau-Kunst, die Kennt-  
niß der Alterthümer, und die Fähigkeit von allen schö-  
nen Sachen geschickt zu urtheilen.

Als er hier seiner Forsch-Begierde ein Gnügen ge-  
leistet, so reifete er nach Neapel, hielt sich aber daselbst  
nur so lang auf, als es nothwendig war, eine Stadt  
zu besuchen, die ihre Seltenheit und schöne Lage so  
sehr

sehr als diese unterscheidet, und so berühmt macht.  
Er schiffte nach Sicilien, und ob er schon mit gutem  
Winde abgeseget war, so stunde er doch ein grau-  
sames Ungerwitter aus. Es währte fünf Tage, und  
die Schiff-Leute verlohren endlich Rath und Muth,  
und die Reisenden alle Hoffnung. Der Steuermann  
wußte sich nicht mehr zu helfen, war ganz ermüdet,  
und von Furcht und Schrecken niedergeschlagen, ver-  
ließ daher das Ruder, und ließ das Schiff dem freyen  
Willen der stürmenden Winde. Als der Prinz die  
Unordnung sah, die sich unter dem Schiff Belek aus-  
gebreitet, nahm er das Steuer-Ruder, und nachdem  
er einen ganzen Tag und eine ganze Nacht die  
Pflichten des Steuermanns versehen, so hatte er das  
Glück, das Schiff zu erhalten, und in Palermo einzu-  
laufen.

Er hielt sich nur kurze Zeit in dieser Haupt-Stadt  
auf, wie in Sicilien überhaupt; doch aber besah  
er die vornehmsten Städte. Seine Neugierde trieb  
ihn so weit, daß er sich an den Berg Aetna erhob, an  
jenes Trauermahl des Riesen Typhon, und die Höle,  
in der Vulcan seine Feuer-Esse aufgerichtet. Nach-  
gehends war er zu Messina, wo er sich wieder einschif-  
fete, um durch die Meer-Enge zu gehen, und kam glück-  
lich nach Reggio. Er durchstrich Calabrien, besahe  
Neapel noch einmahl, und kam nach Rom zurück.  
Daselbst besuchte er den Pabst noch etliche mahl, und  
darauf reifete er nach Venedig. Er war vergnügt,  
daß er sich wieder da befinden sollte, und alles war  
froh, da man ihn wieder sah. Er hatte sich vorge-  
nommen, sich noch eine Zeitlang daselbst aufzuhal-  
ten: Als er aber vernahm, daß Ludwig der XIV. den



Kaiser Leopold und das Reich mit Krieg überzogen; so entsagte er den Venetianischen Lustbarkeiten, und dachte sich nunmehr auch Ruhm zu erwerben. Er begab sich zur Armee am Rhein, und zeigte daselbst den Heldenmuth, den er niemahls abgelegt, und seine Feinde bewundern müssen.

Als der Feldzug zu Ende gebracht war, so wolte der Prinz nach Italien zurück gehen, allein die Churfürstin, seine Mutter, \*) und der Churfürst sein Bruder, baten ihn so inständig nach Sachsen zurück zu gehen, daß er ihnen dieses Vergnügen nicht abschlagen konnte. Er nahm seinen Weg über Nürnberg und Bareith, und in dieser letztern Stadt ward er von dem Marggrafen von Brandenburg aufgehalten, der ihn sehr prächtig empfing. An diesem Hofe sahe er die Prinzessin Eberhardina, die Tochter des Marggrafen. Die Schönheit dieser Prinzessin schien ihm alle diejeniaen zu übertreffen, die er auf seinen Reisen gesehen. Er ward auch weit verliebter in sie, als er in alle seine Buhlerinnen gewesen, und weil er bloß, nichts fremdes mehr zu lieben, so suchte er sich den Besitz von ihr zu versichern, welches ihm als die größte Glückseligkeit vorkam.

In der That war die Prinzessin von Bareith eine derjenigen Personen, die man ohne Verwunderung nicht ansehen kan. Die Weiße ihrer Haut, und ihrer blonden Haare machten ihr ein so herrliches Ansehen, dergleichen nur an ihr allein zu finden. Alle ihre Züge waren ordentlich, und ihr Gesicht, und ihre Person

\*) Anna, Prinzessin, Tochter Friedrich III. Königs in Dänemark.

Person voller Annehmlichkeit und Reizung. Sie hatte einen süßsamen und bescheidenen Verstand, welches ihren Umgang beliebt machte. Man konte ihr nichts vorrücken, als sie thue vor eine Person von funffzehn Jahren gar zu ernsthaft.

Der Prinz von Sachsen befiß sich, ihr zu gefallen, und als er glaubte, daß ihr seine Bemühung nicht mißfalle, so bot er ihr die Ehe an. Die Prinzessin antwortete, sie stehe unter dem Befehl ihrer Eltern, und ohne ihre Einwilligung würde sie keine Wahl treffen; sondern von ihren Händen wolte sie den Gemahl annehmen, den sie ihr darboten würden. Der Prinz begab sich also zu dem Marggrafen, und begehrte seine Prinzessin zur Gemahlin. Sie ward ihm versprochen, die Verlobung gieng vor sich, und bald darauf ward das Beylager, mit allem Pracht und Ceremonien, die bey solchen Gelegenheiten üblich sind, gefeyert.

Der Prinz brachte seine Gemahlin nach Dresden, wo sie von der Churfürstlichen Mutter und dem Churfürsten mit allen Merckmahlen der Zärtlichkeit aufgenommen wurden. Verschiedene Monate lang waren bey Hofe nichts als Festins und Freuden-Bezeugungen. Die Sachsen, die ohne das, den Prinzen mehr, als den Churfürsten liebten, bestrebten sich recht ernstlich, ihre Neigungen an den Tag zu legen, um ihr Vergnügen über seine Wiederkunft zu erkennen zu geben.

Alle diese öffentliche Freuden-Bezeugungen verkehrten sich bald in Traurigkeit. Die Fräulein von Mensch, welche der Churfürst noch immer mit ganz außerordentlicher Heftigkeit liebte, bekam die Vo-

ten

ken und starb. Der Churfürst gerieth in solche Verzweiflung, daß ihn niemand besänftigen konnte. Man konnte ihn nicht einmahl von dem erblaßten Körper wegreißen, er umfaßte dieselbe, und sagte ihr noch allerhand bewegliche Dinge. Er wünschte sich den Tod, um aus einem Leben zu kommen, das ihm seit dem Tode seiner Nereischin verhaßt sey.

Jedermann glaubte, das ganz entsetzliche Klagen des Churfürsten habe eine übernatürliche Ursache, und weil die Gerichte in Sachsen nicht einig sind mit dem Parlement zu Paris, wo man keine Zaubereien glaubt, zweifelten sie gar nicht, die Fräulein Nereisch müsse Zauber-Künste angewendet haben, damit sie geliebt würde. Es gieng damahls das Gerüchte, man habe unter ihren linken Arme ein Fuchlein gefunden, das in Blut gedacht, und in welches ein Papier mit Charactern beschrieben, gewickelt gewesen, und als man dieses weggethan, so sey der Churfürst still worden, und habe die gleichsam verlorne Vermunft wieder bekommen. Ich kan zwar nicht wissen, ob alles wahr ist: Aber es ist doch gewiß, daß der Eigensinn des Churfürsten, nach welchem er nicht von seiner Geliebten lassen wollen, die Ursache gewesen, daß er fünff Tage hernach auch die Pocken bekommen, und davon ist er den siebenden Tag gestorben. Seine Unterthanen hätten ihn vielleicht mehr bedauert, wann ein andrer, als der Prinz Friedrich August zur Regierung gekommen wäre.

Man kan sich leicht einbilden, in welchen Zustand die Gräfin von Rochlitz, Mutter der Fräul. Nereisch gerathen sey. Der Prinz erlaubte ihr nicht, den Churfürsten in seiner Krankheit zu besuchen, und schickte

zu ihr, mit Befehl, das Versteck dieses Prinzen, und die Edelsteine, die sie in Verwahrung hatte, heraus zu geben. Sie fragte, ob der Churfürst tod sey, und als man sagte nein, so sagte sie, „wohlan, so habe ich auch keinen Herrn, und kein Mensch soll mich zwingen, dasjenige heraus zu geben, was sein Vertrauen in meine Hände gegeben.“ So bald nun Johann Georg der IV. den Geist aufgegeben, ließ der Churfürst Friedrich August die Madame von Rochlitz in Verhaft nehmen, und ihr den Proceß machen. Sie war nicht so unglücklich, daß sie ihr End-Urtheil erlebet, welches den Tag ihres Todes gefällt ward. Nach demselben ward sie verdammt, sie solle geschleift, nachgehends gehenckt, und ihr Leib ohne Begräbniß gelassen werden. Allein der Churfürst vernichtigte dieses Urtheil, und erlaubte ihren Freunden, daß sie sie begraben möchten. Er sagte, er wolle seine Regierung nicht gern mit einer Beleidigung einer vornehmen Familie anfangen.

Die Belangung Friedrich Augusts zur Chur gab dem ganzen Sächsischen Hofe eine andre Gestalt. Dieser Prinz gab die Befehlshabung bey der Armee dem Feld-Marschall von Schönburg. Das Finanz-Wesen und die Siegel dem Herrn von Reichling. Den Herrn von Sauchwitz ernennete er zum Ober-Marschall, die Bedienten seines Bruders dankte er alle ab, und behielt niemand, als wer schon seinem Herrn Vater gedient hatte.

Der Leichen-Dienst des Churfürsten gieng mit außerordentlichen Pracht vor sich, und sein Leichnam ward zu Torgau in die Churfürstliche Gruft beigesetzt. Friedrich August wohnte allen Leichen-Ere-



ken und starb. Der Churfürst gerieth in solche Verzweiflung, daß ihn niemand besänftigen konnte. Man konnte ihn nicht einmahl von dem erblaßten Körper wegreißen, er umfaßte dieselbe, und sagte ihr noch allerhand bewegliche Dinge. Er wünschte sich den Tod, um aus einem Leben zu kommen, das ihm seit dem Tode seiner Nereischin verhaßt sey.

Jedermann glaubte, das ganz entsetzliche Klagen des Churfürsten habe eine übernatürliche Ursache, und weil die Gerichte in Sachsen nicht einig sind mit dem Parlement zu Paris, wo man keine Zaubereien glaubt, zweifelten sie gar nicht, die Fräulein Nereisch müsse Zauber-Künste angewendet haben, damit sie geliebt würde. Es gieng damahls das Gerüchte, man habe unter ihren linken Arme ein Tüchlein gefunden, das in Blut gedacht, und in welches ein Papier mit Charactern beschrieben, gewickelt gewesen, und als man dieses weggethan, so sey der Churfürst still worden, und habe die gleichsam verlorne Vermunft wieder bekommen. Ich kan zwar nicht wissen, ob alles wahr ist: Aber es ist doch gewiß, daß der Eigensinn des Churfürsten, nach welchem er nicht von seiner Geliebten lassen wollen, die Ursache gewesen, daß er fünff Tage hernach auch die Pocken bekommen, und davon ist er den siebenden Tag gestorben. Seine Unterthanen hätten ihn vielleicht mehr bedauert, wann ein andrer, als der Prinz Friedrich August zur Regierung gekommen wäre.

Man kan sich leicht einbilden, in welchen Zustand die Gräfin von Rochlitz, Mutter der Fräul. Nereisch gerathen sey. Der Prinz erlaubte ihr nicht, den Churfürsten in seiner Krankheit zu besuchen, und schickte

zu ihr, mit Befehl, das Versteck dieses Prinzen, und die Edelsteine, die sie in Verwahrung hatte, heraus zu geben. Sie fragte, ob der Churfürst tod sey, und als man sagte nein, so sagte sie, „wohlan, so habe ich auch keinen Herrn, und kein Mensch soll mich zwingen, dasjenige heraus zu geben, was sein Vertrauen in meine Hände gegeben.“ So bald nun Johann Georg der IV. den Geist aufgegeben, ließ der Churfürst Friedrich August die Madame von Rochlitz in Verhaft nehmen, und ihr den Proceß machen. Sie war nicht so unglücklich, daß sie ihr End-Urtheil erlebet, welches den Tag ihres Todes gefällt ward. Nach demselben ward sie verdammt, sie solle geschleift, nachgehends gehenckt, und ihr Leib ohne Begräbniß gelassen werden. Allein der Churfürst vernichtigte dieses Urtheil, und erlaubte ihren Freunden, daß sie sie begraben möchten. Er sagte, er wolle seine Regierung nicht gern mit einer Beleidigung einer vornehmen Familie anfangen.

Die Belangung Friedrich Augusts zur Chur gab dem ganzen Sächsischen Hofe eine andre Gestalt. Dieser Prinz gab die Befehlshabung bey der Armee dem Feld-Marschall von Schönburg. Das Finanz-Wesen und die Siegel dem Herrn von Beichling. Den Herrn von Sauchwitz ernennete er zum Ober-Marschall, die Bedienten seines Bruders dankte er alle ab, und behielt niemand, als wer schon seinem Herrn Vater gedient hatte.

Der Leichen-Dienst des Churfürsten gieng mit außerordentlichen Pracht vor sich, und sein Leichnam ward zu Torgau in die Churfürstliche Gruft beygesetzt. Friedrich August wohnte allen Leichen-Ere-

monien bey, und schien bey dem Verlust seines Bruders empfindlicher, als diejenige zu seyn pflegen, welche das Erbschafts-Recht zur höchsten Gewalt beruffet.

Der neue Churfürst lebte in vollkommen guten Vernehmen mit der Churfürstin, seiner Gemahlin. Er ward von ihr, und sie von ihm einzig und allein geliebet. Die Hof-Leute zweiffelten keines weges, sie werde endlich den unbeständigen Augustum beständig, gemacht haben, und dieser Herr selbst stund in den Gedanken, er habe nunmehr der Galanterie Abschied gegeben. Der Ausgang hat gewiesen, daß sie sich betrogen, und daß kein Herz der Beständigkeit keines weges gewidmet sey.

Die Mutter des Churfürsten, welche den Titul Königl. Hoheit führte, weil sie eine Tochter Friedrich des III. Königs in Dänemark war, hatte unter ihrem Frauenzimmer eine junge Person, Namens Fräulein von Kessel. Dieses Fräulein war diejenige, die eine Ursache ward, daß der junge Churfürst dem Eyde, den er seiner Gemahlin geschworen hatte, Einbruch that. Die Canglerin Griefe erregte diese neue Leidenschaft, indem sie den Churfürsten vermochte, daß er die Fräulein von Kessel zu kennen verlangte, weil sie ihm so viel Gutes von ihrem Verstand und ihren Verdiensten vorbrachte. Diese gute und tugendhafte Dame that das aus keinem andern Grunde, als aus mitleidiger Liebe, um der Fräulein von Kessel eine jährliche Pension zuzulegen zu bringen, weil sie von keinem reichen Eltern war, und mit dem Gehalt einer Staats-Fräulein nicht auskommen konnte. Es ist zwar an dem, daß sie auch noch

noch vorher schon dem Churfürsten gefallen, aber er hatte noch nicht mit ihr gesprochen.

Als er einmahls die Churfürstin seine Mutter besuchte, so hielt er sich im Vorgemach bey der Fräulein von Kessel auf, und sprach lange Zeit mit ihr. Er ward dergestalt über ihren Verstand entzückt, daß er diesen Augenblick in sie verliebt ward. Er blieb nur eine kurze Zeit bey der Churfürstin. Den andern Tag kam er wieder, und das einen ganzen Monat lang, welches dann machte, daß die Hof-Leute auf die Gedanken geriethen, er müsse seine Mutter über die wichtigsten Dinge um Rath fragen. Dieses tugendhafte Frauenzimmer hatte die Liebe des Churfürsten zu ihr gemercket, weil sie aber keine Neigung hatte, sich einzulassen, so vermied sie ihn mit allem Fleiß. Der Churfürst, der kein Freund war, viel Zeit zu verlieren, schrieb ihr folgendes Brieffgen.

So hoch ich auch die Empfehlungen der Madame von Griefe zu achten pflege, so bitte ich sie gleichwohl, sie schreiben denselben keinesweges die zwey tausend Rthlr. Pension zu, davon ich ihnen hier die Anweisung beigelegt. Ihnen selbst sind sie als Zeugniß meiner Hochachtung schuldig. Ich bitte sie versichert zu seyn, daß dieses nicht das einzige ist, daß ich ihnen Gutes erzeigen will. Sie vermeyden mich daher nicht mehr so sehr, wie bisher, und versagen mir das angenehme Vergnügen nicht mehr sie zu sprechen, vielleicht, wenn sie mich näher kennen, werden sie mir auch ihre Gewogenheit nicht mißgönnen, deren Erlangung meine einzige Glückseligkeit ausmacht.

Die Fräulein von Kessel hielt sich verbunden, auf dieses Brieffgen nicht zu antworten. Sie trug also dem von Duxhaim, der es ihr überbrachte, auf, dem Churfürsten zu sagen! Sie erkenne dieses mit der lebendigsten Dankbarkeit, und würde nicht ermangeln,



len, ihm für die grosse Gnade unterthänigst zu danken. Vitzthum bat sie vergebens um ein paar Zeilen Antwort, sie lehnete es ab, indem sie sagte: sie glaube, es sey weit ehrerbietiger dem Churfürsten mündlichen Dank zu sagen.

Noch selbigen Abend, als der Churfürst seiner Gewohnheit nach, seine Frau Mutter besuchte, gieng ihm die Fräulein von Kessel entgegen, und sagte zu ihm: „Ihro Churfürstl. Durchl. haben mir eine solche Probe Dero Großmuth gegeben, daß ich keine Worte zu finden weiß, meine Erkanntlichkeit auszudrücken. Sie erlauben also, daß ich dieselbe in einem ehrerbietigen Stillschweigen zusammen fasse, und mich damit begnüge, daß ich wünsche, Sie müssen noch lange Zeit ein Grund der Bewunderung für diejenigen seyn, die sich ihnen nahen, und eine Lust ihrer getreuesten Unterthanen. . . Was ich in Ansehung ihrer gethan habe, Mademoiselle, (sagte der Churfürst,) ist so wenig, daß sie gar nichts davon erwähnen darf. Ich bitte, sie nehmen es an, als von einer Person, die ihnen gerne alles dasjenige erzeigen will, was sie verdienen, und die die höchste Gewalt nur deswegen etwas achtet, weil sie sie in den Stand setzt, ihnen Gefälligkeiten zu erweisen. . . Weil die Churfürstin eben herzu kam, so konnte der Churfürst das Gespräch nicht fortsetzen, indem er die Meynungen seines Herzens entdeckte.

Zween Tage verstrichen, ehe er einen günstigen Augenblick ausmachen konnte, um sie insgeheim in demselben zu sprechen. Er sahe sie allezeit bey der Churfürstin seiner Mutter, und je mehr er sie ansah, je verliebter war er. Diese beyden Tage kamen ihm so lange vor, als hundert Jahr. Seine Ungedult war Ursache, daß er den Herrn von Reichling (in den er damahls sein ganzes Vertrauen setzte,) wegen der Mittel zu Rathe zog, durch welche er und die Person, vor die er so viel Zärtlichkeit hegte, allein mit ein-

einander zu reden kommen könnten. Reichling war froh, als er das Vertrauen des Churfürsten sah, und forschte daher so fleißig nach, daß er erfuhr, die Fräulein von Kessel würde sich einige Tage auf dem Land-Gut der Frau von Frieße, welches zwö Maielein von Dresden lag, aufhalten. Der Churfürst gieng sogleich auf die Jagd, und zwar in einen Wald, der an der Frau von Frieße Land-Gut stieß, er that darauf, als hätte er sich nebst dem Herrn von Reichling verirrt und kam unvermerkt nahe an das Haus, wo sich Madam Frieße, und die Fräulein von Kessel befand und siehe, eben als wenn ihm ein unvermutheter Zufall zum Glück gereichen sollte, so begegnete er seiner Schönen, als sie in einem langen Gang spazierte. So bald er sie sahe, sprang er vom Pferd, und nachdem er sein Pferd an einen Baum gebunden, bewillkommte er sie und fragte sehr artig: ob sie nicht befürchte, daß ein junger Ritter sie zu entführen sich unterstehen sollte. Sie antwortete, solche Begebenheit haben sie nicht am allerwenigsten aber in Sachsen zu vermuthen wo die Unterthanen, so weit ihr regierender Landes-Vater, Feinde aller Gewaltthätigkeiten seyn. Je mehr sie nun der Churfürst hörte, je mehr wolte er sie hören. Er fragte nach der Frau von Frieße, und erfuhr, daß sie allein wäre.

Als sie sich dem Hause näherter, so sahe die Frau von Frieße zum Fenster herhaus, und verwunderte sich nicht wenig, als sie die Fräulein von Kessel bey dem Churfürsten sahe. Sie gieng ihnen eiligst entgegen, und bat den Churfürsten, ihr Haus mit seiner Gegenwart zu beehren. Dieser Herr unterredete sich mit

seiner Geliebten wählender Zeit, als der Herr von Frieße unterhielt, oder Beichling die Frau von Frieße unterhielt, oder aber diese die nöthige Befehle stellte, um die Collation zurecht zu machen, damit sie dem Churfürsten aufwarten wolte. Die Blicke der Fräulein von Kessel machten ihm mehr Vergnügungen, als ihre Worte, weil sie alle ihre Reden mit solcher Bescheidenheit begleitet, daß ihr auch der Churfürst verzeihlich, wie sie so unempfindlich sey. Sie lehnte diesen Verweis mit nichts ab, als mit der Ehrerbietung, die sie vor Ihro Churfürstl. Durchl. hege.

„Ey, sprach der Churfürst, ihre Ehrerbietung würde mir ganz wohl gefallen, wann ich so gleichgültig wäre, wie Sie. Ihr Herz ist es, Mademoiselle, das ich suche, und so lange sie mir dessen zärtliche Liebe versagen, werde ich mich vor unglücklich achten. Heißt das sie beleidigen, anbetens würdige Kessel, wenn man ihnen sagt, daß ihre Verdienste mich nöthigen, nur ihnen zu Gefallen zu leben, und wann sie wollen, so sollen sie in meiner Liebe einen aufrichtigen Liebhaber, und demüthigen und ehrerbietigen Herrn haben. Wahrhaftig, Gnädigster Herr, (sprach die Fräulein von Kessel,) ich kan mir nicht einbilden, daß Ihro Churfürstl. Durchl. in Ernste sprechen. Ich schwerte Ihnen ja, (erwiderte der Churfürst, indem er zugleich vor ihr niederfiel,) meine Worte sind nichts als Ausdrücke der wahren Gedanken meines Herzens. Die Fräul. von Kessel hub ihn sogleich auf, und sagte: Um Gottes willen, Ihro Durchleucht, stehen sie auf! Was würde die Frau von Frieße gedenken, wann sie dieselbe zu meinen Füßen läße. Sie würde denken, daß ich sie verehere, (erwiderte der Churfürst,) und vielleicht würde sie mich mehr bedauern als sie. „Ey, gnädigster Herr, (antwortete sie, indem sie ganz roth ward.) Könnten sie in meiner Brust lesen, so würden sie mein Herz von lebendiger Erkenntlichkeit erfüllt sehen, und „

Weil in diesem Augenblick die Frau von Frieße ins Zimmer trat, so sieng der Churfürst an zu reden, aber von lauter Mittel Dingen. Weil er aber be-  
fürcht-

fürchtete, sie möchte das Vergnügen zu viel merken, das er aus dieser Unterredung schöpffe, so bezwang er sich, und nahm Abschied vom Frauenzimmer, und als er zu einem Hauffen Hof- Leute getreten, so konte er sich nicht enthalten hundert mahl von der Fräulein von Kessel, und zwar als einem Meister-Stück der Natur zu reden. Und in der That, man mußte auch ohne alles Vorurtheil gestehen, daß sie höchst liebenswürdig gewesen. Sie war groß, bräunlicht, sie hatte Augen voller Feuer und Langsamkeit zugleich, und überaus viel Verstand, wiewohl sie etwas melancholisches an sich hatte.

Drey Tage, nachdem die Fräulein von Kessel nach Hofe zurück gekommen, hielt der Churfürst eine Unterredung mit ihr, in welcher er ihr alles sagte, was eine zarte und brünstige Liebe einer Manns-Person eingeben kan, die eben so groß an Verstand ist, als ihre Gemüths-Bewegungen heftig sind. Die Ernsthaftigkeit der Fräulein Kessel gab hier nach, sie gestund, ihr Herz sey empfindlich. Der frohe Churfürst glaubte, er könne ein Bekännniß nicht genug bezahlen, daß seine Glückseligkeit so vollkommen mache. So bald er von ihr gegangen, sandte er ihr vor 60000 Rthle. Diamanten, unterschiedene Stücke Stoffen, und mit einem Worte, einen überaus prächtigen Hausrath. Das erwarb ihm denn eine Gunst, welche Verliebte vollkommen glücklich zu machen pflegt.

Die Fräulein von Kessel bat ihn, ihren Umgang geheim zu halten, und bekannte ihm, daß sie die Empfindlichkeit der beiden Churfürstinnen fürchte. Er wolte sie zwar von seiner Mutter wegnehmen, allein sie  
F 2 wolte



wolte nicht. Da er sich denn solchergestalt bezwingen, und sie nur verstohlener Weise besuchen muste, welches nur die Lust desto annehmlicher machte. Unterdessen empfand die junge Churfürstin, weil sie merckte, daß sie der Churfürst nicht mehr so sehr achte, einen tödlichen Verdruß. Sie verbarg ihn sehr lange, weil sie nicht wußte, wem sie es zuschreiben sollte. Als aber einst des Churfürsten Geburts-Fest gefeyert ward, so sahe sie die Fräulein von Kessel in königlichem Schmuck, und ganz mit Diamanten besäet zum Churfürsten gehen. Sie konnte sich leicht einbilden, daß ihr dieser Staat vom Churfürsten kommen müsse; und weil sie nun ihre Eifersucht nicht besiegen konnte, so fragte sie, wer ihr diß alles geschenkt habe. Die Fräulein von Kessel ward über diese Frage ziemlich verwirrt, und wußte nicht, was sie antworten solle. Ihre Bestürzung vermehrte den Verdacht der Churfürstin, „ich sehe schon, (sagte sie darauf,) wo ihr diß alles her habt, aber ihr seyd ziemlich frech, daß ihr mir damit vor die Augen kommen möget.“ Hierauf ließ sie dieselbe stehen, verfügte sich zu der Churfürstin ihrer Schwiegervater, und erzählte ihr ihren Zweifel und ihren Verdruß. Die beyde Fürstinnen beschloßen die Fräulein von Kessel vorzunehmen. Sie ließen sie holen, und nachdem sie ihr so lange zugesetzt, bis sie gestanden, daß sie der Churfürst liebe, so gaben sie ihr einen ungemeyn harten Auspuß, und die Churfürstliche Mutter drohete ihr gar, sie wolle sie in ein Zuchthaus stecken. Die gute Fräulein gieng mit thränenden Augen und verzweifelten Herzen von ihnen. In diesem Zustand begegnete sie dem Churfürsten, der sich sehr eifrig nach der Ursache ihres Betrübniß erkundigte. Sie sagte

gerge

gerade zu, daß sie die Churfürstinnen so übel angelassen hätten. Der ergrimimte Churfürst gieng so gleich zu diesen beyden Princeßinnen, und sagte ihnen mit einer Löwen-gleichen Wuth: „Alle Welt sucht mich zu beleidigen, aber ich will schon schaffen, daß man diejenige ehre, die ich liebe.“ Ein heftiger Verdruß nahm beyde Churfürstinnen ein, und sie fiengen an zu weinen, sonderlich die Zunge wolte verweiffen; sie sahe ihn also zärtlich und unter tausend Thränen an, da sie sprach: „wie, mein Herr, wollen sie mir ins Gesicht sagen, daß sie eine andere als mich lieben.“ Der Churfürst sahe sie mit einer Ernsthaftigkeit, die der Verachtung sehr nahe kam, eine Zeitlang an, und sagte endlich: „Sie machen ein ziemliches Gewäsche, Madame, ich weiß nicht, wer es ihnen in den Mund legt, fuhr er fort, indem er zugleich seine Mutter ansah, man würde klüger handeln, wenn man sich um etwas anders bekümmerte.“ Bey diesen Worten wolte er hinausgehen, allein die junge Churfürstin hielt ihn auf, und nachdem sie vor ihm einen Fußfall gethan, so sagte sie zu ihm: „Ach mein Herr, schenken sie mir Ders Freundschaft wieder, oder gewähren sie mir den Tod. Ich liebe sie und will sie allezeit lieben.“ Erbarmen sie sich doch über ihre Gemahlin, (sagte zugleich die Churfürstliche Mutter.) Sie verfluchten so oft die Liebe ihres seltsamen Bruders gegen die Reitschin, wöllen sie ihn nun nachahmen, indem sie die Kesselin lieben? Der Churfürst ließ sich durch diesen Vorwurff bewegen, hub die Churfürstin auf, fiel ihr mit den Worten um den Hals, „ja Madame, ich liebe sie allezeit, und bereue, daß ich ihnen Verdruß gemacht. Sagen sie mir, was ich zu ihrer Genugthuung thun soll. Die Kesselin verheyrathen, (versetzte die Churfürstin,) und sie auf ewig vom Hofe entfernen. Wohlan, (antwortete der erschrockene Churfürst,) ich muß ihnen zu Willen leben. Man suche ihr nur einen Mann, ich kenne keinen vor sie. Die Churfürstliche Mutter sagte, sie wolle schon einen finden.“ Der Churfürst

schwieg still und begab sich in sein Gemach, und seine Augen stunden voll Weßers.

Gleich darauf befohl, er seine Kutschen zurecht zu machen, und reisete nach Moritzburg, nahm aber niemand mit als Reichling und Viethum, seine beyden Lieblinge. Ehe er noch abreisete, schrieb er an die Fräulein von Kessel. Er bat sie um Verzeihung, daß er sie verlasse und ersuchte sie hoch und theuer, den Ehgatten anzunehmen, den ihr die Churfürstinnen ausmachen würden. Das ist das einzige Mittel, „schrieb er, das sie für den Verfolgungen dieser beyden Fürstinnen sichern kan. „ Die Fräulein von Kessel war bald des Todes, da sie diesen Briefschloß. „ Ey der Verräther, ey der Weinedige, (schree sie,) ja ich will mich verheyrathen, aber allein an den, der so viel Herrschafft besitzt, dem Verräther den Dolch ins Herz zu stoßen. „ Da sie dieses gesprochen, fiel sie in Ohnmacht. Ihre Cammer-Frauen ermunterten sie mit vieler Sorgfalt und Mühe. Die Frau von Griefe kam sie zu besuchen, als sie eben zu sich selbst kam. Diese willige Dame tröstete sie so gut sie konnte, sie erinnerte sie ihrer vorigen Tugend. an die Religion und ihre Ehre. Die Fräulein von Kessel gab sich auf diese Vorstellungen, und wann sie schon das Unrecht, daß ihr der Churfürst anthat, nicht verschmerzen konnte, so brachte sie es doch so weit, daß sie keine Empfindlichkeit öffentlich bezeugete. Sie ließ also die alte Churfürstin durch die Frau von Einsiedel um die Erlaubniß bitten, sich von Hofe weg begeben zu dürfen. Sie erhielt dieselbe sehr leicht. Die Frau von Griefe, die sie in ihrer Ungnade nicht verließ, nahm sie zu sich.

Den Tag darauf ließen ihr die Churfürstinnen un-

ten

verschiedene Parthien vorschlagen. Die Fräulein Kessel aber antwortete: sie habe keine Wahl anzustellen, und sie wolle demjenigen zum Manne annehmen, den ihr der Churfürst ernennen würde. Die geschäftigten Churfürstinnen sendeten den Herrn von Miltitz zu demselben, und ließen zu bitten, den Gemahl der Fräulein Kessel zu ernennen. Allein der Churfürst antwortete, er werde diese Wahl niemahls anstellen. Die Churfürstinnen möchten sich begnügen lassen, daß er sie gewähren lasse, sie würde ihm aber ein Veranlaß machen, wenn sie der Fräulein Kessel keine Gewalt anthäten.

Die Churfürstinnen, die mit dieser Antwort sehr schlecht zufrieden waren, mußten gar nicht, was sie anfangen sollten. Endlich begab sich die alte Churfürstin zur Frau von Griefe, und nachdem sie die Fräulein von Kessel vor sich kommen lassen, sagte sie: Mademoiselle, ihr wißt, daß ich euch jederzeit vor meinen übrigen Fräulein unterrichten, und wie oft ich euch gesagt, daß ich nichts mehr wünschte, als daß ich euch in einem an den Stand setzen möchte. Seit der Zeit habt ihr mir Ursach zu Mißvergnügen gegeben, ich will dieselbe wohl vergessen, allein ich fordere von euch, daß ihr euch einen Mann erwählet, es mag seyn wer es will, es liegt nichts dran. Ich habe euch verschiedene gute Parthien vorgeschlagen, ihr habt sie ausgeschlagen; wißt ihr andere, ich lasse mirs gefallen, aber sprecht, Mademoiselle, ich gehe nicht von euch, bis ihr mir eine schließliche Antwort gegeben. Macht euch keine Einbildung, als werde euch mein Sohn in Schutz nehmen. Nein, er hat euch auf ewig abgesagt; glaubt mir und zeigt dem ganzen Hof, daß wenn ihr euch vom Wege der Tugend verlohren habt, ihr ihn wieder zu finden wißt. Die Churfürstin meine Schwieger Tochter und ich wollen euch beide wieder gewogen seyn, und wir wollen uns nicht nur begnügen, daß wir das Geschehene vergessen wollen, sondern wir wollen noch demjenigen, den ihr zum Manne erwählet, sein Glück befördern helfen.



Die Fräulein von Kessel, die während der Rede der Churfürstin ganz stumm, und gleichsam steinern geworden, fieng endlich an zu reden, und sagte mit verzagter Stimme, daß sie diejenigen, die man ihr zu Männern vorschläge, so wenig kenne, daß sie nicht wisse wen sie erwählen solle. Sie wolle aber einen erwählen. Nur bitte sie, man solle ihr einen Monat Bedenkzeit lassen. Die Churfürstin befürchtete, sie möchte den Churfürsten beleidigen, wo sie es abschläge, stund es also zu und sagte: „Ich will frey euch euer Begehren, aber wann diese Zeit verstrichen, und ihr wolt mich länger aufhalten, so bedenkt, daß ich schon Mittel finden will, euch euren Eigensinn zu brechen.“

Der zugestandene Termin lieff bereits zu Ende, ohne daß sie noch über ihre Wahl einig gewesen. Sie hoffte noch immer, als eine andere Penelope, auf die Wiederkehrung ihres geliebten Ulysses. Sie schmeichelte sich, daß der Churfürst, der sich allezeit, wiewohl mit tödlichem Verdruss, im Moritzburg eingeschlossen hielt, endlich wieder zu ihr kommen, und sie von der Tyranney der Churfürstinnen befreien würde. Die Frau von Friesse, welche sahe, daß sie sich mit diesen Gedanken ganz einnehmen ließ, fieng endlich an, einen Versuch zu thun, ob sie die Fräulein von dieser gefährlichen Gemüths-Wunde heilen könne. Sie mahlte ihr das lächerliche und abscheuliche ihrer Leidenschaft so lebendig ab, sie machte ihr so eine vortheilhafte Abschilderung von dem Herr von Hauchwitz, der in Churfürstl. Diensten Feld-Marschall war, daß sie sie endlich dahin brachte, ihn als ihren Gemahl anzunehmen. Die Frau von Friesse brachte diese Zeitung stehendes Fusses den beyden Churfür-

stin-

sinnen, welche sich so sehr darüber erfreuten, als über eine Nachricht, daß der Churfürst einen Siegesbesuchten hätte.

Die Churfürstliche Mutter hielt ihr die Hochzeit, und überhäufte die junge Vermählte mit Geschenken und Liebkosungen. Wenige Tage darauf führte der Herr von Hauchwitz seine Liebste nach Wittenberg, wovon er Stadthalter war. Er gieng so wohl mit ihr um, daß er ihre Liebe er hielt, und sie des Churfürsten vergaß. Kurz nach der Abreise der Frau von Hauchwitz kam der Churfürst nach Dresden. Man sahe ihn den Gram an den Augen an, doch warff er den Churfürstinnen nichts vor. Endlich bezwang die Zeit, die alles besieget, seine Liebe, er vergaß seine Geliebte, und erhielt seine Freyheit.

Doch es währte nicht gar zu lang; Es war gleichsam so ins Buch der Schicksale geschrieben, daß das Herz Friedrich Augusts niemahls von Leidenschaften befreyt seyn sollte. Eine junge Schönheit, die aus dem entfernten Norden gekommen war, setzte es wieder in neue Unruhe. Diese war Aurora, Gräfin von Königsmarck, welche, nebst ihrem vornehmen Herkommen, auch einen herrlichen Verstand und alle mögliche Annehmlichkeiten aufweisen konnte. Die Gestalt und Grösse ihres Leibes war mittelmäßig und ungezwungen. Die Züge ihres Gesichtes hatten eine Zärtlichkeit und Ordnung, die ganz unergleichlich war. Ihre wohlgelesete Zähne waren so weiß wie Perlen. Ihre Augen waren schwarz, hell, voller Feuer und Annehmlichkeit. Ihre eben so gefärbte Haare erhuben den Pracht ihrer Gesichtsfarbe ungemein, wo man ohne die geringste Kunst der

vortrefflichste Fleisch, Farbe sehen konnte. Ihre Brüste, ihre Arme, ihre Hände übertraffen an Weiße alle andere. Mit einem Worte, es schien, als wenn sich die Natur ihr zum Vortheil vollkommen erschöpft hätte. Mit diesen Vollkommenheiten ihres Körpers verband sie viele Geschicklichkeiten, überaus gefällige Lebensarten, eine kleine Scherzhaffigkeit, eine Gabe geschickt zu spötteln, glückliche Einfälle, und eine Fertigkeit die verschiedene Gemüths-Beschaffenheit lebhaft abzuzeichnen, und das lächerliche anzuzeigen, besondere Begriffe und Ausdrücke derselben, viele Höflichkeit, eine Großmuth und eine Eigennützigkeit, die wenig ihres gleichen hat, ein wohlthätiges Herze, das jedem Gefälligkeiten zu erweisen, aber niemals zu schaden bereit war, ohne Galle, ohne Rache, das entweder die Beleidigungen vergaß oder verachtete, demüthig, sitzsam, und ganz nicht einbildisch auf ihre außerordentlichen Vorzüge. Sie redete Französisch, Italienisch und Deutsch wie Schwedisch, sie verstande so gar Latein, und machte die artigsten Verse. Sie war eine Liebhaberin der Music, von Schau-Spielen, von Pracht und Lustbarkeiten; sie zeichnete vollkommen, verstund die Geschichte, die Erd-Beschreibung, und war in den Erdichtungen bewandert; Kurz, es fehlte ihr nichts, was zu den zierlichen Wissenschaften gehört. Bei solchen herrlichen Eigenschaften war es ja wohl kein Wunder, daß sie das Herze Friedrichs Augusti gefangen bekam. Dieser Herr liebte sie sogleich mit ungemessener Heftigkeit, und keudem seine Leichtsinigkeit sie verlassen, so behielt er ihr doch eine besondere Hochachtung bey, und unter seinen Buhlerinnen ist sie

sie diejenige, für welche er noch Bewogenheit übrig zu haben bezeuget hat.

Die junge Gräfin von Königsmarck war mit ihren beyden Schwestern der Frau Gräfin von Löwenhaupt und der Frau Gräfin von Strembock aus Schweden gegangen. Sie kamen nach Teutschland, um die Verlassenschaft ihres einzigen Bruders, der vor einigen Monaten zu Hannover gestorben war, zu haben. Derselbe hatte ansehnliche Summen nach ... in Verwahrung gegeben, und war denen ... dasigen Kauff-Leuten. Weil nun die Schrifften des Grafen nach seinem Tode weggenommen wurden, so konnten seine Schwestern diese Niederlage nicht anders beweisen, als daß ihnen ihr Bruder öfters davon gesagt und geschrieben hätte. Als sie hörten, daß er todt sey, so forderten sie ihre Gelder. Die ... erfuhren, daß sie den Schein nicht in Händen hätten, den sie dem seligen Grafen gegeben, und leugneten, daß sie etwas weiters von ihm hätten, als für 40000. Rthlr. Diamanten, welche sie den Gräfinnen zuzustellen versprochen, wenn sie den Tod des Grafen, und daß er ohne Testament gestorben, beweisen würden. Emet aber ihrer Bedienten verrieth sie, und gab den Gräfinnen Nachricht, daß die ... vier-mahl hundert tausend Thaler hätten, die dem Grafen von Königsmarck zugehörten. Die drey Schwestern wendeten sich an die Obrigkeit zu ...; allein das Ansehen des ... die mit den meisten Gliedern der Regierung in Blut-Freundschaft stunden, überzog die gerechte Sache. Weil nun die Gräfinnen, wichtiger Ursachen wegen, sich nicht an die Directoren des Nieder-Sächsischen Trappes wenden durfften, so gieng



vortrefflichste Fleisch, Farbe sehen konnte. Ihre Bräsen, ihre Arme, ihre Hände übertraffen an Weiße alle andere. Mit einem Worte, es schien, als wenn sich die Natur ihr zum Vortheil vollkommen erschöpft hätte. Mit diesen Vollkommenheiten ihres Körpers verband sie viele Geschicklichkeiten, überaus gefällige Lebensarten, eine kleine Scherzhaftigkeit, eine Gabe geschickt zu spöteln, glückliche Einfälle, und eine Fertigkeit die verschiedene Gemüths-Beschaffenheit lebhaft abzuzeichnen, und das lächerliche anzuzeigen, besondere Begriffe und Ausdrücke derselben, viele Höflichkeit, eine Großmuth und eine Eigennützigkeit, die wenig ihresgleichen hat, ein wohlthätiges Herze, das jedem Gefälligkeiten zu erweisen, aber niemals zu schaden bereit war, ohne Galle, ohne Rache, das entweder die Beleidigungen vergaß oder verachtete, demüthig, sitzsam, und ganz nicht einbildisch auf ihre außerordentlichen Vorzüge. Sie redete Französisch, Italienisch und Deutsch wie Schwedisch, sie verstande so gar Latein, und machte die artigsten Verse. Sie war eine Liebhaberin der Music, von Schau-Spielen, von Pracht und Lustbarkeiten; sie zeichnete vollkommen, verstund die Geschichte, die Erd-Beschreibung, und war in den Erdichtungen bewandert; Kurz, es fehlte ihr nichts, was zu den zierlichen Wissenschaften gehört. Bei solchen herrlichen Eigenschaften war es ja wohl kein Wunder, daß sie das Herze Friedrichs Augusti gefangen bekam. Dieser Herr liebte sie sogleich mit ungemainer Heftigkeit, und keudem seine Leichtsinigkeit sie verlassen, so behielt er ihr doch eine besondere Hochachtung bey, und unter seinen Buhlerinnen ist sie

sie diejenige, für welche er noch Bewogenheit übrig zu haben bezeuget hat.

Die junge Gräfin von Königsmarck war mit ihren beyden Schwestern der Frau Gräfin von Löwenhaupt und der Frau Gräfin von Strembock aus Schweden geaangen. Sie kamen nach Teutschland, um die Verlassenschaft ihres einzigen Bruders, der vor einigen Monaten zu Hannover gestorben war, zu haben. Derselbe hatte ansehnliche Summen nach ... in Verwahrung geaeben, und war denen ... dasigen Kauff-Leuten. Weil nun die Schrifften des Grafen nach seinem Tode weggenommen wurden, so konnten seine Schwestern diese Niederlage nicht anders beweisen, als daß ihnen ihr Bruder öfters davon gesagt und geschrieben hätte. Als sie hörten, daß er todes, so forderten sie ihre Gelder. Die ... erfuhren, daß sie den Schein nicht in Händen hätten, den sie dem seligen Grafen gegeben, und leugneten, daß sie etwas weiters von ihm hätten, als für 40000. Rthlr. Diamanten, welche sie den Gräfinnen zuzustellen versprochen, wenn sie den Tod des Grafen, und daß er ohne Testament gestorben, beweisen würden. Einer aber ihrer Bedienten verrieth sie, und gab den Gräfinnen Nachricht, daß die ... vier-mahl hundert tausend Thaler hätten, die dem Grafen von Königsmarck zugehörten. Die drey Schwestern wendeten sich an die Obrigkeit zu ...; allein das Ansehen des ... die mit den meisten Gliedern der Regierung in Blut-Freundschaft stunden, überzog die gerechte Sache. Weil nun die Gräfinnen, wichtiger Ursachen wegen, sich nicht an die Directoren des Nieder-Sächsischen Trappes wenden durfften, so gien-

gen sie nach Dresden, und wolten den Schutz der jungen Churfürsten anrufen. Sie hatten nachdrückliche Empfehlungen, Schreiben vom dem König und der Königin von Dänemark, an die alte Churfürstin beschied. Diese Prinzeßin empfing sie mit aller Leutseligkeit, die man sich vorstellen kan. Sie erkannte wohl die Seltenheiten dieser drey Schwestern überhaupt, allein sie begriff auch, daß Aurora, die jüngste, den grossen Vorzug verdiente. Sie warff also eben so wohl, als die junge Churfürstin eine Freundschaft auf sie, welche einer zärtlichen Liebe gleich sahe.

Der Churfürst war auf der Messe zu Leipzig, als die drey Gräfinnen zu Dresden ankamen. Bey seiner Wiederkunft hielt er sich mit der Jagd in der Nachbarschaft zu Meissen auf, daß also mehr als ein Monat verstrich, ehe sie demselben ihre Klagen vortragen konnten. Als er nach Dresden zurück gekommen, führte sie die Churfürstin seine Mutter vor ihn, sagend: „Sehen sie, mein Sohn, das sind drey Schwestern aus dem Hause Königsmark, die ich ihnen vorstelle, und die bisher gekommen sind, ihre Hülfe anzurufen. Sie sind derselben würdig, so wohl in Ansehung ihrer Verdienste, als ihres Geschlechts. Ich nehme Theil an ihrem Anliegen, und bitte nichts zu veräumen, was ihrem Vergnügen dienen kan.“

In der That fand sich der Churfürst über die Schönheit der drey Gräfinnen betreten, allein seine Augen blieben gleich an Auroren hangen. Er bewillkommete sie zuerst, daher sie denn auch in ihrem, und ihrer Schwestern Nahmen das Wort führte. „Hier sehen Eure Durchleucht drey Schwestern des Grafen von Königsmark, den dieselbe mit Dero Gnade beehret haben, und der die Ehre gehadt, dieselbe auf einem Theile Dero Reisen zu begleiten. Wir kommen, Gnädigster Herr, sie unterthänigst zu bitten,

bitten, uns Recht verschaffen zu helfen, gegen . . Rauff- Leute, die sich unterstehen, uns die Capitalien zu enthalten, die unser unglücklicher Bruder ihnen anvertrauet hat. Sie überschütten jede mit Dero Gnade, die sich ihnen nahen, und wissen gar nicht, was abschlagen ist. Was dürfen wir uns also nicht getrüben, die wir von dem Ende der Erden kommen, Sie um Hülfe zu bitten. Sie versichern sich, Mademoiselle, (antwortete der Churfürst,) daß ich ihnen Recht verschaffen will, und so ich unglücklich genug bin, nichts auszurichten, so will ich suchen, dasjenige zu ersetzen, woran ihnen der Rath zu . . Unrecht thun wird. In dessen seyn sie so gütig, und halten sich mit ihren Frauen Schwestern an meinem Hofe auf. Ich werde befehlen, daß sie nach Dero Verdienste bedienet werden, und meine Hof- Leute sollen von mir lernen, wie sehr man sie verehren muß.“

Weil die junge Churfürstin diesen Augenblick ins Zimmer trat, so nahm diese besondere Unterredung ein Ende. Der Churfürst machte noch den Frauen Gräfinnen von Löwenhaupt und Steinbock einige Höflichkeiten, und alsdenn nahm jeder Theil an ihrem Umgang. Jedermann bewunderte den Bestand, den die schöne Aurora sehen ließ, und wo sie sich hinwendete, da hörte sie sich loben. Sie nahm solche Lob- Sprüche mit einer so edlen Bescheidenheit an, daß es schien, als habe sie nichts davon gehört. Was den Churfürsten anlangt, so war er von ihrer Schönheit und dem sittsamen Wesen, das er in ihrem Bezeugen beobachtet, dermassen gerühret, daß er von dem Augenblick an die heftigste Zuneigung zu ihr zu tragen anfieng.

Seine Sehnsucht, ihr seine Liebe zu erklären, war außerordentlich. Gleich den andern Tag stattete er einen Besuch bey den Gräfinnen ab, aber er konnte nicht mit Auroren allein zu sprechen kommen, indem ihre Schwestern, die Gräfinnen von Löwenhaupt und



und Steinbock zugegen waren. Seine Blicke ermangelten indeß nicht, seine Meynung zu entdecken, und Aurora merckte den Eindruck, den sie in das Herz Friedrich Augusts gemacht hatte. Die Gräfinnen von Löwenhaupt und Steinbock nahmen es auch wahr, und spöttelten zuweilen ihre Schwester darüber, nachdem der Churfürst wieder weg war. „Man vergleicht uns hier den dreien Gracien, (sagte die Gräfin von Steinbock im Scherz,) und vielleicht ist das Gleichniß so uneben nicht. Allein wir suchen doch hier keinen Vergleich der Schönheit, und der Paris, der sein Urtheil davon fällen sollte vorzuziehen, bis wir ihm darum ersuchten.“ Aurora konnte diese Rede ohne einige Schamrothe nicht anhören, sie schlug die Augen nieder und sagte kein Wort. „Ihr werdet roth, meine Schwester, (fuhr die Gräfin Steinbock auf eben die Art fort,) Ihr seyd demüthiger als Venus, und wolt keinen Triumph über eure Erhöhung und unsere Erniedrigung anstellen. Allein wenn ihr auch etwas stolz darüber würdet, so zweifle ich, ob die Frau Schwester von Löwenhaupt und ich je viel Verdruß daraus schöpfen würden, als jene beiden Göttinnen.“ „O deswegen nicht, (antwortete die Gräfin von Löwenhaupt,) ich versichere euch, meine liebe Schwester, daß ich keinen Wettstreit der Schönheit mit euch eingehe, und wann mir ein Paris den Vossel, zu eurem Nachtheil anböte, so würde ich sehr üble Gedanken von seiner Unterscheidungskraft und seinem Geschmack bekommen.“ „Um des Himmels willen, Frau Schwester, (versetzte die Mademoiselle Königsmark,) laßt die Allegorie fahren. Was habe ich euch gethan, daß ihr gegen mich zu Felde ziehet. Von was vor einem Paris sprecht ihr, und was hab ich denn vor Vortheile erhalten?“ „Wie? (sagte die Frau von Löwenhaupt,) ist das nicht genug vor euch, daß wir euch ohne Eifersucht nachsehen wollen, ihr wolt uns noch nöthigen, euch denjenigen zu nennen, der euch einen so mercklichen Vorzug vor uns giebt. Nein, nein, meine Schwester! so weit erstreckt sich unsre Güte nicht, wir können ihn nicht nennen, ohne ihn zu loben, und die lobt man nicht gerne, die uns herunter setzen. Wahrhaftig, ich werde mich

erzürnen, (antwortete die Gräfin von Königsmark,) und indem ich alsdann beyseite setzte, daß ihr älter seyd, so werde ich euch ein Stillschweigen auflegen.“ „Wann ihr jünger werdet, meine Schwester, (ermwederte die Gräfin von Steinbock,) so werdet ihr freylich machen, daß wir Stillschweigen, aber das könnt ihr uns doch nicht wehren, daß wir denken, ihr werdet so wohl als wir selbst bemerkt haben, wie sehr euch der Churfürst uns vorziehet. Ich sehe nicht, woran ich das beobachten können, (antwortete die Gräfin von Königsmark,) mich dünkt, dieser Prinz hat uns alle gleich höflich aufgenommen. Das ist wahr, (versetzte die Gräfin von Löwenhaupt,) aber er hat uns nicht alle gleich angesehen. Ihr seyd geschickter, Anmerkungen zu machen, (antwortete die Gräfin von Königsmark mit einer ernsthaften Mine, die genug zu erkennen gab, daß ihr die Gespräche nicht ansiehe,) und weil ihr verheirathet seyd, und eure Männer verliebt gewesen, so versteht ihr die Sprache der Augen. Ich aber, die ich niemals verliebt gewesen, werde nicht, daß man mich liebe, es sey denn, daß man mich sage.“

Ein Besuch, der zu den Gräfinnen kam, endigte ihre Unterredung. Den Abend genaen sie zur alten Churfürstin zum Circul. Der Churfürst kam auch dahin, und nachdem er einige Worte mit den Churfürstinnen gesprochen, nähete er sich zur Gräfin von Königsmark, und indem er sich seinen heftigen Leidenschaftlichen überließ, sagte er zu ihr: „Ich weiß nicht, Mademoiselle, ob das sie beleidigen heist, wenn ich ihnen sage, daß ich wegen ihrer Verdienste mich genöthiget sehe, künftig nur vor sie zu leben, und daß ich der unglücklichste Mensch wäre, woferne meine Verehrung, meine Bemühung, und meine Bezeugungen meiner Hochachtung ihnen unangenehm seyn sollten.“ „Ich bildete mir bey meiner hiesigen Ankunft ein, (antwortete sie,) ich sollte nur Dero Großmuth zu erheben Gelegenheit finden, und ich glaubte nicht, daß mich Dero Gnade schamroth machen sollte. Ich bitte also unterthänigst, solche Neben zu vermeiden, die nur meine Erkannlichkeit verringern und die hohe Verehrung, die ich vor Dero Person hege, vermindern.“

Nach

Nachdem sie gesprochen, rief sie ihre Schwestern Löwenhaupt, die nicht weit von ihr war, „der Churfürst fragt mich, (sagte sie,) von Dingen, die den Schwedischen Hof betreffen, und darauf könnt ihr besser als ich antworten. Die Verwirrung und Bestürzung des Churfürsten übersteigt allen Ausdruck, weil er es aber gleichwohl zu verbergen gedachte, so that er zwey oder drey Fragen an die Frau von Löwenhaupt, ehe er sie verließ.

Als er aber in seinem Gemach allein, und nur Beichling, sein Liebling, bey ihm war, so sagte er: „Ja wenn jemahls ein Mensch zu beklagen gewesen, so bin ich. Ich verehere eine Undankbare, die mich hasset, ja vielleicht gar verachtet, und ich fühle, daß ich nicht aufhören kan, sie zu lieben. Der Herr von Beichling sahe die ungemeine Neigung seines Herrn, er befriedigte ihn wieder wegen seiner Furcht, und sprach mit aller Freymüthigkeit, deren er sich in seiner Reden zu bedienen pfleete. „Solten sie, Gnädigster Herr! alle Hoffnung finden lassen, weil ein vornehmer Frauenzimmer sich nicht gleich, so bald sie sprechen, ergeben will? Nein, die Fräulein von Königsmarck ist nicht zu tadeln, sie hat ihnen geantwortet, wie es einem Fräulein ihres Herkommens zukommt. Dis war das einzige Mittel, um sie dahin zu bringen, daß sie eine Hochachtung mit ihrer Liebe verbinden müssen. Was würden sie gesagt haben, wenn sie sich gleich auf Dero Anrede ergeben hätte. Sie würden sie verachtet haben, und vielleicht liebten sie dieselbe nicht mehr. „Rein, (schrie der Churfürst,) ich hätte sie noch mehr geliebet, wenn es auferst möglich gewesen. Aber suche du mir nur solche eine Grausame nicht zu rechtfertigen, zeige mir vielmehr die Mittel, sie empfindlich zu machen. „

Hierauf berathschlagte sich der Herr und der Vertraute mit einander. Der Entschluß ihrer Unterredung war, der Churfürst solle an die junge Gräfin schreiben, und der Herr von Beichling das Brieffgen überbringen.

Gleich

Gleich den andern Tag ward die Sache ausgethan. Der Herr von Beichling gieng zu den Gräfinnen, zu der Stunde, da er wußte, daß die vornehmsten Personen des Hofes da wären. Weil nun die Gnade, in der er bey dem Churfürsten stand, die Ursache war, daß ihm alles wich, so war es ihm leicht, sich zu der Fräulein von Königsmarck zu gesellen. Er unterhielt sie ziemlich lange Zeit von gleichgültigen Dingen; Unvermerkt kam er mit ihr von Poesien zu reden. Ich habe bereits angemerckt, daß sie eine Liebhaberin von Versen war, und daß sie selbst welche machte. Der Herr von Beichling stand in gleichen Umständen, er sagte ihr eine Ode von seiner Arbeit vor, und als er sahe, daß sie mit Begierde zuhörete, so sagte er zu ihr, er möchte ihr gar zu gerne einige Verse weisen, die er auf die Liebe des Churfürsten und der Fräulein von Kessel verfertigt hätte, diß aber sey eine Sache, die er ihr nur unter vier Augen sagen könne. Sogleich stand sie auf, und begab sich mit ihm in einen Excker. Als er ihr aber einige Verse vorgesagt, die er würcklich auf diese Begebenheit gemacht hatte, nahm er Gelegenheit mit ihr von der Neigung des Churfürsten gegen sie zu reden, und machte ihr ein so lebendig und unbewegliches Bild davon, daß die Fräulein von Königsmarck dadurch erweicht schien. Der Herr von Beichling erwählte diesen glücklichen Augenblick ihr das Brieffgen zu überreichen. Sie nahm es an, steckte es in ihre Tasche, und sagte, er könne auf Antwort warten. Sie begab sich darauf wieder zur übrigen Gesellschaft, allein einige Minuten hernach gieng sie in ihr Zimmer, und laß daselbst das Brieffgen des Churfürsten, das in diesen Worten abgefaßt war:



## Brieffgen.

## Mademoiselle!

Wohern Ihnen meine Narbe bekannt wäre; so bin ich versichert, sie würden sich, ob sie gleich mich noch so sehr hasseten, durch dero aühtiges Herze bezwungen sehen, sich über mich zu erbarmen. Wahrhaftig, Mademoiselle! man kan nicht empfindlicher gerühret werden, als ich, daß ich mit die Freyheit genommen Ihnen zu entdecken, daß ich sie anbede. Erlauben sie mir, daß ich meine Fehler zu dero Füßen aufschnehen mag, und weil sie meinen Tod suchen, so versagen sie mir nur den Trost nicht, daß ich mein Urtheil von dero Munde vernehmen mag. Der Zustand, in dem ich mich befinde, verstatet mir nicht, Ihnen mehrers zu sagen. Glauben sie nur in diesem Stücke Beichlingen, dieser ist mein ander Ich; er wird Ihnen sagen, daß mein Tod und Leben in dero Händen stehe.

Die Fräulein von Königsmarck fand sich nach Ueberlesung dieses Brieffes sehr betreten; Sie wußte nicht, was sie anfangen, und ob sie sich liebeich oder ernsthaft bezeigen solle. Doch eine mißliche Regung, die sie wieder ihren Willen dahin riß, war der Antrieb folgender Antwort:

## Antwort.

## Gnädigster Herr!

Es schickt sich so wenig für geringe Personen regierenden Prinzen zu beurtheilen, daß ich nicht weiß, wie ich mich in Ansehung Euer Churfürstl. Durchl. verhalten soll. Man verurtheilet diejenigen nicht leicht, die man hoch achtet, und noch weniger begehret man ihren Tod. Urtheilen sie also selbst, Gnädigster Herr! ob ich den Ihrigen begehren soll, ich, die ich mit der Hochachtung, noch Erkännlichkeit und Ehrerbietung, verknüpffe.

Als sie dies Brieffgen fertig gemacht, kam sie in das Zimmer zurück, wo sich der Herr von Beichling befand, und indem sie es ihm zustellte, sagte sie: Hier sind die Verse, die sie gefodert, ich bitte, sie niemand zu

zu zeigen. Kaum hatte sie dieses gethan, so stiegen ihr tausend unruhige Gedanken auf. Weil ihr nun die Gesellschaft zuwider ward, so stellte sie sich unpaß, begab sich in ihr Zimmer, und legte sich auf ihre Bette, wo sie ihr ißiges Unternehmen überlegte, und es sich als ein Laster verwies. „Ich bin überwunden und von einer Reizung besetzt, die mich wider meinen Willen lenket, (rieff sie aus,) alle meine Entschlüsse sind fruchtlos. Ich hab mich nicht enthalten können, ein Hand-Brieffgen anzunehmen und darauf zu antworten, wie werde ich Stärke genug behaupten, meine Zärtlichkeit zu verbergen. Ich muß mich von hier mit Gewalt weg begeben, ich muß nach Schweden zurück kehren, und wann meine Schwestern darauf bestehen, es zu hintertreiben, oder die Ursachen davon zu wissen, so muß ich sie Ihnen entdecken. In diesem Vorsatz beharrte sie, und den Rest des Tages, und die Nacht über, dachte sie mit Bekreitung einer Leidenschaft zu, die sie nicht beherrschen konnte.“

Indem sie sich nun dermassen bekümmerte, war der Churfürst nicht viel ruhiger. Das Brieffgen der Fräulein von Königsmarck that ihm kein Vemügen, das Wort Ehrerbietung, womit sie geschlossen, war ihm anstößig. „Dies ist die Ehrerbietung, (sagte er zu Beichling,) die sie meinem Stande schuldig zu seyn glaubt, die sie bewogen mein Schreiben anzunehmen, und die mit diese kaltfinnige Antwort zuwegen bringt.“ Kurz darauf nahm er das Brieffgen, küßte es tausendfältig, weil es von den Händen der Fräulein von Königsmarck kam. Nachdem man sich nun lange Zeit gequälert hatte, erhielt Beichling so viel, daß er sich befriedigen sollte, bis etwa den andern Tag, und daß er alsdann den Bescheid selbst einholen sollte, den er erwarten müsse.

Den andern Tag nun ließ die Fräulein von Königsmarck, so bald sie erfahren, daß ihre Schwestern aufgestanden, dieselbige zu sich bitten.

sagte zu ihnen, sie befände sich so übel in Dresden, daß sie bäte, unverzüglich abzureisen, und überdies sey ihre Gegenwart hier überflüssig. Der Churfürst könne weiter nichts thun, als bey dem Kayser eine Vorbitte einzulegen, daß er den Rath von „ dahin anhalte, ihnen wegen der Treulosigkeit der „ Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Gräfinnen von Löwenhaupt und Steinbock wurden sehr bestürzt über das Begehren ihrer Schwester, sie sagten ihr auch; Sie könnten sich nicht einbilden, daß die Erhaltung ihrer Gesundheit die Ursache seyn solle, daß sie von Dresden abreisen wolte, sie sey ja niemahls krank gewesen, und drangen sonst in sie, die wahre Ursache dieses schleunigen Entschlusses zu entdecken. „ Sollte es nicht vielmehr darum geschehen, geliebteste Schwester, (sagte ihr die Gräfin von Steinbock, daß ich und die Frau Schwester vor einiger Zeit recht gerathen, und daß ihr die Gegenwart des Churfürsten schener. „

Die Fräulein von Königsmarck wolte antworten, sie wolte ein offenherziges Bekänntniß von dem Zustand ihres Herzens ablegen, allein eine Fluth heisser Thränen hemmete ihre Stimme, und ihre Verwirrung redete allein gnug für sie. Ihre Schwestern bezeugten, daß sie an ihre Beunruhigung aufrichtigst Antheil nähmen. Sie wiederholten also ihr Ersuchen, ihnen den Grund ihrer Leiden zu entdecken. „ Nöthiget mich doch nicht, (antwortete sie,) euch eine Sache zu sagen, welche zu bekennen, ich nicht Kraft genug habe, ob ich es auch schon wilens bin. Bedenket aber, daß die Klugheit nicht zuläßt, daß eine Frauens-Person von meinem Alter, und die selbst acht auf sich geben muß, sich mitten in diesem Hofe der Gefahr bloß stelle. „ Die Frau von Steinbock, welche über den Zustand, indem sie ihre Schwester sahe, ein empfindliches Mitleiden empfand, sagte, daß sie

bes

bereit sey sogleich abzureisen, und bat sie ihre Unruhe zu verbergen. „ Laßt uns, (sagte sie,) wo es möglich ist, die Hochachtung erhalten, die man uns hier schenken wollen. „ Die Frau von Löwenhaupt aber schwieg ganz still. Ihr Herz war nicht ruhiger, als das Herz der Fräulein von Königsmarck. Die Vorstellung, dem Sächsischen Hof zu verlassen, jagte ihr tausend Angst ein. Sie hatte sich in ein genaues Verständniß mit dem Fürsten von Fürstenberg eingelassen, welcher, nach dem Churfürsten die liebenswürdigste Manns-Person des ganzen Hofes war. Er war groß, und wohl gewachsen, und hatte ungemein vortreffliche Lebens-Arten an sich. Keiner übertraff ihn an Galanterie und Welt-Geschicklichkeit, er hatte einen scharfsinnigen Verstand, und wußte sich unvergleichlich auszuzeichnen. Er hatte die glückliche Gabe, einem alles einzureden, was er wolte, kurz, er wäre vollkommen gewesen, wann er mehr Redlichkeit besessen, und wenn er seiner Liebe gewissenhafter gewesen.

Als er die drey Gräfinnen das erste mahl gesehen, hatte er gleich eine Neigung zu der Fräulein von Königsmarck, allein seine Scharfsichtigkeit zeigte ihm bald, daß der Churfürst von den Neigungen derselben gleichfalls eingenommen sey. Er war ein viel zu guter Hof-Mann, als daß er sich zum Neben-Bühler seines Herrn aufwerfen sollte; die Vernunft hieß ihn abstehen. Weil nun eben damahls keine Frau bey Hofe war, zu der er seine Neigung fühlte, so wandte er sich an die Frau Gräfin von Löwenhaupt. Sie erkannte seine Vorzüge, und die festeste Verbindung verknüpfte ihre Herzen gar bald. Diese ihre Liebe war nun noch in ihrem Anfang, als die Fräulein



lein von Königsmarck noch Etwas den zurück dachte. Die Frau von Löwenhaupt nahm keinen Anstand, ihre Einwilligung zu geben, sie versprach ihren Schwestern, wirklich mit ihnen zu reisen, allein, sie war nicht allein Willens selbst zu bleiben, sondern es auch dahin zu bringen, daß sie auch bleiben sollten. Die Fräulein von Königsmarck ward etwas ruhiger, seit dem ihr ihre Schwestern versprechen, sie nach Schweden zurück zu führen. Sie stand auf, und den ganzen Tag gieng sie nicht vollkommen angezogen, wie eine Person, die sich nicht wohl befunden. Die Traurigkeit, die man ihr ansah, gab ihr ein langsames Wesen, daß ihre Annehmlichkeit gar nicht verringerte.

Den ganzen Tag über empfingen die Gräfinnen, wie gewöhnlich, den Besuch von Jedermann, der bey Hofe galant seyn wolte. Der Churfürst kam des Abends auch zu ihnen. Als er aber eben kam, so war die Fräulein von Königsmarck auf Seite gegangen, einen Brief zu schreiben. Er stand in Gedanken, sie vermeynde seine Gegenwart, und er gerieth darüber in solche Bestürzung, daß er kaum mit den Damen redete. Die Frau von Löwenhaupt merckte sogleich, was in seinem Gemüthe vorgieng; sie nahest also zu ihm ganz gemacht: „Man meydet sie, Gnädigster Herr! allein man würde sie nicht vermeyden, wenn man sie haffete.“ Diese wenige Worte blieben gleichsam dem Churfürsten eine Hoffnung ein. „Wie, Madame, (antwortete er,) sollten sie Nachricht haben, was ich vor Pein außstehe? Gnädigster Herr, (versetzte sie,) machen sie sich nur keine vergebliche Mühe. Sie werden geliebet, glauben sie mir, und ich will ihnen nach allen Kräften dienen.“ Die Fräulein von Königsmarck kam so eben ins Zimmer. Ihre Gegenwart, und das was ihm die Gegenwart, und  
das,

das, was ihm die Frau von Löwenhaupt gesagt, verursachten bey dem Churfürsten solche Freude, daß ihm dieselbe jedermann ansehen konnte. Die Fräulein von Königsmarck wusste nicht, daß dieser Prinz gekommen sey, und schien also erschrocken, da sie ihn sah, sie ward roth, schlug die Augen nieder, und grüßte ihn, ohne daß sie ihn anzu sehen getraute. „Sie sind ja so schön, Mademoiselle, (sprach der Churfürst, da er sie bewillkommete,) daß ich mir nicht einbilden kan, daß die Unruhe, die man mir über Dero Unpäßlichkeit gemacht hat, gegründet gewesen. Ich glaube, sie haben ihre Freunde erforschen wollen. Sollte ich wohl auf diesen Fall so glücklich seyn, daß sie mich in die Zahl derselben aufgenommen hätten? Ich getraue mich zu versichern, daß die Unruhe, die nur das Gerüchte von Dero Unpäßlichkeit bey mir erregt.“ Ich weiß allzuwohl, Gnädigster Herr, (antwortete die Fräulein von Königsmarck,) wie viel ich denselben schuldig bin, Sie unter die Zahl meiner Freunde zu rechnen, Sie, die ich als einen grossen Potentaten unterthänig verehren, und als den Beschützer meines Hauses hoch achten muß. Ich nehme es indessen mit der schuldigsten Erkenntlichkeit an, daß Euer Churfürstl. Durchl. an meiner Unpäßlichkeit Theil nehmen wollen.“

Weil alle, die zugegen waren, wußten, daß der Churfürst sich gern mit dem Frauenzimmer allein unterredete, und wenn es gleich solche waren, in die er sich nicht verliebt hatte, so hatte sich jedermann aus Ehrfurcht auf die Seite gemacht. Der Fürst von Fürstenberg sprach mit der Frau von Löwenhaupt, und der Cansler Reichling unterredete sich mit der Gräfin Steinbock von ihren Streitigkeiten mit den „ Als sich die beyden Verliebten in solchen Umständen sahen, daß sie offenhertzig mit einander reden konnten, so machten sie sich dieselben zu Nutze. Der Churfürst drückte sie so nachdrücklich aus, daß die Fräulein von Königsmarck ohnmöglich bey dem Entschluß blei-

benkont, ihm ihre Neigung zu verheelen. Sie sagten sich einander tausend Dinge, die eins um das andere reiheten, und endlich kamen sie mit einander überein, daß sie sich Lebenslang lieben wolten. Die Fräulein von Königsmarck bat sich bey dem Churfürsten aus, daß sie ihr Verstandniß geheim halten wolten, sonderlich für der Gräfin von Steinbock, als für deren strengen Tugend sie sich scheuete. Der Churfürst erzählte ihr, was ihm die Frau von Löwenhaupt gesagt habe, und sie wurden einig dieselbe zur Vertrauten in ihren Liebes-Werck anzunehmen. Endlich giengen beyde sehr vergnügt von einander, weil sie sich gesprochen hatten.

Ehe noch der Churfürst weg gieng, sprach er die Frau von Löwenhaupt, und erzählte ihr, wie weit er mit ihr gekommen sey, und bat sie, auf seinem Vortheil bedacht zu seyn, und die Fräulein von Königsmarck dahin zu bewegen, daß sie erlauben möge, daß er der ganzen Welt zeigen könne, wie sehr er sie verehere. Sie versicherte ihn, daß sie ihm ihre Dienste beständig beyhalten wolte, und so gieng er vollkommen vergnügt von ihr.

Die Frau von Löwenhaupt arbeitete so kräftig vor den Churfürsten, daß sie alle Furcht und allen Zweifel bey der Fräulein von Königsmarck verdrang. Sie machte dem Churfürsten den Fortgang ihrer Handlungen bekannt, und in einer Zusammenkunft mit ihm eröffnete sie ihm, daß sein Sieg gewiß sey, allein sie wisse nicht, wie er die Fräulein von Königsmarck könne zu sprechen bekommen, daß die Frau Gräfin von Steinbock nichts davon erfahren solle. Der Churfürst, dem es niemahls an Ausreden

gen in seinen Liebes-Verwirrungen gefehlet hat, sagte, sie müste nur machen, daß ihre Schwestern mit nach Moritzburg giengen, da wolte er der Fräulein von Königsmarck schon ein solches Zimmer anweisen, daß er mit ihr sprechen, und die Gräfin von Steinbock es nicht gewahr werden könnte. Die Frau von Löwenhaupt fiel diesem Vorschlag bey, sie sprach davon mit der Fräulein von Königsmarck, welche Anfangs einige Schwürigkeiten machte, endlich aber dem Anhalten ihrer Schwestern und des Churfürsten nachgab, welcher sie eben zu besuchen kam, als sie von der Reise nach Moritzburg sprachen.

Niemahls hat der Churfürst vergnügter geschienen, als da er die Einwilligung seiner Schönen zu seiner Abreise erhielt. In dieser Zusammenkunft geschah es, daß sie sich eine ewige Liebe schwuren, und das Gespräch mit der Fräulein von Königsmarck hatte so süße Reizungen bey dem Churfürsten, daß er, so lang es währte, sich beständig bestrebte, dieser lebens-werthen Person die theureste Versicherungen der zartesten Liebe zu erneuren. Sie giengen endlich von einander, und ein zärtliches Lebewohl die Fräulein von Königsmarck ihrem Geliebten das gesagt hatte, setzte ihn in die feurigste Liebe.

Die Frau von Steinbock mißbilligte sehr, daß ihre Schwestern dem Churfürsten versprochen hatten, nach Moritzburg zu kommen. Sie stellte ihnen die Ungelegenheit vor, die ihnen diese Reise machen würde, dabey die Churfürstinnen nicht Gesellschaft leisten würden. „So lange,“ sagte sie zu der Fräulein von Königsmarck, „als ich davor hielt, daß ihr die Leidenschaft des Churfürsten gegen euch mit der Kalt sinnigkeit ansehet, die ihr eurer Geburt und Tugend schuldig seyd, so habe ich nichts da-



von mit euch geredet, ich habe mich auf eure Weisheit verlassen; aber jetzt, da ich gewahr werde, daß ihr die Strenge beiseite setzt, die ihr euch sonst vorgeschrieben, so halte ich davor, meine Schwester! ich muß euch vor der gefährlichen Höhe warnen, von der ihr euch zu stürzen im Begriff seyd. Ihr habt euren freyen Willen, ich habe keine Gewalt über euch, doch lebe ich der Hoffnung, eure Tugend wird einige über euch behaupten, ich beschwöre euch, ihr nicht zu widersehen. Gedend, was ihr euch selber schuldig seyd, und überleget, daß ihr den guten Ruf verlieren werdet, den ihr mit so vielem Rechte erhalten. Wacht euch, meine Schwester, stark und beherzt. Laßt uns weg reisen, folget mir nach Schweden. Scheuet euch nicht einen so strengen und schweren Entschluß zu fassen, so schrecklich er euch Anfangs vorkommt, so wird er euch künftig allezeit angenehmer seyn, als die Zufälle, die einige Galanterie nach sich ziehet. „

Die Fräulein von Königsmarck stieß, so zu reden, in Thränen, sie antwortete der Frau Gräfin von Steinbock nichts, allein sie umarmete sie aufs zärtlichste, und verschloß sich in ihr Zimmer. Die Frau von Löwenhaupt folgte ihr dahin nach, und diese schädliche Schwester mußte alle Regungen der Tugend, die die Frau von Steinbock in ihr aufgeweckt hatte, vollkommen zu bestreiten und besiegen. Sie stellte ihr den Churfürsten demüthig, ehrerbietig und verliebt vor, sie bildete ihr auch die Verzweiflung ab, in die er gerathen, wann sie ihn verlassen würde; und wie gerechte Ursache er zu Klagen hätte, wenn sie, da sie ihm versprochen hätte, nach Moritzburg zu kommen, ihr Wort nicht halten wolle. „Dies ist eine Geschiedlichkeit, (sagte sie,) die wir der Großmuth, mit der er sich für uns das Mittel schlägt, schuldig sind. Die Frau von Steinbock gedend, aemlich nicht hieran, und ich will mich bemühen, sie auf meine Seite zu bringen. „ Die Fräulein von Königsmarck, die sich nicht mehr beherrschen konnte, und an welcher die Lieben ihre vollkommene Herrschaft aus

ausließ, bestritte die Gründe ihrer Schwester gar schlecht, und gab endlich ihre Einwilligung, nach Moritzburg zu reisen.

Als die Frau von Steinbock den Entschluß ihrer Schwester sah, betrübte sie sich heftig darüber, und weil sie demselben nicht mehr hintertreiben konnte, so schügte sie eine Krankheit vor, um nicht mitreisen zu dürfen.

Ehe der Churfürst nach Moritzburg verreisete, sandte er der Fräulein von Königsmarck ein überaus reiches Kleid, und eine Garnitur Diamanten, die ungemein prächtig war. Die Frauen von Löwenhaupt und Steinbock wurden nicht veraessen. Ihre Geschenke waren kostbar, wiewohl sie bey weitem nicht an diejenigen reichten, die ihrer Schwester bestimmt waren.

Die Fräulein von Königsmarck und die Gräfin von Löwenhaupt verreisten in Begleitung des schönsten Hof-Frauenzimmers in Amazonen-Kleidung einige Stunden nach dem Churfürsten, der ihnen zu Gefallen die außerordentlichste Lustbarkeiten anstellte. Als sie in den Wald bey Moritzburg fuhren, wurden sie einen prächtigen Pallast gewahr. Da nun ihre Kutsche still hielt, damit sie die Kostbarkeit dieses Gebäudes recht in Augenschein nehmen könnten, so sahen sie die Thüre desselben mit einmahl aufspringen, Diana, mit ihren Nymphen umgeben, stellte sich vor ihre Augen. Sie redete die Fräulein von Königsmarck an, und indem sie den Nahmen Aurora anspielte, so lud sie dieselbe, eben, als wann sie diese Göttin wäre, ein in ihren Pallast zu kommen, und die Ehren Bezeugung der Wald-Gottheiten anzunehmen.

Nach-

Nachdem diese Damen ausgestiegen, führte sie Diana in einen mit Gemälden geschmückten Saal, welche die vornehmsten Thaten dieser Göttinnen vorstellten. Den Tod des zärtlichen Endimion, die Bestrafung des verwegenen Aëteon fand man daselbst mit unglaublicher Kunst gemahlt. Diana befahl ihren Nymphen Auroram und ihr Gefolge zu bewirthen, und zugleich sahe man aus der Erde eine mit den niedrigsten Speisen gedeckte Tafel hervor kommen. Als die Damen Platz genommen, so erhob sich das Gethöne der Hautbois, der Pfeiffen und der Schallmagen. Der Gott Pan kam zu gleicher Zeit herzu, und hatte ein Gefolge von Frauen und andern Waldgöttern bey sich; Dies war der Churfürst und die allerschönsten Manns-Personen seines Hofes. Diana, welche die Frau von Reichling vorstellte, lud den Pan ein in der schönen Aurora zu setzen. Er wie viel artige Sachen sagte ihr dieser Gott vor, wie viel Bemühung, sie zu bedienen, wie viel Sorgfalt, ihr zu gefallen, und sie von seiner Liebe zu überzeugen, zeigte er nicht! Mehr als hundert mahl sagten sie zu einander: O wie bist du so liebenswerth, o wie sehr liebe ich dich, ich will dich ewig lieben.

Als endlich das Gastgebot geendigt war, so hörte man ein grosses Getöse der Hunde und Jagdhörner. Die Damen rufften nicht, was das war, und liefen also ganz bestürzt ans Fenster, und sahen einen Hirsch vorbey rennen, den die Jäger verfolgten. So gleich stunden ganz fertige Pferde und offene Jagd-Wagen vor diejenigen, die nicht reiten wolten, bereitet. Der Hirsch, der nicht aus den aufgespannten Luchern heraus konnte, ward gezwungen, sich in einen Weyher zu stürzen.

stürzen, der bey Moritzburg war. Die Hunde verfolgten ihn in demselben, und als das Frauenzimmer an das Ufer gekommen war, so fanden sie Gondoln, die sie auf eine mitten im Weiher gelegene Insel brachten, sie kamen auf dieselbe, als der Hirsch starb, und sahen also die Hunde ihren verdienten Braten verzehren.

An einem Ende der Insel war ein prächtiges Türkisches Zelt aufgeschlagen. Sie giengen in dasselbige hinein, und fanden, daß seine inwendige Verzierung und Auskleidungen auf Türkisch waren. Als sie die Schönheit derselben bewunderten, sahen sie vier und zwanzig junge Türcken zu ihnen kommen, welche unvergleichlich gekleidet waren, und ihnen allerhand Erquickungen in silbernen Körben darboten. Einige Augenblicke hernach sahe man alle hohe Bediente des Seraglio aus einem andern Zelte heraus kommen. Mitten unter ihnen erschien der Groß-Sultan, welcher von Edelsteinen blinkte. Dieses war der Churfürst, der sich zu den Damen verfügte, und nachdem er der Fräulein von Königsmarck ein sehr kostbar gesticktes Schnupftuch zugeworfen, so setzte er sich neben sie auf einen Sopha. Man gab dem sämtlichen Frauenzimmer viereckigte Kissen, und so bald sie sich gesetzt, so kamen verschiedene Tänzetinnen hinein, die sich einige Zeit mit ihren Sprüngen, Stellungen, und Türkischen Tänzen belustigten. Als sie endlich aufstundten, gab der Churfürst der Fräulein von Königsmarck die Hand, und führte sie in ihre Gondol. Der Churfürst, die Frau von Löwenhaupe, und der Fürst von Fürstenberg giengen mit in dieselbige. Das übrige Frauenzimmer nahmen die Cavaliers, die sich vor sie schickten, in ihre Gondoln. Dergestalt fuhr man



man einige Zeit unter der vortreflichst-übereinstimmenden Music auf dem Wasser spazieren. Nachdem nun die Gesellschaft ausgehien war, setzte sich der Churfürst mit der Fräulein von Königsmarck in eine offene Kutsche. Sie waren mit den Janitscharen und den arossen Bedienten des Seraglio zu Pferd umgeben. Das Frauezimmer folgte in verschiedenen Kutschen, und solcher gestalt kam man auf dem Schloß Moritzburg an.

Der Churfürst führte die Fräulein von Königsmarck in das ihr bestimmte Zimmer, dessen Auszierung überaus prächtig war. Die Erfindung der Zierathen des Bettes war besonders unvergleichlich angegeben. Der Umhang desselben war von Auror-Farbenen Damast mit Silber gestickt. Darauf waren in unterschiedenen Abtheilungen die Liebe der Aurora und Titans abgemaldet. Einige Liebes-Götter unterflüßten die Vorhänge nach Art der Blumen-Cränze, und schienen gleichsam Mohn-Köpfe, Rosen und Anemonen über diesen vortreflichen Bette zu streuen. „Hier, Mademoiselle, sind sie in der That die oberste Gebieterin, (sprach der Churfürst,) und aus dem Groß Sultan, den ich vorstellte, werde ich Dero Sklave. Ach, (sagte die Fräulein von Königsmarck,) sie mögen sich bey mir einkunden, unter welcherley Umständen es ihnen beliebt, so sind sie allezeit Liebend-würdig in meinen Augen.“ Der Churfürst küßte ihr hiermit die Hand, und ließ sie allein, damit sie Zeit haben möge, sich anders anzukleiden, und selbst dergleichen zu thun. Die Fräulein von Königsmarck that das Kleid an, das ihr der Churfürst verschreibet hatte, und niemahls ist sie schöner in die Augen gefallen. Der Churfürst seines Ortes kleidete sich mit aller Sorgfalt an, die eine Manns-Person anwen-

anwenden kan, so einem Frauenzimmer zu gefallen sucht, und sein Kleid war mit Diamanten und Perlen wie besäet. Als er nun erfuhr, daß die Fräulein von Königsmarck angezogen war, so verfügte er sich zu ihr, und bezeugte ein unendliches Wohlgefallen, daß sie sich solcher gestalt gepußt hatte. Er führte sie darauf in die Comödie, wo Psyche mit ihren Annehmlichkeiten vorgestellt ward.

Nach der Comödie speiste man zu Nacht. Die Fräulein von Königsmarck fand, indem sie sich zu Tische setzte, einen Strauß von Diamanten, Rubinen, Smaragden auf ihrem Teller, welches denn das Zeichen war, daß sie als die Königin des Balls zu betrachten sey, der nach der Tafel sollte gehalten werden. Sie eröffnete demselben würcklich mit dem Churfürsten, und beyde zogen jedermanns Blicke und Bewunderung auf sich, und man ward nicht müde sie anzusehen; alle Damen wünschten sich einen solchen Buhler als der Churfürst war, und eine jede Manns-Person verlangte eine solche Liebste, die der Fräulein von Königsmarck gleiche. Endlich ward dieser große Tag zum Vergnügen der beyden Verliebten beschlossen. Man sahe sie aus dem Saal, wo der Ball gegeben ward, verschwinden, allein niemand that, als wenn er sie vermisse, weil man wohl gedessen konnte, daß sie allein seyn wolten, und der Churfürst genoss die süßesten Reizungen mit der Fräulein von Königsmarck, welche ihm die wesentlichste Kennzeichen ihrer Liebe gab.

Auf das Fest folgenden vierzehn Tage lang allerhand Arten von Spielen und Lustbarkeiten, man vergaß auch das Tansen nicht, und die Fräulein von

Königsmarck erschien jederzeit ungemein, und unterschied sich von allen übrigen.

Indem man nun mit nichts als seinem Vergnügen zu Moritzburg beschäftigt war, so sagte die Frau von Steinbock, welche mit der Aufführung ihrer Schwestern nicht zufrieden war, den Entschluß, von Dresden weg zu reisen. Sie gab daher vor, deshalb Befehl von ihrem Gemahl aus Schweden bekommen zu haben. Allein die Churfürstinnen sahen den wahren Bewegungs-Grund ihre Reise ein, und schätzten sie um desto willen desto höher. Sie schrieb einen Brief an den Churfürsten, in welchem sie, ohne von ihren Schwestern ein Wort zu gedenken, sich vor die Gnade, die er ihr bezeuget habe bedankete.

Weil nun dieser Herr keines weges zweifelte, daß diese schnelle Abreise der Fräulein von Königsmarck empfindlich seyn würde, so verheelte er dieselbe vor ihr, setzte sich zu Pferd, und ritt in höchster Eil nach Dresden, um wo es möglich wäre, die Frau von Steinbock auf andere Gedanken zu bringen. Allein seine Vorsicht war ohne Nutzen, denn er fand sie nicht mehr, weil sie eben abgereist war, welches ihn aber dermaßen betrückte, daß er vergaß die Churfürstinnen zu besuchen, und sogleich nach Moritzburg zurück gieng. Als die Fürstinnen vernahmen, der Churfürst sey in Dresden gewesen, geriethen sie in den heftigsten Zorn, daß er ihnen solche Kalksinnigkeit bezeuget. Die junge Churfürstin weinte sehr darüber, und die Churfürliche Mutter bezeugte, sie wolle sich solchen Beleidigungen nicht lange mehr bloß stellen, sondern sich nach Lichtenberg, den ihr bestimmten Wittwen-Sitz, begeben; ja sie gab wirklich Befehl, ihre Equipage einzupacken.

Die

Die Fräulein von Königsmarck ward über die Abreise der Frau von Steinbock herzlich betriibt, allein diese ihre Betrübnis vermehrte sich nicht wenig, als sie hörte, was der Churfürst angefangen habe. Sie verwies ihm sein Verfahren, und sagte ihm, daß die größte Probe seiner Liebe zu ihr darinn bestehen sollte, daß er vor die Churfürstin alle Hochachtung behalten solle, welche die Tugend dieser Fürstin verdienet; ja sie drohete ihm so gar, wenn er sich anders bezeugen wolle, sich aus seinen Ländern zu begeben, und damit der Verdruß der Churfürstin gelindert würde, so begehrte sie, er solle nach Dresden zurück gehen, und sagte, sie wolle dieser Fürstin das Vergnügen ihn zu sehen keines weges geraubt wissen. Die Churfürstin, die von diesem Verfahren Nachricht bekam, ward darüber ganz entzückt, und verdoppelte ihre Hochachtung gegen die Fräulein von Königsmarck. Man kan sagen, daß die Liebste des Churfürsten sich dieser Hochachtung vortreflich würdig gemacht, indem sie jederzeit vor die Churfürstin die ehrenderbietigste Achtung bebehiet, und zu geschweigen, daß sie den Churfürsten gar nicht abhielt, die Churfürstin zu besuchen, so sagte sie oft zu ihm, der Verlust derselben, indem sie sein Herz verliere, sey so groß, daß sie darüber empfindlich gerührt seyn müste, er könne ihr also diesen Verdruß nicht ersetzen, und freundlich genug mit ihr umgehen.

Als die Churfürstin von den guten Diensten benachrichtiget ward, die ihr die Fräulein von Königsmarck leistete, sahe dieselbe auf ihrer Seite die Gervogenheit, die sie genoß, ohne Eifersucht an, und sagte

H

te



te zuweilen; das ist mein Trost, daß ich eine Nebenbuhlerin habe, die eine Person von Verdienst ist. Die Churfürstliche Mutter aber, deren strenge Zucht sonst jederzeit einen Abscheu vor aller ausschweifenden Liebe gehabt, konnte selbst ihren Sohn nicht verdröcken, daß er eine so Liebenswürdige Person wirklich geliebet habe. Beyde Churfürstinnen beschuhten sie, und giengen recht vertraulich mit ihr um. Die Hof- Bediente hegeten eine Ehrerbietigkeit vor ihr, die auf die reinste Hochachtung gegründet war, und die vermählte Frauenzimmer selbst konnten sie nicht hassen. Ihre Bescheidenheit, ihre Lieblichkeit, ihre Höflichkeit legte sie niemahls ab, und jedermannlich trug sie ihre Günst entgegen, und kam den Nothwendigkeiten der Unglücklichen allzeit zu vor. Ihr Andencken wird noch von jedermann, der sie gekannt hat, verehret.

Nachdem der Churfürst zu Dresden zurück gekommen, gab er der Fräulein von Königsmarck eine besondere Hof-Statt, und schenckte ihr kostbares Haus-Geräthe. Einige Zeit hernach wückte er bey denen Canonessen zu Quedlinburg, welches Prinzeßinnen und Gräfinnen sind, so viel aus, daß sie die Fräulein von Königsmarck zur Dechantin ihres Capituls erwählten. Diese Stelle gab ihr den Titel Madame. Der Churfürst speisete jeden Abend mit ihr, und gab die herrlichsten Festins an sie, an welchen denn der ganze Hof Theil nahm. Von allen Seiten kamen Fremde nach Dresden, welche jederzeit voller Bewunderung, so wohl des Liebenden als der Geliebten, weg reisetem.

Das

Das Vergnügen der Fräulein von Königsmarck ward indes ein wenig durch die Abreise der Frau von Löwenhaupt unterbrochen, welche zwar lange Zeit ihrem Gemahl, der sie zurück forderete, widerstanden hatte, endlich aber abzureisen genöthiget ward. .. Hier bin ich nun allein, (sagte die Frau von Königsmarck mit wehmüthiger Stellung zum Churfürsten.) Ibrentwegen entsage ich all'm, was mir am liebsten ist. Ach wie unglücklich wäre ich, wenn Sie mich verstiessen. Nein, Madame, (rief der Churfürst überlaut,) Sie haben nichts zu befahren, ich bin der Ihrige Zeit meines Lebens. Versichern sie sich dessen, und lassen sich die Vollkommenheiten, die mich eingenommen, und die ich nirgends als bey ihnen antreffe, die sicherste Gewehr über meine Treue leisten. Nirgends als bey ihnen werde ich den ausserlesenen und vortreflichen Verstand antreffen, der die Ursache ist, daß ich mich bey ihnen für den glücklichsten schätze. Hören sie also auf, solche fürchterliche Gedanken zu hegen, die mich betrüben und beleidigen. Ich verehere an ihnen, meine allerliebste Gräfin! nicht nur die vollkommenste Schönheit, sondern auch die edle Seele, den Wig, die Güte des Herzens, kurz, diese grosse Eigenschaften, die sie so hoch über alle Frauen, die ich kenne, erheben. Und wie unmöglich ist es doch, daß ich irgendwo finden kan: O mein allerliebster Prinz, wie sind sie doch so lebenswürdig, und wie sehr können Sie nicht ein Herz überzeugen, das aus keinem andern Grunde furchtsam ist, als weil es allzu heftig liebet. Erhalten Sie diese Gedanken, sie sind der Grund meines Glückes und meiner Freude. Ja, ja, Allerliebster, dann so muß ich sie nennen, die Liebe verbannt allen Zwang, ich liebe Dero Liebe ihrer Hoheit und ihrer Macht vor, und ich finde sie weit erhabener nach Dero Gemüths Beschaffenheiten, als nach ihren Rang. Sie haben unumschränkt über mich, mein Herz, und mein Leben zu gebieten. .. Unsere beyden Verliebten sagten einander noch hundert dergleichen, ja noch brünstigere Dinge vor, speiseten des

H 2

Abends

Abends zusammen, und giengen erstlich sehr spät in der Nacht von einander.

Sie brachten ihre Zeit so nützlich zu, daß nach neun Monaten die Fräulein von Königsmarck mit einem Sohn entbunden ward, welcher das wahre Ebenbild seines Vaters ist, dessen Mienen, Stärke, Lebensart und Weise zu gedencken, er noch jezo aufweist. Die Geburt ihres Kindes machte dem Churfürsten eine unaussprechliche Freude. Er nennete ihn MORITZ, zum steten Andencken, daß er zu Moritzburg dem ersten Triumph über seine Mutter erhalten. Nachgehends gab er ihm den Titul eines Grafen von Sachsen. Dieser ist derjenige, dessen Seltenheiten ihm die Hochachtung der Franzosen erworben, bey welchen er als General, Lieutenant in Diensten stehet, und ein Infanterie-Regiment hat.

Der Churfürst kam fast seiner Geliebten während dem Wochen-Bette nicht von der Seite. Ganze Tage saß er auf ihrem Bette, und weil sie in den ersten Tagen sehr unpaß war, so ermahnte er die Aerzte unaufhörlich, sie wohl zu besorgen, und ihre ganze Kunst vor ihre Erhaltung anzuwenden. Sie mochten sich aber Mühe geben wie sie wolten, so konnten sie gleichwohl nicht hindern, daß nicht der Frau von Königsmarcks ein beständiger Schweiß zurück geblieben, der eben keinen annehmlichen Geruch von sich gab, und den die stärcksten wohlriechenden Dünge nicht übertraffen. Diß Unglück betrückte die beyden Verliebten gleich Anfangs ungemein sehr, endlich erweckte es bey dem Churfürsten einen Abscheu, welcher verursachte, daß er sich nach und nach von

den

der Gräfin losmachte, bis er neue Verbindungen eingegangen, da er dann gänzlich aufhörte als ein Buhler mit ihr zu leben; dann im übrigen beschulte er sie allezeit, und behielt eine ungemeine Hochachtung gegen sie.

Es geschah wenige Monate nach der Niederkunft der Frau von Königsmarck, daß der Wienerische Hof dem Churfürsten das General-Commando der Kaiserlichen Armee in Ungarn anbot. Der Prinz, der bereits die Bande zu zerreißen anfieng die ihn an die Frau von Königsmarck knüpften, und der auch sonst jederzeit den Trieb nach Ehre und Ruhm der Liebe zum Frauenzimmer vorgezogen, nahm das Anerbieten des Kaisers an. Er reisete zur Armee und führte dieselbe dermassen, daß man die gute Meynungen, die man von seiner Herrschafftigkeit geheget, vollkommen erfüllet sahe.

Nach vollendetem Feld-Zug machte er dem Kaiser seine Aufwartung, welcher ihn mit allen Ehren-Bezeugungen, die seinem Stande gebührten, aufnahm. Zu Wien geschah es also, daß dieser Ueberwinder der Türcken sich nochmals von der Liebe besiegen ließ. Die Gräfin von Esterle war die gefährliche Klippe, an welcher sich seine Freyheit verschlug. Weil seine Augen und sein Herz übereinstimmten, so sahe er sie als das allervollkommenste, ja als ein Wunder der Natur an. Auf einem Ball, den der Römische König, des Kaisers ältester Prinz, gab, sahe er sie das erste mahl. Ihr Anblick hatte so viel Würckung bey ihm, daß er, ungeachtet der Unerfrohenheit, die man von ihm rühmte, ganz bestürzt ward. Er hing



an mit ihr zu reden, allein er war so verwirrt, daß er nicht wußte, was er mit ihr sprechen sollte; seine ganze Rede war ein Wuschmasch verschiedener Redensarten, von denen die Frau Gräfin von Esterle gewiß nichts begriffen hätte, wo sie sich nicht auf das Gespräch der Augen verstanden. Sie laß in den Blicken des Churfürsten alles, was ihre Neigungen in seinem Herzen angerichtet hätten.

Weil sie nun ihren Ruhm keinesweges in einer strengen Tugend suchte, und nichts mehr wünschte, als es zu erkennen zu geben, so verfügte sie sich in einen Erker. Der Churfürst gieng ihr nach. Sie hing so gleich an, mit ihm von den Pracht dieses Festins zu sprechen, und er antwortete ihr nicht ein Wort. Sie gerieth auf die Gedanken, er befinde sich etwa nicht wohl, sie both ihm also Ungarisch Wasser dar und rief ihm zu: „Gnädigster Herr, vernehmen sie mich, ja Madame, (antwortete er, indem er tief seufftete,) ich vernehme sie, und sehe sie auch sehr wohl. Es ist mir auch die Verbindlichkeit bekannt, die ich Dero Bereitwilligkeit mir zu Hülfe zu kommen schuldig bin. Wenn das Ungarische Wasser kan mir nicht zurichte helfen. Sie haben wohl andre Krugereyen. Madame! haben sie die Güte, und brauchen nur selbige, und erlauben also, daß ich von ihnen meine Genesung erwarte, da in ihnen die Ursache meiner Pein zu finden ist. Ich weiß nicht, (antwortete sie lächelnd,) mit welcher Krankheit ich sie anstecken können, und ich glaube nicht eine böse Seuche an mir zu tragen. Ueberdis sind mir wenige Hülffs Mittel bekannt. Sollte ich aber Dero Unpäßlichkeit wissen, ich würde mit Vergnügen meine geringe Wissenschaft anwenden, ihnen eine Gesundheit herzustellen, die ganz Europa werth seyn muß. Ganz Europa mag mich aus der Acht lassen, Madame, (rief der Churfürst,) wann sie nur an meinem Anliegen Theil nehmen, so dünkte ich der glücklichste Mensch zu seyn. Ja, schenken

schöne Gräfin, (fuhr er mit solcher Betrugung fort, aus der deut' ich wahrzunehmen war, wie sehr er eingenommen sey,) mein gegenwärtige Krankheit ist nichts anders, als die lebensdige und gütlichste Zuneigung, die ich zu ihnen trage. Nichts kan mich davon befreien, aber schaffen sie mir Erleichterung in einem Leiden. Ich bitte sie deswegen um mein Leben, um es ihnen zu widmen, und sie als diejenige Person zu bewundern, die werth wäre, die auf der Welt am meisten verdient: „Gnädigster Herr, (antwortete die Gräfin von Esterle,) ich habe ihnen bereits gesagt, daß ich alle mir bewußte Mittel anwenden wolde, ihnen ihre Genesung zu verschaffen. Ich binde mich viel zu sehr an mein gegebenes Wort, und bin ein allzugetreue Unterthanin des Kaysers, als daß ich nicht helfen sollte, ihnen eine Gesundheit herzustellen, die ihm nicht anders als schätzbar seyn kon. Sie beruhigen sich also, und erlauben mir die Zeit, die nöthige Veranstellungen zu überlegen.

Die Gräfin sprach mit solcher Emsigkeit, daß der Römische König, der sich eben zum Churfürsten begeben wolte, und nur noch einige Schritte von ihr war, als sie ihm gewahr ward. Sie blieb aber in einem Wesen, veränderte sich gar nicht, und sagte, eben als wenn sie dem Churfürsten antwortete: „Ich bin eine Liebhaberin der Musik, besonders von Singen.“ Der Römische König blieb in der That auf der Meynung, als wenn sie von nichts anders geredet, er bat den Churfürsten in den nächsten Saal zu spazieren, wo selbst ein herrliches Abendmahl zugerichtet war. Die Tafel hatte die Gestalt eines Hufeisens, das innere blieb leer, und machte einen Wasser-Trog, in dessen Mitte Zephyr mit Floren erschien, denen die Lübes-Götter Blumen anboten. Die vier Ecken des Saals waren mit Spring-Brunnen ausgefüllt, aus welchen wohl-riechende Wasser sprangen, welches

bey dem Schein von tausend Wachs-Lichtern, die auf Wand Leuchtern mit Spiegeln, und grossen Arm-Leuchtern von Crystall stunden, ein vortrefliches Schauspiel gab. An einem Ende des Saals war ein Theater, auf dessen Vorhang Psyche in einem prächtigen Pallast, den ihr Cupido aufzurichten lassen, vorgestellt war. Die Götter des Lachens, des Scherzens und der Lustbarkeiten schwärmten um sie her. Nichts war schöner und lieblicher als diese Göttin, mit einem Worte, sie war vollkommen so abgebildet, wie diejenige seyn muß, die den Gott der Liebe in Liebe entzünden soll. So bald sich der Römische König mit seiner Gemahlin niedergelassen, ward der Vorhang aufgezogen. Da eröffnete sich ein prächtiger Schau-Platz, der den Olympus vorstellte, wo alle Götter versammelt waren. Jupiter zeigte denselben das Bild des Churfürsten, und begehete, man solle ihn noch bey seinem Leben in die Zahl der Götter aufnehmen. Alle Götter gaben Jupitern Beyfall, und feyerten darauf mit Tänzern und Singen den gefassten Entschluß.

Nach der Abend-Tafel begab sich der Hof ans Fenster, und sahe so lange, bis man die Tafel abhub, ein Feuer-Werck. Nach diesem gieng der Ball an, und diese prächtige Lustbarkeit endigte sich erstlich den andern Tag, als schon die Sonne aufgegangen war.

Der Churfürst wurde überaus vergnügt gewesen seyn, wenn er hätte ein Mittel finden können, daß er mit der Gräfin von Esterle angefangen, fort zu setzen, allein sie mied die Gelegenheit mit grosser Kunst,

Kunst, denn ob sie sich eben nicht lange Zeit suchen ließ, so ließ sie es doch so lange geschehen, daß man sie nicht verachten dürfte, wenn sie sich ergeben.

Zween Tage verstrichen, ehe sie der Churfürst wieder zu sehen bekam. Er traff sie endlich bey der Römischen Königin an, aber er konnte nicht mit ihr sprechen, indem sie sich immer von ihm entfernte. Als endlich der Römische König dazu kam, so schlug er der Königin und dem Churfürsten vor, a la Premiere zu spielen. Die Frau von Esterle spielte mit, und das Loos wies ihr den Platz neben dem Churfürsten an. Der Prinz nahm sich wohl in acht, keinen Augenblick zu verlihren, um der Gräfin ganz leise einige verliebte Worte zu sagen. Zu dem Ende stellte er sich als wann er Toback nehme, und brauchte öfters sein Schnupff-Tuch womit er den Mund bedeckte, wenn er mit ihr redete. Er sahe sie nicht an, aus Besorge, der Herr Graf von Esterle, der, als Dienst-verrichtender Cammer-Heer, hinter dem Sessel des Königes stand, mögte sein Bemühen mercken. Unterdessen sagte er ihr auf solche Weise, er verehere sie, und verlange zu seiner Belohnung nichts, als die Erlaubniß sie mit der größten Ehrerbietung zu bedienen, und diese seine Eigennutzlosigkeit verdiente ja wohl einige Güte. Wiewohl sie nun that, als wenn sie ihn nicht vernähme, so vernahm sie ihn doch gar zu wohl. Das Bestreben des Churfürsten, mit ihr zu sprechen, war so groß, daß ihn die Römische Königin zu verschiedenen mahlen anredete, ohne, daß er es gewahr ward. Die Gräfin war ganz eingenommen, so sehr



gefiel ihr, was ihr der Churfürst sagte, allein sie antwortete wenig, weil sie befürchtete, die Römische Königin und ihr Gemahl möchten es innen werden. Das wenige aber, das sie antwortete, war hinreichend, ihn zu belehren, daß er von ihrer Seite gar keine Hinderung finden solle, sich vollkommen glücklich zu wissen.

Der Churfürst, der gerne wissen wolte, woran er wäre, schrieb gleich den andern Tag an die Schöne, und sein Brieff enthielt alles, was ein brünstig verliebtes Herz eingeben kan, zumahl wenn man sich nicht befürchten darff, unangenehm zu seyn. Weil er nun jederzeit lebhaft und zärtlich zu denken gewohnt war, so drückte er seine Gedanken mit so auserlesenen, natürlichen und edlen Worten aus, das sein Wiß nicht weniger als seine Person entzückt machte. Er wolte für Ungeduld vergehen, ehe sie ihm die Erlaubniß verstattete, sie insgeheim zu sprechen. Er bat sie darum, und damit seine Bitte ein desto größeres Gewicht haben möge, so begleitete er seinen Brieff mit einem Ohr-Gehäng von 40000. Gulden am Werth. Der goldene Regen that dort keine so verführerische Wirkungen von der Donau, als dieses Ohr-Gehänge bey der Gräfin von Esterle. Alle Gründe, die noch ihre Neigung, sich zu ergeben, bestritten hatten, verlohren die sämtliche Krafft, und gegen einen so großmüthigen Prinzen unerkanntlich zu seyn, schien ihr der größte Fehler, den sie begehen könne. Sie antwortete ihm darauf in solchen Worten, die gewiß keine Auslegung bedurften, und gab ihm Nachricht, daß sie ihn um acht Uhr Abends erwarten würde. Der

Der Churfürst versäumete seiner Seits die Stunde auch nicht. Er traff die Gräfin entkleidet auf einem Ruh-Bette von goldenen Stücke an, welches in einem Cabinet stand, wo man nichts als Gold-Gemähde und Spiegel von großer Kostbarkeit sehen konnte; nichts anders, als wenn dieses der Aufenthalt der Mutter des Liebes-Gottes wäre. Die Frau von Esterle war in der That reizend. Ihre Haare, welche die schönste blonde Farbe hatten, fielen Lockenweis auf ihre Schulter, und waren mit crünen Bändern geschmückt. Ihr Kleid war Rosen-Farbe, mit Silber und lebendigen Blumen. Eine kostbare Spitze erhob die Schönheit ihres Busens nicht wenig; die Fleisch-Farbe, und die Weisse ihrer Haut vereinigten gleichsam Rosen und Lilien. Sie war in äußerster Bewegung von Furcht, oder vielleicht von Freude, über den Besuch des Churfürsten. Dieser Prinz sahe sie mit einem Vergnügen an, das sich eben so wenig, als das übrige, das mit den beyden Verliebten vorgieng, beschreiben läßt. So viel ist gewiß, daß der Churfürst mit diesem Besuch so wohl zufrieden war, daß er zu Hause die Zeit mit den Gedanken über sie zubrachte.

Er hatte sich damit den Rest der Nacht beschäftigt, und fieng des Morgens an zu schlaffen, da man ihn benachrichtigte, der Römische König bäte ihn sehr in sein Zimmer zu kommen. Er stand so gleich auf, und säumete nicht, sich zu ihm zu verfügen. Allein, wie erstaunte er nicht, als er diesen Prinzen, den er kurz vorher vollkommen gesund verlassen hatte, im

im Bette bleich, niedergeschlagen, und wie einen aufser sich selbst gebrachten Menschen, antraff. „Wein Gott! was ist das, (schrie der Churfürst,) was ist Ew. Majestät begegnet? Die allerentsetzlichste Begebenheit, (antwortete der Römische König;) lassen sie sich ein klein wenig nieder, und wer weiß, sie sind nachgehends eben so furchtsam als ich. Nachdem sich der Churfürst bey ihm niedersetzte, nahm der König das Wort, und sagte: Diese Nacht habe ich die fürchterlichste Erscheinung gehabt, die vielleicht zu ein Mensch gehabt hat. Zwey Stunden, nachdem ich mich gestern Abends schlafen gelegt, hörte ich Jemand in mein Gemach kommen: Ich meynete, es sey einer meiner Cammerdiener, und machte daher meinen Vorhang nicht auf, sondern schmählte, daß man mich in der Nacht höre. Mittheilen sie aber, wie ich mich ersaukt seyn? Ich hörte ein entsetzliches Geschwirre mit Ketten, ich sah ein ganz weißes Gespenst, welches mich mit gräßlicher Stimme antwortete: Joseph, Römischer König! ich bin eine Seele, die die Straffe des Heggensers leiden muß. Ich bin zu dir gekommen, dir auf Befehl zu sagen, daß du im Begriff bist, dich durch deine Freundschaft mit dem Churfürsten von Sachsen in dem Abgrund zu stürzen. Entsage seiner Freundschaft, oder er warde die ewige Verdammniß. Hier verdoppelte sich das Geschrey der Ketten, und weil ich für Schrecken nicht reden konnte, so sagte das Gespenst: Du antwortest nicht, Joseph! Sollst du unglücklich genug seyn, dich Gott zu widersetzen? und ist dir die Freundschaft eines Menschen angenehmer, als die Gnade Gottes, der du alles schuldig bist. Gehe hin, ich lasse dir Bedenkzeit, was du zu thun wilt. In breyen Tagen wilt ich deine Antwort abholen, und wirst du fortfahren den Churfürsten zu besuchen, so ist dein und sein Verderben unvermeidlich. Als es diese Worte gesprochen, so verschwand das Gespenst, und ich geschehe, daß es mich in erschauuliche Unruhe gesetzt. Ich hatte nicht Kraft genug, meine Leute zu rufen, und mein erster Cammerdiener traff mich halb entsezt an. Jetzt finde ich wieder etwas Ruhe bey mir, weil ich mir vorgenommen mich zu bessern. Ich hoffe die Vergebung meiner Sünde zu erhalten. Nur vor sie, mein lieber Vetter, bin ich besorgt.

Der

Deswegen bitte ich sie, nehmen sie unsere allerheiligste Religion an, und erwerben sich also das ewige Leben.

Der Churfürst hatte den König aufmerksam angehört, endlich aber fieng er auch an zu reden, und sagte: „Sollten Ew. Majestät recht gemacht haben, und sollte es nicht vielmehr eine Einbildung seyn, die bey Ew. Majestät einen so starken Eindruck zurück gelassen. Der König versicherte ihn, er habe nicht geschlafen, und was er ihm gesagt, sey gewis kein Traum. Ich kan es dann nicht begreifen, (versetzte der Churfürst,) dann in der That kan ich mir nicht weiß machen lassen, daß ein Geist kan mit Ketten geschlossen seyn. Unterdessen kan ich mir auch nicht einbilden, daß es so treche Leute geben sollte, die Ew. Majestät einen solchen Streich spielen wolten. „Darin haben sie recht, (sagte der König,) hat es wohl das mindeste Ansehen dahn? wer sollte sich unterstehen, mich dergestalt zu betrügen? „Bey allem dem, (sagte der Churfürst,) wer kan es wissen. Ew. Majestät haben Pfaffen, die geschickte, und solche Streiche zu spielen, fruchtbare Köpffe haben: Sie stehen bey diesem Hofe in grossen Ansehen, und bilden sich vielleicht ein, daß ich in der Unterredung, die ich die Ehre habe, mit Ew. Majestät zu unterhalten, von Religions-Sachen mit ihnen rede, und denselben ihre Betrügereyen verrathe. Ist es mir erlaubt, Sire, Ew. Majestät zu fragen, ob ihnen Dero Beicht-Vater niemahls Scrupel erregen wollen, daß sie mir die Ehre erzeigen, und mich lieben. Der König gestand ihm, daß ihm sein Beicht-Vater gedrohet habe, ihm die Absolution zu verweigern, wenn er fortfahren würde, denselben zu besuchen. Nun, (rieff der Churfürst,) wann es so steht, so wollen wir das Gespenst bald verrathen haben! Ich bitte sie, Gnädigster Herr, sie geruhen, daß ich es über mich nehme. Ich stehe davor, er soll nach Wunsch ausschlagen, wann nur Ew. Majestät sich auf mich verlassen wollen: Sie befehlen fortzufahren, mich mit Dero gewöhnlichen Gnade zu tractiren, sagen aber niemand, daß sie mir die ihnen vorgefallene Begebenheit eröffnet. „Der König versprach ein genaues Stillschweigen.

Damit



Damit der Churfürst desto mehr versichert wäre, kam er ihm nicht von der Seite, und als es Zeit war schlafen zu gehen, gieng er in sein Zimmer, ließ sich hausekleiden, und kam durch eine verborgene Thüre zum König.

Die dritte Nacht, als der Römische König und der Churfürst völlig wachten, hörten sie die Ketten rasen, und eine Stimme, welche sprach: Joseph Römischer König! Mehr wolte der Churfürst nicht hören, sondern fuhr zum Bette heraus, ergriff das Gespenste, welches nunmehr noch ärger, als vorher der König, erschreckt, und Jesus Maria rieß, auf die Knie fiel, um sein Leben bat, und bekannt, es sey ein Priester. Allein, der Churfürst ließ es schreyen, trug es ans Fenster, warff es hinunter, und sagte zu ihm: Fort mit dir ins Segfeuer, von dannen du gekommen bist. Wiewohl nun das falsche Gespenst sehr hoch hinunter fiel, so war doch seine Stunde noch nicht kommen, es kam dinstmahl loß mit einem Beinbruch. So sehr dasselbe Verlangen trug seinen Zufall zu verschweigen, so konnte es doch die Schmerzen nicht ausstehen, es schrey um Hülffe. Die Wache kam herbei, und man sahe, daß es der Pater war, der allzeit mit dem Beicht-Vater des Römischen Königes gieng. Dieser Herr gerieth in einen brennenden Zorn, daß man sich unterstanden hatte, ihn dergestalt herum zu führen. Er schwur, er wolte dereinst alle Jesuiten aus seinen Ländern jagen. Nachgehends aber, als er erfuhr, aus wessen Anstiften es die

die Patres gethan, verzieh er ihnen, und verbot so gar von diesen Geschichten zu reden.

Während der Zeit nun, als diß bey Hofe vorfiel, konnte der Churfürst die Gräfin nicht besuchen. Weil sie nun nicht wußte, warum der Churfürst nicht zu ihr kam, so meynete sie, er sey untreu worden. Ihre Ungeduld ließ ihr die Zeit nicht zu erwarten, bis sie Gelegenheit bekam ihn zu sprechen. Sie schrieb an ihn, und bath ihn zu ihr zu kommen. Weil der Churfürst kein geringeres Verlangen hatte, sie zu sehen, so erhub er sich zu ihr. Sie war in der leichten Kleidung, die aber sehr kostbar war. Ihr Haupt-Puß war zwar nur schlecht weg aber doch artig, an den Arm-Bänden trug sie das Bildniß des Churfürsten. Als er ins Zimmer kam, spielte sie auf dem Clavier, und sang eine sehr traurige Arie. Da sie ihm sah, stossen ihre Augen voll Thränen, und sie blieb wie unbeweglich in ihrem Sessel sitzen. Der Churfürst erschreckt, daß er sie in diesem Zustande sehen sollte, fragte im Ernste um dessen Ursache. Wie, (antwortete sie seuffzend,) „Sie wollen mich noch um die Ursache meiner Thränen fragen; sollte ihnen ihr Herze nicht schon vorwerffen, daß sie schuld daran sind; Sollte ich nicht weinen, wann ich mir vorstelle, daß mir eine andre vielleicht Dero Liebe geraubet, und daß die Augenblicke, die sie sich bey mir aufhalten, nur diejenigen Augenblicke sind, die sie jener entziehen, weil sie meynen, sie könnten mich doch nicht so mit einem mahl vergessen?“

Der Churfürst ward durch diesen Verwelf ein pfündlich gerühret, er warff sich daher zu ihren Füßen, küßte ihr die Hand, er schlug dieselbe fest in die seinige, küßte sie unzählige mahl, und befriedigte sie, in dem er betheurete, daß er sie allein liebe. „Sie liebten mich, (sagte sie, indem sie ihn auf das zärtlichste anblickte,) und ich muß drei Tage warten, bis sie mir eine einige Versicherung davon geben.“ Der Churfürst erzählte ihr den Zufall des Römischen Königs, und diese Erzählung, nebst den vorigen Versicherungen seiner Liebe und Treue, räumeten die Gräfin wieder auf. Weil sie nun von Natur etwas heftig war, so fiel sie ihm um den Hals, umarmte ihn, küßte ihn, und nennete ihn wol tausendmal ihren Lieben, ihren anbetenswürdigen Prinz. Der Churfürst, der seinen Buhlerinnen niemahls etwas schuldig blieben, wann es auf Liebes-Bezeugungen ankam, gab der Gräfin sehr deutliche Merckmahle seiner Reue. Sie konnte sich nicht entschliessen, ihn fort zu lassen, und ob er wohl dem Römischen König versprochen hatte, mit ihm bey der Fräulein von Palsi, seiner Maitresse, zu Nacht zu speisen, so nöthigte sie ihn doch so lange, bis er seines Verspruchs ungeachtet mit ihr zu speisen, einwilligte. Der Churfürst verwilligte es mit dem Beding, daß sie auch diese Nacht beyammen bleiben wolten, und als es diese Dame nicht abschlug, so nahm er den Platz des Grafen von Esterle ein, als welcher nach Verordnung der Aerzte nicht bey seiner Frau schlief.

Unsere

Unsere Verliebten hatten einander so viel beyzubringen, daß es Tag ward, ehe sie eingeschlaffen waren; endlich aber überliessen sie sich der Ruhe. Zehen Uhr des Morgens war es schon, als sie noch schliefen, und ohnfehlbar wären sie so bald noch nicht aufgewacht, wann sie der Graf von Esterle nicht gestört hätte. Dieser hatte seiner Liebsten etwas zu hinterbringen. Weil die Thüre nicht verriegelt war, so machte er sie ganz gemächlich mit einem Haupt-Schlüssel auf, und wolte das Vergnügen haben, sie im Bette zu überrascheln. Aber wie sehr ward er nicht selbst bestürzt, als er, da er zu Bette kam, den Churfürsten darin in den Armen der Gräfin schlaffen fand? O Meinendige, schreie. Dieses Geschrey erweckte die Verliebten. Der Churfürst sprang so gleich aus dem Bette, und da er seinen Degen ergriff, so jagte er dem Grafen solchen Schrecken ein, daß er die Flucht nahm, und unsere beyde Verliebte in grosser Verwirrung über diesen Zufall beyammen liefen.

Die Gräfin wolte verzweifeln, und wußte nicht, wozu sie sich entschliessen solle. Sie fürchtete sich beständig für der Rache des Grafen. Der Churfürst fand ihre Ruthmassungen gegründet, und sann daher auf Mittel, die Gräfin wider alles widrige in Sicherheit zu stellen; und er fand kein bequemers, als sie in das Haus seines Gesandten zu führen, welches das Völder Recht zu einer sichern Frey-Stadt machte. Die Gräfin konnte sich nicht so gleich dazu entschliessen, der Churfürst aber stellte ihr vor, weil ihr Verstandniß demjenigen bekannt sey, der auf der Welt am allermindesten davon wissen sollte, so habe sie nun nichts mehr an sich zu halten. Sie willigte endlich drein, nahm

3



nahm ihr Juwelen-Kästlein zu sich, feste sich mit dem Churfürsten in eine Mieth-Kutsche, und als sie dieser Prinz zu seinem Gesandten führte, so empfahl er sie demselben, wie eine ihm überaus kostbare Niederlage.

Indem nun die Frau von Esterle von ihrem Gemahl flohe, so befand sich dieser gebeugte Ehemann in dem Kaiserlichen Vor-Zimmer, und machte in demselben, wie dort Vulcan, seinen Schimpff und seine Verzweiflung bekannt. Seine Freunde trösteten ihn, indem sie ihm vorstellten, er habe nicht Ursache sich so sehr zu betrüben. Sie führten gleiche Beispiele aus den Fabeln und Geschichten der alten und neuern Zeiten an. Amphitryon, sagten sie, war eben so erzürnt, wie er, da er die Treulosigkeit Alcmenens erfuhr, aber er besänftigte sich, als er erfuhr, daß er den Jupiter zum Neben-Buhler gehabt. Wie viele Ehemänner des alten Roms haben ihre Frauens den Kaiser abgetreten? In Frankreich überließ der Herr von Montespan die Seinige an Ludwig den XIV. und in Engelland, wo die Gewalt der Könige eingeschränkt ist, haben ja so viel Männer mit Geduld zugeesehen, daß Carl der II. ihre Weiber besuchte. „Alles was ihr mir hier vor sagt, ist wahr, und gut genug, (antwortete der Graf von Esterle auf eine ziemlich läppische Art,) aber Amphitryon ist einem Gott, und die andern sind ihren regierenden Prinzen gewichen. Gut, (sagte der Graf von Martini, der nachgehends Kaiserlicher Gesandter zu Rom gewesen,) damit dann der Herr Graf den benannten Ehemännern nachahmen kan, so nehme er Dienste bey dem Churfürsten von Sachsen, so kan derselbe mit seiner Gemahlin zu Bette gehen, daß kein Mensch etwas dagegen einwenden kan.“ Die ganze Versammlung fand diesen Vorschlag gut, und der elende Graf von Esterle hielt ihn so annehmlich, daß er auf der Stelle den Herrn

von Reichling aussuchte, und ihn bat, er möchte ihm doch Dienste bey dem Churfürsten verschaffen.

Dieser Prinz erstaunte, als der Herr von Reichling solche Botschaft an ihm austichtete, und glaubte, er schwärme, allein dieser Günstling versicherte, daß er im Nahmen des Grafen von Esterle rede. Der Churfürst schrieb sogleich ein Brieffgen an die Gräfin, um ihr diese neue Zeitung zu hinterbringen. Sie antwortete ihm darauf, und bat ihn, er solle den Herrn von Esterle nicht annehmen, sondern, ihn mit einer Pension, unter den Bedingungen, die sie ihm vorschreiben wolle, begnadigen. Der Churfürst ließ ihr darauf wissen, er stelle es ihr anheim, diese Sache einzurichten, und dem Grafen wolle er eine Pension von zwanzig tausend Gulden geben. Hierauf schloß die Gräfin folgenden Tractat mit ihrem Manne.

Sie solle ihr Zimmer wieder einnehmen können.

Er solle niemahls von dem vorgefallenen mit ihr sprechen.

Er solle seinem völligen Recht als Eh-Mann entsagen, und ihr niemahls beywohnen.

Sie solle ohne ihn reisen können, wohin sie wolle.

Er solle sie mit der Kutsche bey dem Sächsischen Gesandten, Herrn von Gersdorff, abholen, und in sein Haus führen.

Sie wolte noch als einen vorhergehenden Vergleichs- Articul gesetzt haben, daß ihr Mann in Gegenwart des Herrn und der Frau von Gersdorff ihre abbitte thun solle, daß er sich unterstanden, sie mit dem Churfürsten zu überfallen, und bloß aus Hochachtung gegen den

Herrn von Bechling stand sie von dieser Forderung ab. Dieser aber setzte zu den obigen Articuli hinzu: Daß der Herr von Esterle die Amden, mit welcher seine Gemahlin niederkommen würde, unstreitig für die Seinen erkennen sollte, und es möchten Söhne oder Töchter seyn, so sollten sie den Namen und das Wappen von Esterle führen. Der Vergleich ward von beyden Theilen unterzeichnet, und alle Articuli vollzogen. Der Churfürst theilte ihn dem Römischen Könige mit, der sich vielfältig darüber belustigte, und seit der Zeit sahe jederman die Gräfin von Esterle vor eine öffentliche Verschläfflerin des Churfürsten an.

Dieser Prinz, der Römische König, die Fräulein von Valsi, und die Frau von Esterle speiseten öfters an einer viereckigten Tafel allein, und bey dieser Gelegenheit geschah es, daß der König einsmahl dem Churfürsten einen schriftlichen Verspruch that, wann ihm Vdt Prinzeßinnen beschehen würde, so solle die älteste dem Chur-Prinzen zur Gemahlin gegeben werden, und dieses Hand-Briefgen ist auch Ursache, daß dieser Prinz wirklich die älteste Josephinische Erb-Herzogin zum Nachtheil des Churfürsten von Bayern, der zugleich um dieselbe anhielt, erhaben.

Als die Zeitung von der neuen Liebe des Churfürsten zu Dresden bekannt ward, so nahm die Frau von Königsmarck keinen Anstand ihre Stelle zu verlassen. Sie dachte zugleich auf ihren Abzug, aber auf einen rühmlichen Abzug, und einen solchen, wie er von einer so klugen und weisen Person, als sie war, zu erwarten stand. Anfangs meynte man, sie werde sich

sich entweder zu ihrem Capitul, oder nach Schweden zurück begeben. Allein man betrog sich, sie blieb am Hofe, und sahe den Churfürsten mit ihrer neuen Neben-Buhlerin ankommen. Sie machte dem Liebenden keine Vorwürfe, und erwies der Geliebten die größten Höflichkeiten. Dadurch behauptete sie sich ein Ansehen das hinlänglich war, die Hof-Schranken in der Ehrerbietigkeit gegen sie zu erhalten, welche sie alle beklagten, und ihren Fall mit Mißvermögen ansahen. Sie erfuhr, was keine Buhlerin noch erlebt hatte, daß sie in ihrem Unglück Freunde behielt, und nicht einen Feind antraf.

Die Frau von Esterle wußte die Kunst nicht wie sie, die öffentliche Liebe und Hochachtung an sich zu ziehen. Diese Geliebte war hochmüthig, rachgierig eben so wenig redlich in ihren Freundschaften, als in ihrer Liebe, ihr Vortheil galt ihr über alles; Sie hatte Liebhaber, deren einen sie allezeit dem andern aufopfferte, doch so, daß sie allezeit ihren Nutzen machte. Ihre Verschwendung war unendlich, und Friedrich August hat nie eine Maitresse gehabt, die ihn so viel gekostet.

Die Churfürstin sahe sie ohne darüber zu schmälern, ankommen, und als ihr die Frau von Brandstein zu erkennen gab, daß der Churfürst gerne sehe, wann sie die Frau von Esterle besuchen dürfte, so gab sie zur Antwort, der Churfürst habe zu befehlen, er könne mit bringen, wen er wolle. Ob aber war diese Fürstin, sehr wirklich ihren Verdruß verbarg, so saß sie doch von der Zeit an den Schluß, dem Churfürsten nicht mehr bezuwohnen. Und das hat sie auch festiglich gehalten, und wenn ihr der Churfürst



zu erkennen gab, daß er die Pflichten seiner Verhältnißung zu erfüllen bereit war, fand sie allezeit Entschuldigungen.

Die Churfürstliche Frau Mutter wolte die Gräfin von Esterle durchaus nicht vor sich lassen, und schlug es auf eine solche Weise ab, daß diese Dame höchlich beleidiget, dem Churfürsten aber wenig Höflichkeit erwiesen ward. Sie brachte dazumahl dasjenige zu Stande, was sie schon längstend vorhatte, nemlich sich nach Lichtenberg, und von Hof weg zu begeben. Sie nahm den Prinzen ihren Enckel, der gegenwärtig seinem Vater in der Regierung afterfolget ist, mit sich und trug eine recht zärtliche Sorgfalt vor seine Erziehung.

Die Liebe beherrschete gleichwohl das Herz des Churfürsten nicht hinlänglich anma, als daß er alle Ruhm-Begierde ausgezogen haben solte. Nachdem der König in Pohlen, Johannes Sobiesky verstorben war, so setzte sich der Churfürst in den Kopff, seinen Thron zu besetzen. Es waren lauter große Personen, die mit ihm nach einem Ziel liefen, allein er kam allen an Verdiensten bey, und übertraff sie an Reichthümern und Macht. Er hatte mächtige Freunde in Pohlen, und unter andern den Brebendorfsky, Castellan von Culm, welcher die Tochter des Grafen von Flemming, Feld-Marschallen in Chur-Brandenburgischen Diensten; und vormahls Chur-Sächsischen Feld-Marschalls, geheyrathet hatte. An diesen Palatin schickte er den Ritter Flemming, einen nahen Vetter seiner Gemahlin.

Indem aber Flemming die Anstalten seiner Ver-

sand-

sandschafft machte, so schwur der Churfürst indes heimlich die Religion ab in die Hände des Herzogs von Sachsen-Zeit, Bischoffs von Raab.

Einem jeden ist bekannt, was in Pohlen bey der Wahl eines Königes vorgien, wie der Cardinal Radziowsky Primas von Pohlen den Prinzen von Conti erwählte, und wie der Bischoff von Cujavien Fridrich Augusten, Churfürsten von Sachsen, ausrief, der endlich seinen Neben-Buhler zu verdringen wuste.

Nachdem dieser Prinz das Wahl Diploma erhalten hatte, reisete er nach Cracau, wo er mit königlichen Pracht gekrönt ward. Die Gräfin von Esterle begleitete ihn auf dieser Reise. Das Krönungs-Gepränge ihres Geliebten war für sie eine Art des Triumphs. Sie sahe die ganze Ceremonie von einem besondern Zimmer, das man vor sie in der Kirche zurecht gemacht hatte, zu, und man beobachtete, daß der Könige, da er zum Opfer gieng, seine Maitresse anblickte, eben als wann er sagen wollen, daß er ihre feinen Wyrrauch streue, und sein Herz opffere. Das gemeine Volk unter den Pohlen, das entseßlich abergläubisch ist, ward schlecht dadurch erbauet, und zweifelte, ob der neue König vollkommen Catholisch sey.

Nach dem Krönungs-Feste gieng der König mit seiner Maitresse nach Warschau, woselbst der neue König die Huldigung der Palatinaten einnahm, der Adel gab sich alle Mühe, sich gefällig zu machen, und beehrten um seines willen so gar seine Buhlerin. Die Frau von Esterle ward über die Ehre, die man ihr anthat, so stolz, daß sie jedermann verachtete, ausser wer an ihrer Gnade Theil hatte.

Der Ritter Flemming war unter dieser Zahl. Dieser Edelmann hegte eine große Begierde groß zu werden, und ob ihn schon der König zum Feld-Marschall seiner Truppen erklärte, zum großen Nachtheil älterer Officier, als er war, so war er doch nicht zufrieden. Seine Anverwandtin, die Frau von Brebentau, rieth ihm sich an die Gräfin von Esterle zu halten, und wo es möglich wäre, sie zur Liebe zu reizen. Es war umsonst, daß ihr der Herr von Flemming vorstellte, er würde auf solche Weise die Treue und Erkanntniszeit gegen seinen König und Wohlthäter verlegen, wenn er ihm das Herz seiner Liebsten stehlen wolle. Allein sie antwortete, daß diejenigen, die den Wohlstand so sorgfältig beobachten wollten, nicht weit auf der Bahn des Glückes kämen. Sie rieth ihm nicht seinen König zu verrathen, aber das sehe sie nicht, das man so gar groß übel thue, wenn man die Gunst einer Zuhlerin mit ihm theilen wolle, vor welche der König mehr Liebe als Hochachtung trage, die er nicht lange lieben, und einstens mit Vergnügen in fremden Armen sehen würde. Der Herr von Flemming, der ohn das kein gar zu enges Gewissen hatte, ließ sich überreden; er richtete seine Seuffzer an die Frau von Esterle, und ward sehr geneigt von ihr angehört. Sie nahm sich vor, ihm sein Glück zu machen. Der König machte ihn auf ihre Empfehlung zum General-Lieutenant, Staats- und Cabinets-Minister, und zum Groß-Stall-Meister von Luthauen. Der Herr von Flemming war allezeit bey dem König, und Se. Majestät gewöhnten sich dermassen an sein demüthiges Gemüth und leutseligen Umgang, daß sie ohne ihn nicht seyn konnten.

Der

Der Herr von Flemming führte sich auch seines Orts so behutsam auf, daß der König nie einen Verdacht auf ihn warf, als ob er sein Mit-Zuhler wäre, und allem Ansehen nach würde sich die Frau von Esterle in der Gnade des Königes erhalten haben, wenn ihre Aufführung eben so klug, als die Seine gewesen wäre; dann der König liebte an seinen Maitressen ein heftiges Wesen, und hat allezeit Weibspersonen von dieser Gemüths-Beschaffenheit denjenigen vorgezogen, die äußerlich so aar beschaffen thaten. Die Frau von Esterle sah aber die Gunst des Königes als ein Erbe an, dessen Besitz sie auf ewig erworben habe, sie nahm sich also so wenig in acht, daß der König ihre Untreue gewahr ward. Weil er sie aber zu sehr liebte, als daß er sie gleich verstoßen können, nahm er sich vor, sich zu verstellen, bis er sie endlich mit dem Prinzen Wiesenowsky ertappte. Sein Zorn war außerordentlich; doch aber gab er seiner Meinendigen Maitresse keinen Verweis, allein er ließ ihr durch den Herrn von Vitzthum sagen, innerhalb zwey Stunden solle sie den Pallast räumen, und in vier und zwanzig Stunden sich aus Warschau, ohne allen Aufschub aber sich aus dem ganzen Königreich machen.

Sie gehorchete. Als sie aber abgereiset war, so gaben ihre Feinde, deren sie eine große Anzahl hatte, dem König an, man hätte ihr einen Theil der Juwelen wieder abnehmen sollen, die er ihr geschenkt, weil ihr diese Straffe weit empfindlicher gewesen wäre, als ihre Unanade. Der König, der noch in der ersten Hitze war, ließ ihr nachjagen. Zwo Tage Reisen von Warschau ward sie eingeholt. Ein Chevalier-

35

Guar-



Guarde des Königs forderte ihm im Nahmen des Königs ihr Diamanten-Kästgen ab. Sie gab ihm dasselbige, sagte aber zu ihm, weil sie nicht wolle, daß im Fall einige Diamanten mangelten, die ihr der König geschenkt, man ihn im Verdacht haben könne, als habe er sie weggenommen, so wolle sie das Kästgen jusficiren, und den Schlüssel in den Brieff schließen, den sie dem König schreiben wolle. Der Chevalier-Guarde, der sich einbildete, er habe das rechte Kästgen, weil es aussehe, wie man es ihm beschrieben, und keinen Befehl hatte es eröffnen zu lassen, widersetzte sich der Gräfin nicht, das sie es also zusiegelte, und den Schlüssel einschloß, es den Chevalier-Guarde überlieferte, und mit äußerster Geschwindigkeit ihre Reise beschleunigte. Sie kam zu Breslau an, als der Chevalier-Guarde zu Warschau eintraff. Er überlieferte das Kästgen an den König, welcher bei der Eröffnung nichts als schlechtes Zeug darin antraff. Die Frau von Esterle hatte sich eines solchen Streichs versehen, und hatte ihre Juwelen einem Italiänischen Musicanten anvertrauet, der nach Danzig zureisete, als sie sich auf den Weg nach Schlesien machte. Als der König den Betrug sahe, mußte er darüber lachen, und ward deswegen nicht zornig über die Frau von Esterle.

Dieser Brinz war lange Zeit ohne öffentliche Maitresse, weil aber die Trägheit kein Werk nicht war, so hatte er so kleine Liebes-Bewegungen, die aber bald vorüber giengen, und eigentlich nichts als Irr-Feuer waren, dabey er aber so viel Vergnügen fand, daß er etliche mahl Willens war dergestalt fortzufahren. Die erste die er lieb gewann, war, ein Türkisches Mägd-

Mägdgen, die zu Ofen zur Sclavin gemacht worden, als die Kaiserlichen diesen Ort mit Sturm eroberten. Dozumal war sie nur fünff bis sechs Jahr alt, und mit der Freyheit verlorh sie auch ihren Vater und ihre Mutter, von welchen man niemahls was vernehmen können. Der Herr von Schöning \*) General-Lieutenant bey dem Churfürsten zu Brandenburg, dem sie zu Theil ward, brachte sie nach Berlin, und ließ sie tauffen, aber er ließ ihr ihren Namen Fatima. Die Fräulein von Flemming hatte diese junge Fatima lieb gewonnen, begehrte sie von dem Herrn von Schöning, und erhielt sie auch. Als sie an den Palatin Brebentau verheyrathet ward, folgte ihr Fatima nach Vohlen. Weil sie nun eben so viel Verstand als Schönheit hatte, so gieng die Frau von Brebentau mit ihr, als ihres gleichen um, und schaffte ihr den Zugang zu allen Gesellschaften. Bey derselben sahe auch der König Fatimen. Ob er sie nun gleich schon zu der Zeit vor schön hielt, als er noch der Frau von Esterle ergeben war, so machte doch die Liebe gegen diese seine Buhlerin, daß er Fatimen mit gleichgültigen Augen ansah, ja er redete kaum mit ihr. Als aber die Frau von Esterle aus seinem Herzen verbannet war, so redete er einmahls lange mit Fatimen, und ward von ihrem Verstande dermassen eingenommen, daß er, von diesem Augenblick an in sie verliebt ward. Seit der Zeit gieng er alle Abende zur Frau von Brebentau. Der ganze Hof war daselbst versamlet, und die schön-

\*) Er ist als Feld-Marschall in Sächsischen Diensten gestorben, nachdem er eben diese Stelle bey dem Churfürsten von Brandenburg begleitet.

schönsten Damen suchten sie ihm angenehm zu machen. Allein, er hatte vor niemand als vor Fatimen ein Gesicht; er war nicht zufrieden, als wenn er diesem schönen Mägdgen etwas Verliebtes sagen konnte, das sie allein hören solle. Fatima antwortete mit Wiß und Eitsamkeit darauf. Lange Zeit widerstand sie der Macht der Liebe; allein welche Sclavinn könnte wohl in die Länge den Nachstellungen eines liebenswürdigen, großmüthigen und prächtigen Königes widerstehen? Dieser Prinz gab ihr so grosse Versicherungen seiner Liebe, und that ihr so verführerische Verheißungen, daß sich die junge und unschuldige Fatima überwinden ließ.

Das bleibt unbekannt, wie sie die Wachsamkeit der Frau von Brebentau hintergangen, genug, sie hat sie hinterräumen, und man ward es an ihrer Leibesstellung gewahr. Die Frau von Brebentau war so zornig auf das gute Kind, daß sie dasselbe fortjagen wollte, allein der König, der davon Nachricht bekam, that sie, dieselbe zu behalten, und sie als eine Tochter anzusehen, die er ihr mehr als sein Leben empfehlen wollte. Die Frau von Brebentau beehlt Fatimen aus Lust, sich den König zu verbinden, da sie denn nach einigen Monaten in ihrem Hause mit einem vollkommen schönen Sohn entbunden ward, den der König für seinen Sohn erkannt, und auch nachgehends in solcher Qualität auferziehen lassen, und ihm den Titel eines Grafen von Rutowsky gegeben.

Der König, welcher sich niemahls lang zu unverspracheten Weibs-Personen halten konnte, und dem die verhehlte Frauens, bey denen er eine listige Scharfsinnigkeit gewahr ward, weit angenehmer waren,

waren, ward Fatimen bald überdrüssig, sie war ihm allzu freundlich und sitzsam. weil er sie indessen doch achtete, so suchte er ihr fort zu helfen; er verheyrathete sie an einen, Namens Spiegel, Obrist-Lieutenant unter seiner Armée, Fatima versprach sich mit diesem Officier, und hat so wohl mit ihm gelebt, daß die Lästung selbst Ehrerbietigkeit gegen sie hegen müssen.

Da der König Fatimen verlassen; so hatte er darum noch nicht der Liebe entsaget. Eine andere Schönheit von etwas höherem Stande fesselte sein Herz aufs neue. Das war die Prinzessin Lubomirsky, Gemahlin des Eron-Groß-Kammerers und Nichtes des Cardinal Primas des Königreiches, Radziowsky. Viele glaubten dajumahl, der König habe sich nur deswegen an diese Dame gewendet, damit er sich ihres Ansehens bey ihrem Onkel, der ihm allezeit sehr zuwider war bedienen möge. Wann aber Anfangs die Staats-Klugheit den König Friedrich August zur Fürstin Lubomirsky geführt, so ist gewiß, daß nachgehends die Vorzüge die Dame den König in der That verliebt gemacht.

Er that den Angriff auf das Herz der Frau von Lubomirsky, nach allen Regeln der Galanterie. Sie vertheidigte sich als eine Heldin, und that, als wenn sie weder Geiziger noch verliebte Blicke verstände. Wann der König redete, so antwortete sie mit Ehrerbietung, aber allezeit wie es einer Fürstin eines freien Königreichs anstehet. Der König war darüber nur desto eifriger. Die Fürstin liebte Lustbarkeiten und kostbaren Aufwand; nichts ward also gespart. Die Französische Comödianten und die Capelle ward von



Dresden beschrieben, und alle Tage wurden Comodien, Bälle, Lust-Kennen, Jagden, Spazier-Fahrten auf der Weichsel, Lotterien, und sonst prächtige Dinge gehalten, ja Warschau ist niemahls so sehr ins Auge gefallen als dazumahl.

Einsmahls ward ein Ringel-Kennen gehalten, Nachdem nun der König die erste Preisse bekommen, sintemahl ihm niemand an Geschicklichkeit gleich kam, so ließ er einige Pferde, die er kurz in der Dürcken aufkauffen lassen, vorführen. Wiewohl sie nun noch nicht abgerichtet waren, so wolte er sie doch bereiten, und gab auch den vornehmsten des Hofes etliche. Der König und der Herr von Bisthum hatten die wildesten; Diese Pferde wolten über einander springen, der König zog das seine scharff und schleunig an, und es kam also wider eine Säule des Reit-Plazes, und stieß mit solcher Hefftigkeit daran, daß er vom Stos anfieng zu wancken. Mann lieff nach ihm, und meynete er wäre stark verwundet. Die Frau von Lubomirsky glaubte aber, die Verwundung sey gefährlicher als alle andere meyneten. Weil ihr gar viel daran gelegen war, verursachte es ihr eine Furcht, die sie nicht einmahl zu verbergen suchte. Sie nahete sich zu ihm, und nachdem sie einige Tropffen Blut sahe, so betrubte sie sich dermassen darüber, daß sie ganz ohnmächtig in die Arme der Gräfin von Tobiansky, ihrer Anverwandten, zurück fiel. Als der König wieder zu sich selbst gekommen war, und den Kopff wieder in die Höhe gerichtet hatte, so fiel ihm die Frau von Lubomirsky am ersten in die Augen. Der Zustand, darinn er sie sahe, brachte ihn wieder zurechte, er stund wieder auf, und eilte ihr zu helfen. Er kam zu ihr, als sie eben

die

die Augen aufschlug, und mit langsamer Stimme ihre Base fragte; Ist der König todt? In dem Augenblick ward sie diesen Prinzen gewahr, der sie dermassen ansah, daß sie schlieffen konte, wie nahe ihm ihr Zustand gehe. Sie gerieth darüber in solche Freude, daß sie ihres Uebels und der Behutsamkeit, der sie in der Gegenwart ihres Gemahls nöthig hatte, vergaß, und überlaut schreye: „Ach Gnädigster Herr, sind sie noch am Leben? Ja, ja, ich sehe sie, Gott schenket sie meinen Thränen wieder.“ Ja, Madame, (antwortete der König,) aber ich bitte sie zu glauben, daß mir die Werkmahle ihres Mitlebens angenehmer sind, als das Leben selbst.“ Die Gegenwart des Groß-Cämmerers hinderte ihm mehrers davon zu sprechen.

Die Frau von Lubomirsky gieng von dannen zu der Prinzeßin Constantina Sobiesky, welche denselben Abend dem König einen Ball gab. Sein ganzer Geist war noch voll von demjenigen, was ihn vor gefallen war. Er kam also dahin, war kostbar gekleidet, und man konte ihm gar nicht ansehen, daß er vorher einen solchen Zufall gehabt; ja er schien lustiger, als gewöhnlich, und die Freude über das, was er gesehen hatte, erheiterte seine Minen, daß sich seine ordentliche Annehmlichkeit noch um ein grosses vermehrte. Jederman verwunderte sich als er kam, und es war niemand, der ihm nicht wegen der vorzigen Begebenheit ein Compliment machte, ausgenommen die Frau Lubomirsky. Nachdem der König die Damen bewillkommet, und sich einige Augenblicke bei der Prinzeßin Sobiesky aufgehalten, so verfügte er sich zu der Fürstin Lubomirsky, und sagte ihr ganz heimlich, „dieses ist mir der angenehmste Tag meines Lebens.“ Ich glaube es in der That, versetzte die Fürstin, die

die ihm nicht zulassen wolte, sich näher zu erklären) das Ew. Majestät ihn unter die glücklichsten Tage Dero Lebens rechnen können, weil sie an demselben einer grossen Gefahr entgangen sind. Die Gefahr hat wenig zu sagen, Madame, (antwortete der König) in Vergleich des Guten, das sie mir zuzuegen gebracht. Ich betrachte die Gefahr nicht, in der ich geschwebet, als bloß darum, ich mir den Zustand zu Gemüthe führe, darin ich sie gesehen. Aber, Madame, sollte wohl dasjenige verschwunden seyn, was zumahl mein Glück gewesen, und sollten sie sich wohl der mir gegebenen Wierschmahle ihrer Güte haben reuen lassen? „Um des Himmels willen, Gnädigster König, (erwiderte die Fürstin) begnügen sie sich doch an dem, was sie mit Augen gesehen, und fordern doch nicht, das ich eine ihnen bekannte Sache bekennen soll, und die ich ihnen doch nicht verbergen kan. Bedenken Sie, das mein Gemahl zugegen ist, und das ich ihnen wahrhaftig in seiner Gegenwart mein Herz nicht eröffnen darf. Der König hatte Mühe genug, die grosse Freude zu verbergen, die ihm diese Antwort erregte; damit er indeß seine Geliebte nicht in Gefahr setzte, so wolte er doch ungeachtet seiner Königlichen Würde gehorchen, und von ihr gehen.

Er eröffnete den Ball mit der Prinzessin Sobiesky. Als er aufhörte zu tanzen, ward ihm nicht wohl, und man mußte ihn wegbringen. So bald er im Palast angekommen war, ließ man ihm zur Ader, und er ward besser. Die Aerzte schrieben seine Unpäßlichkeit seinem Fall zu, und weil er sich nicht so gleich nach demselben zur Ader lassen wollen, wie sie es ihm gleichwohl gerathen; Allein er hatte es durchs aus nicht erlaubt, weil er sich befürchtete, er möchte alsdenn seine Geliebte nicht auf dem Ball zu sehen bekommen. Seine Krankheit war von keinen Folgen. Das am meisten seine Genesung beförderte, war

war ein Briefgen von der Frau von Lubomirsky, welches folgender massen abgefaßt war:

O wie viel Besorgnisse haben Ew. Majestät mir in einem Tag gemacht! Ja, Sire, diemahl habe ich die unglücklichste Nacht meines Lebens gehabt, und beynahe hätte mich die Gefahr, in der Sie meiner Reymung nach schwebeten, selbst in die Grube gestürzt. So eien vernähme ich, das Sie sich besser befinden. Möchten Sie doch bald ein augenscheinlicher Zeuge der Freude seyn, die solche Nachricht bey mir gewürcket hat! Indes jüttere ich noch ists. Ach sollte ich meinen König, meinen allerliebsten verliessen, was würde mir die ganze Welt nügen.

Der König überlas das Briefgen mehr als zwanzig mahl, er ließ sichs vom Herrn von Bisthum vorlesen, der allmählich in seiner Gnade über den Tangler Brichling stieg, und diejer Gimpfling ermaneste nicht ihre Schreib-Art zu bewundern. „Sie wünschet, (rief der König, ich soll ein Zeuge der Freude seyn, die ihr, die Erlangung meiner Gesan heil erregt. Wohlten, geliebter Bisthum, ich muß zu ihr gehn. Ich muß sie selbst in den Stand setzen von der Freude zu zeugen, die mir ihre Gütiakheit erweket. Eine solche Waitresse ist wohl werth, das ich meine Gesundheit wage. Die Frau von Lubomirsky verdienet alle, (antwortete der Herr von Bisthum), ich bin aber überzeugt, das Ew. Majestät dieselbe beleidigen würden, wenn Sie sich in Gefahr setzen, indem Sie dieselbe besuchen. Erlauben Sie, Gnädigster König, ich will Sie dahin zu bringen, laß Sie sich hier verfürget, das genug für Ew. Majestät und für Sie an. „Ach! mein werther Bisthum, rief der König aus, wann du mir dieses Glück zuwegen bringest, so muß nichts in der Welt fern, das ich dir nicht thun wolte, und du mußt alles von meiner Erkenntlichkeit erwarten. Der Herr von Bisthum dankte dem König für seine gosse Güte, und bat ihm eine Antwort an die Frau von Lubomirsky aufzusetzen, und ihn dieselbe überbringen zu lassen. Der König schrieb folgendes Briefgen:

Beraeben Sie mir, Geliebte Prinzessin, alle Unruhe. die ich Ihnen gestiftet. Doch nein, es sollte mich verdrissen,



wofern ich Sie ihnen nicht gemacht hätte, dann alsdenn wäre mir Dero Güte gegen mich noch unbekant. Sie sollten das Vergnügen haben, mich vor Dero Rüssen die Danksagung ablegen zu sehen, wo alle Höflichkeit, die Sie mir überschrieben haben, wenn meine Heiligkeit und Bishtum selbst mich nicht einschlossen. Indes spüre ich ganz deutlich, daß ich, ohne Sie zu sehen, nicht leben kan. Es nützen als meine Leute machen was sie wollen, ich will ihnen schon davon schreiben, um mich zu Ihnen zu begeben. Sollte es mich das Leben kosten, so hätte ich es wenigstens um der schonsten Ursache willen verlohren, die auf der Welt ist.

Der Herr von Bishtum traff bey der Fürstin Lubomirsky grosse Gesellschaft an, allem er gab ihr doch zu erkennen, daß er sie insbesondere zu sprechen habe. Sie gieng also in ein geheimes Cabinet, wohin er ihr folgte. Er überlieferte ihr das Brieffgen, und sagte ihr, der König werde unfehlbar sterben, wenn sie ihn nicht besuchen würde. „Ja, (sprach sie,) wie soll ich es anfangen? Ich kan nicht zum König gehen, ich muß mich dann der Empfindlichkeit meines Gemahls und der Beurtheilung des ganzen Hofes bloß stellen. „Davor giebt es Rath, Madame, (antwortete der Herr von Bishtum,) und wann Sie nur thun wollen, was ich Ihnen vorschlagen werde, so wird niemand als der König, Sie und ich, etwas von diesem Versuch erfahren. „Wohl gut, (versetzte die Fürstin,) spricht, was soll ich thun? Steh unter dem Schein der Andacht ins Kloster begeben, (antwortete ihr der Herr von Bishtum,) zumahl ist, da wir in der Char. Woche sind, da sich viele in das Kloster zu begeben pflegen. Wenn Sie in dem Kloster seyn werden, so sollen Sie Abends um zehn Uhr heraus gehen und in eine Kutsche steigen, die ich Ihnen will herbeysühren lassen. Sie sollen alsdenn an meinem Zimmer absteigen, und ich will Sie durch eine verborgene Treppe, die ich ganz allein zu steigen pflege, in das Gemach des Königs führen. Die Fürstin hielt diesen Entwurff wohl eingerichtet, und versprochen ihm gleich des andern Tages nachzukommen. Sie verließ darauf den Herrn von Bishtum,

thum, und begab sich wieder zur übrigen Gesellschaft. Ihr Gemahl, der ihre Abwesenheit wahrgenommen fragte sie wo sie gewesen. Sie sagte ihm ohne Umstände, sie habe mit dem Herrn von Bishtum gesprochen, über einige Angelegenheit, die der König gerne dem Cardinal Primas hinterbracht hätte. Der Fürst glaubte wirklich, daß von nichts anders die Rede gewesen. Sie brachte nachgehends das Gespräch auf die Fasten-Andachten. „Was mich anlangt, (sagte sie,) ich werde nicht fasten, weil es meine Gesundheit nicht zuläßt, doch will ich mein Fleisch sonst creuzigen, indem ich nicht so oft in Gesellschaft gehen will. Zu dem Ende werde ich alle Wochen vier Tage in einem Kloster zubringen. „Jedermann bewunderte diesen heiligen Eifer, und der Herr von Lubomirsky war der erste, der seinen Beifall bezeugte.

Die Fürstin vollzog gleich den andern Tag ihren Schluß, und des Abends um zehn Uhr vollbrachte sie ebenfalls alles was sie mit dem Herrn von Bishtum verabredet. Sie gelangte glücklich zu dem Gemach des Königes, welcher mit unaussprechlicher Ungeduld auf sie wartete. Als der Herr von Bishtum sich weg gemacht hatte, setzte sich die Frau von Lubomirsky auf das Bett des Königes. Sie war nur schlecht weg angezogen, allein sie war darin so angenehm, als sie jemals gewesen. Beide Verliebten sprachen einige Zeit kein Wort mit einander. Die Fürstin sahe den König mit einer Traurigkeit an, die fastsam verrieth, daß ihr Herz in der That ihm zugehöre. Der König ward so froh darüber, daß er, nachdem er ihr vor ihre ihm ist erzeigte Gewogenheit gedanket, ihr beynabe eine viertel Stunde lang die Hand küßte, und sie beständig versicherte, er sey der glücklichste Mensch

Mensch, und weil sie ihn liebe, der größte König der Welt. „Ich halte mich vor nicht weniger beglückt, (antwortete sie,) das Herz eines so grossen Königes und so vollkommenen Menschen zu besitzen. So wollen wir uns denn beständig lieben, allerwertheester Prinz: Seyn Sie mir niemahls untreu, und der Himmel müsse mich strafen, wenn ich jemahls einen andern als Sie lieben will. „ Dismahl vergnügten sie sich mit verliebten Worten, nicht, als wenn der König nichts weiter begehrt hätte, sondern weil die Frau von Lubomirsky, die den König gesund gewünscht, seiner Genesung keine Hinderung machen wollten. Der König liess sich sprechen, daß sie ihn den andern Tag auf eben selbige Weise besuchen wolle. Es war bey nahe vier Uhr des Morgens, als sie zurück gieng. Da sie in ihr Kloster gekommen war, so wolte sie eine andächtige Seele vorstellen; sie war beständig in der Früh-Metten, nachgehends in der Messe, und alsdann legte sie sich zur nöthigen Ruhe.

Den andern und folgenden Tag gieng sie wieder in den Pallast, und als sich der König im Stand befand auszugehen, besuchte er sie in ihrem Kloster, und so brachten die beyde Verliebten die Fasten gar vergnügt zu. Nach Ostern gieng es nicht anders. Weil aber der König fortfuhr, die Frau von Lubomirsky fleissig zu besuchen, so ward ihr Gemahl darüber mißtrauisch, und setzte seine Gemahlin darüber zu Rede, die ihm aber trostig gnug antwortete. Der mißvergnügte Fürst stieß einige Reden aus, die den König beleidigten. Man verbot ihm deswegen den Hof. Er beschloß also auf seine Güter zu gehen, und seine Gemahlin mit sich zu nehmen, allein sie schlug es schlechtweg ab. Er liess sie für die Nunciatur fordern, und beehrte sie von ihr geschieden zu seyn. Weil sie nun dazu einwilligte,

so erhielt der König, der auch Theil an dieser Sache nahm, vom H. Vater die Ehescheidung, und zwar so nachdrücklich, daß sich beyde Partheyen wieder verheirathen sollten.

Als auf solche Weise alle Hinderungen unsern Verliebten aus dem Wege geräumt waren, so reisete der König nach Sachsen. Die Frau von Lobomirsky folgte ihm nebst ihren Schwestern, deren die eine an einen Pohlischen Edelmann, Herrn von Voposky vermählt, die andere aber noch ledig war, wiewohl sie bald hernach den Herrn von Glasnap, Officier unter der Chevalier-Guarde, der zwar von Adel und Verdiensten, aber nicht von Mitteln war, und sich einbildete, durch diese Heyrath sein Glück zu machen, geheyrathet. Allein er betrog sich, und sah sich endlich verbunden, so wie der Herr von Voposky, die Heyrath aufzuheben, worauf er eine andere Frau genommen.

Indem nun der König seine Herrlichkeit für den Augen seiner Geliebten aufstellen wolte, so zeigte er ihr die vornehmste Städte in Sachsen. Als er zu Wittenberg angelangt war, gieng er einige Zeit von ihr, um die Königin zu besuchen, welche seit geraumer Zeit auf dem Schloß zu Pretsch ihre Wohnung aufgeschlagen hatte, welches denn nur 2. oder 3. Meilen von dieser Stadt ablag. Die Trennung, die nur zwey Tage dauern sollte, gieng dem ungeachtet sauer ein. Die Heubste seuffzete und weinete; „Wir, (sagte sie,) ke wollen mich verlassen, zwey Tage soll ich nichts von ihnen sehen, und diese Zeit wollen sie bey der Königin zubringen? bey der Königin, welche ich abgeachtet der tieffsten Unterthänigkeit, die ich ihr schuldig bin, nicht anders, als meine Freundin ansehen kan, denn sie wußte mich hassen, weil ich ihr das vollkommenste Herz geraube. Ach wie wäre es, wenn sie mir dasselbe wieder nähme? was würde



aus mir werden? Diese eizigige Gedanchen stürzten mich in eine tödtliche Kümmeris. Urtheilen Sie selbst, mein Prinz! in welchem Zustand ich gerathen würde, wann Sie mich verließen. Es sey ferne! daß ich Sie nicht lieber sich zur Königin wieder wenden sähe, als wann Sie sich zu einer andern Neben-Buhlerin begäben, allein, ich mag Sie verlieren, wie ich will, so kan mich nichts, als mein Tod trösten. „ Der König, den diese Worte bewegten, umhalsete seine Liebste und bat sie, sich nicht über einen unmdalichen Fall zu betrüben. „ Wie könnte ich Ihnen untren werden, (sagte er zu ihr,) da ich nirgends wieder eine so vollkommene Person, wie Sie, und die mich so, wie Sie, liebet, finden könnte. Nein, nein, meine Allerliebste, Sie haben nichts zu befahren, ihre vollkommene Gaben können ihnen zur Versicherung meiner Treue dienen. „ Die Liebe des Königs beruhigte die Frau von Lubomirsky wieder ein wenig, allein sie begehrte, der König solle sein Abreise noch drey Tage verschieben. Dieser Herr, der ihr ohne das nichts versagen konnte, willigte drein, und diese Zeit brachte man mit Spielen, Balls und andern Lustbarkeiten zu, wo die Geschicklichkeit und der Pracht dieses Königes jederzeit ins Auge fiel.

Bey einem dieser Festivitäten schenckte der König seiner Maitresse ein von getriebener Arbeit gefertigtes Kästlein mit allerhand Kleinodien, und aus dem Boden lag das Diploma des Kaisers, durch welches sie zur Reichs-Fürstin unter dem Nahmen von Teschen erkläret ward. „ Wie sehr werde ich Euer Majestät nicht verbunden, (sagte sie zu ihm,) und wie soll ich immermehr meine Erkanntlichkeit beweisen? „ Indem Sie mich, wie bisher, jederzeit lieben, (versetzte der König,) Der Rang, den ihnen der Kaiser zukehrt, kommt Dero Verdiensten lange nicht bey, und denken Sie nur nicht gegen mich sich zu bedanken. Wolte Gott, ich könnte Ihnen eine Krone aufsetzen, mit Vergnügen würde ich dieselbe tragen sehen. „ Kurz, sie gaben einander tausend solche Reden, worauf sie von einander giengen, damit sie

sie wieder allein zusammen kommen könnten. Denn die Nacht hätte sie viel zu lange gedeuchtet, wenn sie dieselbe nicht beisammen zugebracht.

Des andern Tages verreisete der König nach Pretsch, woselbst ihn die Königin mit Ehrerbietung empfing. Weil aber das Herz dieser Fürstin durch die anhaltende Untreue des Königes allsehr verwundet war, so war es ihr unmöglich ihm Zeichen der Liebe zu geben, und blieb beständig in dem kaltsinnigen Wesen, das sie sich schon geläufig gemacht; wiewohl der König mit aller Aufrichtigkeit, und als ein Gemahl, der ihre Tugend und Vorzüge verehrte, mit ihr sprach.

Der König blieb nur eine Nacht zu Pretsch, und begab sich wieder zu seiner Maitresse, die er auf dem halben Weg, in einem Wald, zwischen Wistenberg und Pretsch antraff. Sie hatte ein Amazonen-Kleid an, der Rock war gelb mit einem blauen Schweiß mit Silber gestickt, welches die Leib-Farbe von Sachsen ist. Sie sahe so wohl in dieser Kleidung aus, daß sie nicht leicht eine anziehen können, die ihr vortheilhafter seyn können. Der König sagte ihr entgegen, so weit er sie sehen konnte, und als er bald bey ihr war, so stieg er aus der Kutsche. Sie wolte auch vom Pferde springen. Allein der König wolte es nicht zulassen, und küßete ihr die Hand. Sie sagte ihm hundert artige Gedanken über seine Zurückkehr und über ihr Befahren, sie möchte ein Opfer der Königin werden. Der König befahl sogleich ein Pferd vor ihn herben zu schaffen, er setzte sich darauf, und fragte seine Geliebte, ob sie nicht Lust hätte ein wenig zu jagen. Weil er nun diese Jagd anzustellen schon vorher beschloffen, also besan-

den sich seine Hand-Hande gleich bey der Hand. Die Besorgniß des Königes, es möchte dieser neuen Zärgern ein Unfall bezaugen, machte, daß er ihr nie von der Seite kam. Nachdem er ihr das Vergnügen gemacht, und einen Hirsch vor ihr hinjagen lassen, so verlor er sich mit ihr in das dickste Holz, um ihr einige Erfriskungen zu bringen. Die Hof-Leute und das Frauenzimmer wurden allerorts dieser Abwesenheit innen sie lassen sie aber ganz ruhig dieser Einsamkeit genieß'n. Sie haben nachher gesehen, daß es dem König und seiner Buhlerin angenehm gewesen, dann von diesem Tage an empfand sie Herzkoch und Erbrechen, welches sattfam zeugete, wie weit es zwischen ihnen gekommen. Sie kam mit einem jungen Herrn nieder, welcher dem Titel eines Fürsten von Teschen, und viele Aehnlichkeit mit dem Liebhaber seiner Mutter hat.

Den Tag nach dieser Jagd erhob sich der König nebst seiner Geliebten nach Leipzig, wohin die Messe dazumahl viele vornehme Fremde gezogen hatte. Die Königin begab sich auch dahin, und half dem Könige die Königin von Preussen empfangen, die sie daselbst besuchte. Die Fürstin von Teschen bewillkommnete beyde Königinnen, die sie auf verschiedene Art aufnahmen. Die Königin von Pohlen empfing sie sehr kaisinnig, und fragte sie; seit wann sie sich in Sachsen aufhalte? „Ich bin mit dem Könige hieher gekommen, (antwortete sie,) und gedachte auch bald wieder mit ihm abzureisen.“ Die Königin ärgerte sich dergestalt über diese Antwort, daß ihr die Zähren in die Augen stiegen. Sie stellte sich, als befände sie sich nicht wohl, um sich mit Manier weggeben zu können.

Die

Die Königin von Preussen erzeigte gegenwärtig der Fürstin tausend Höflichkeiten. Gleichwie aber dieselbe sich gern mit andern Leuten eine Lust machte, so hat sie den König mit ihr zu Abend zu speisen, doch ohne vieles Gefolge, weil sie vorgab, das Geräusche eines weitläuffigen Hofes sey ihr beschwerlich. „Mama, (sagte diese Prinzessin,) wo es Ihnen gefällt, so will ich die Personen ernennen, die dabei seyn sollen, und ihre Mattresse werde ich weglassen. Ich will sie gerne ohne dieselbe sehen, und sie einmal gang b-fügen. Ich weiß wohl, sie werden allezeit an sie gerenden, allein es thut nichts, ich will solche Personen erwählen, die Ihnen andere Gedanken einflößen werden, und so ist es mir auch lieber, sie gedenden an Ihre Liebste, als daß sie die ganze Zeit mit ihr sprechen.“ Der König saate, er wolle alles thun, was sie begehrte, und er lasse sie vollkommene Gewalt, die Personen zu ernennen, die ihr am angenehmsten seyn würden.

Sie li. h. also die Frauen von Königsmarck, von Lauchwitz und von Esterle, die drey abgedankten Mattressen des Königs, einladen, welche theils von ungefehr, theils in Geschäften auf einmal nach Leipzig kommen waren. Die Königin von Preussen hatte die Fürstin und die Prinzessin von Hohenzollern, und die Prinzessin Henriette von Anhalt-Desfau in ihrem Gefolge. Die junge Prinzessin von Hohenzollern war ein Ausbund der Schönheit, all in ihre grosse Jugend gab ihr eine solche unschuldvolle Mine, die gar nicht nach dem Geschmack Friedrichs Augusts war. Die Prinzessin von Dessau war zwar nicht so Regelmäßig schön, allein sie hatte doch etwas, das gefällt und einnimmt. Ihre Leibes- und Gesichtsbildung, ihre Lebens-Art und Verstand konnten nicht übertroffen werden: Ja der König sog sie

K 5

sie



sie wirklich der Prinzessin von Hohenzollern vor deren Mutter so verdrießlich ward, daß sie sehen sollte wie ihre Tochter sich nicht des Königes versichert, wie sie sich doch eingebildet, daß sie nichts anders that, als den gang'n Abend mit ihrer Tochter zanken, welche dann beständig mit Thränen in den Augen herum gieng.

Die Frau von Esterle, welcher der König ihre Verrätheren und Betrüalichkeit verziehen hatte, gab sich alle Mühe ihre Reizungen anzubringen, man sahe daß sie noch nicht alle Hoffnung verlohren, den König wieder zu sich zu bringen. Die Frau von Hauchwitz schien traurig und tiefsinnig. Die Frau von Königsmarck allein schien gleichgültig zu seyn, und mit dieser Dame scherzte auch die Königin, über die verschiedenen Wirkungen, welche die Gegenwart des Königes in dieser Gesellschaft habe.

Indes redete der König lange mit der Prinzessin von Dessau, in welcher Unterredung sie einen so starken Eindruck in das Herze des Königs machte, daß es schlechterdings bey ihr gestanden, die Fürstin von Teschen aus seinem Herzen zu verdringen. Allein diese Prinzessin antwortete auf alles, was ihr der König von Liebe prediate, mit großer Kalksinnigkeit: „Ew. Majestät, (sagte sie,) sind nicht im Stande, mich zur Königin zu machen, und wenn Sie vielleicht könnten, so werden Sie mich dieses Plazes nicht würdig achten. Allein, ich bitte auch zu glauben, daß ich mir allzuviel auf meine Geburt einbilde, als daß ich Ders Waitresse abgeben möchte.“

Während der Tafel sagte die Frau von Königsmarck zur Königin, um diß Fest vollkommen zu machen, mangette nur noch die Frau von Teschen. Die Königin gab zur Antwort, es sey ihr leid, daß sie dieselbe

selbe nicht mugebeten habe. Die Frau von Königsmarck sagte, es sey noch Zeit sie zu bekommen. Man dürffe nur nach aufgehobener Tafel tanzen und die Masquen einlassen. Ich getraue Ihrer Majestät zu versprechen, daß sie nicht ausbleiben wird. Die Königin fand diß Mittel unvergleichlich geschickt, und trug auch gleich dem König den Tanz an. Gleich ward die Music herbe geholet, und die Königin von Preussen befahl dem Hof-Fourier hinter dem König her, daß er bekannt machen solle, die Masquen könnten herein treten. Man stund von Tisch auf, und der König eröffnete den Ball mit der Königin von Preussen. Nach dem Tanze setzte er sich neben die Prinzessin von Anhalt, deren Trost ihn noch nicht müde gemacht hatte. Er redete mit solcher Lebhaftigkeit und so großem Ernst mit ihr, daß er nicht einmahl drey Masquen, die Spect-Mäuse vorstelleten, und ziemlich nahe zu ihm kamen, damit sie das, was er redete, hören könnten, gewahr ward. Eine von demselben sagte, nachdem sie einige Augenblicke zugehört, zu der Prinzessin von Anhalt: „Ach Prinzessin! was ihnen der König igo fürsagt, das sagte er noch diesen Morgen zu mir. Glauben Sie ihm ja nicht, ich bitte Sie drum: „Sa, (schrie der König ganz erschrocken,) das ist die Teschen: „Fürchtet nichts Masque! versetzte die Prinzessin von Dessau, der König mag reden, es sind nicht alle Fürstinnen so gesinnert, wie ihr.“ Hiermit stund sie auf, und der König wolte desgleichen thun. Indem ihn aber die Frau von Teschen aufhielt, so sagte sie zu ihm: Ich fliehen sie vor mir, und haben mir diesen Morgen geschworen, niemand anders, als mich zu lieben. Der König bemerkte, daß ihn die Königin von Preussen beobachte, und gerieth also über diese Scene in halbe Verzweiflung.

„Um Gottes willen, Madame, (sagte er zu ihr,) lassen Sie uns den Fremden nicht zum Gelächter werden. Man beobachtet uns. Gehen Sie nach Hause, ich will nachkommen, und Sie sollen sehen, daß ich Sie beständig liebe.“

Die Frau von Teschen, welche nun wieder etwas versicherter war, gieng fort, und der König machte schon Anstalt ihr nachzufolgen, allein die Königin von Preussen ward es innen, und weil sie sich nun vorgenommen, sich an diesem Tag, zum Verdruß der Buhlerin des Königs, lustig zu machen, so schlug sie dem König vor, Contre Tances zu tanzen. Sie machten, daß dieselben lange währten, nachgehends unterredete sie sich mit ihm von tausenderley Dingen, sie scherzte über seine Liebhabereyen und über seine Unbeständigkeit, und indem sie that, als habe sie die Frau von Teschen nicht wahrgenommen, sagte sie, sie sey recht ungeduldig über sich, daß sie dieselbe nicht zur Abend-Tafel gezogen habe. „Die gute Frau, (sprach sie,) stirbt vielleicht vor Umrath während der Zeit, als ich mit Ihnen spreche, und Ihre Majest. sollten derselben auch sagen lassen, daß ich Ew. Majest. aufhalte, daß sie nicht kommen könnten, sie um Entschuldigung zu bitten, weil sie diesen Abend die junge Prinzessin von Dessau schöner befunden, als sie.“ Diese Scherzreden brachten den König in einige Unordnung, er suchte so viel möglich darauf zu antworten, allein was er sagte, zeugte nur desto lebhafter von seiner Verwirrung. Zemehe er nun dieselbe verrieth, desto mehr setzte die Königin in ihn. „Meine Unbeständigkeit, Madame, (sagte er endlich,) muß mir etlicher massen verziehen werden. Wenn ich eine Gemahlin, ich darf nicht sagen, eine Maitresse hätte, wie Ew. Maj. so versichere ich, meine Freunde sollten mir gewiß keine Leichtsinngkeit vorwerfen.“ „Ach wenn Ew. Maj. mir solche Discoursen halten wolten, (antwortete die Königin,) so will ich diesen Augenblick nach der Frau von Teschen schicken. Allein es ist wahr, das würde umsonst seyn,

seyn, es fängt an Tag zu werden, die Spect. Mäße liegen nicht mehr; kommt her, kommt her Prinzessin, (rief sie den Prinzessin von Dessau,) in dem Augenblick sieht mich der König von Pohlen für euch an.“ Mit allen diesen Discoursen und unterschiedenen ähnlichen hielt sie den König bis gegen sieben Uhr des Morgens auf.

Darauf verfügte er sich zur Frau von Teschen, die er in solchen Zustand antraff, der ihn zum Mitleiden bewegte. Sie saß und zerfloß so zu reden in Thränen. Ihre Schwestern waren bey ihr und suchten sie aufzurichten, allein sie hörte sie nicht an, und fand in ihrer Verzweiflung den einzigen Trost. Der König gerieth in so zärtliche Bewegung, daß er, nachdem er sie tausendmahl um Verzeihung gebeten, ihr die Hand geküßt. Sie sahe ihn zärtlich an, und sprach: „Ey, wie elend würde ich seyn, mein König, wenn Sie sich nicht über mich erbarmeten.“ Der König erzählte ihr seine Gründe; Er beschwerte sich über die Königin von Preussen, auf die er alle Schuld schob, und sagte, der Prinzessin von Dessau habe er nur solche Wahrheits aus langer Weile vorgeschwärzt. Weil man nun dasjenige überhaupt leicht glaubet, was man wünschet, so glaubte auch die Frau von Teschen den Worten des Königs. Die beyden Verliebten versöhnten sich wieder, und giengen endlich vollkommen vereinigt auseinander.

Der König hatte sich indeß in der That durch die Vorzüge der Prinzessin Henriette von Dessau einnehmen lassen, und sahe daher ihre Abreise mit großem Mißvergnügen an. Als die Königin von Preussen sahe, daß er tieffinnig war, so sagte sie zu ihm mit der lustigen Mine, die ihr natürlich war, sie wolte ihm rathen, die Lust zu verändern. „Ich versichere Sie, (sagte sie



sie zu ihm,) Sie sollten mit mir nach Oranienbaum kommen, woselbst ich mich einige Tage bey der vermittelten Fürstin von Anhalt aufzuhalten gedente. Daseibst wären Sie etwas freyer. Eine Gemahlin und drey bis vier Maitressen, die Sie hier allseits zu beobachten haben, können Ihnen nichts anders als viele Beschwerlichkeiten machen. „

Der König nahm den Vorschlag an, und daß die Fürstin von Teschen nichts dagegen einzuwenden habe, so überredete er sie, daß ihn wichtige Staats-Angelegenheiten zu dieser Reise antrieben, und mußte er sich insgeheim mit dem König von Preussen besprechen. Er bat sie, zu Dresden auf ihn zu warten, woselbst er ihr in wenig Tagen einzutreffen, versprach. Diese Trennung betrubte die Frau von Teschen ungemein, allein der König that ihr so treffliche Vorstellungen, daß diese Reise unumgänglich nöthig sey, und schwur ihr so vielfältig, daß er sie wieder mit einem getreuen Herzen empfangen wolle, daß sie endlich ihre Einwilligung gab.

Der König reiste denn zu dieser kleinen Reise ab, und kam in wenigen Stunden zu Oranienbaum an. Die Prinzessin Henriette, die sich heimlich über diese Ankunft erzürnete, empfing ihn mit ungemeiner Raksinnigkeit. Sie vertraute der Fürstin, ihrer Frau Mutter alles, was ihr der König gesagt hatte, und bat sie, sie möge erlauben, daß sie unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit, in ihrem Zimmer bleibe. „Nein, meine Tochter, (antwortete die Fürstin,) man würde es bald einsehen, daß die Krankheit erdichtet sey, und überdis hege ich allzuante Meyn. ngen von euch, als daß ich mir einbilden sollte, es sey nichts übrig, als Euch zu verbergen, um Euch zu verwahren, daß ihr nicht in eine Reigung wärget, die Euch allezeit schimpflich ist. „

Die Prinzessin Henriette sahe sich also genöthiget,

get, hervor zu kommen, sie mußte sich aber allezeit so weit vom König weg zu spielen, daß er ihr nichts insgeheim sagen konnte, wiewohl er die vier Tage, die er sich zu Oranienbaum aufhielt, alle Gelegenheit aufsuchte. Er reiste endlich wieder von dannen, und zwar an eben dem Tag, da die Königin von Preussen nach Berlin zurück kehrte. Die Frau von Teschen spürte bey seiner Wiederkunft eine unermessliche Freude, weil sie, ungeachtet der Eidschwüre des Königs, in beständiger Furcht geschwebet, sie würde ihn nicht mehr zu Gesichte bekommen. Die erstern Tage verstrichen unter allerhand Liebes-Bezeugungen; als sie aber gewahr ward, daß sich unterschiedene Schönen bemüheten das Herz des Königs von ihr abzu ziehen, und ihr die Unbeständigkeit desselben bekannt war, so verfiel sie wieder in ihre Unruhe. Sie konnte es nicht mehr in Dresden aushalten, sie sahe es vorher, der König werde ihr entgehen, wosfern er da bleibe, daher brachte sie es so weit, daß er nach Pohlen zurück gieng, woselbst der mit Schweden angefangene und mit schlechtem Fortgang geführte Krieg seine Gegenwart ohne das zu erfordern schien.

Die Geschäfte, die der König in Pohlen fand, und der Feldzug, dem er in Liefand beywohnete, trenneten ihn auf einige Zeit von seiner Geliebten. Diese Abwesenheiten waren ein besonderes Glück vor seine Maitresse. Solange dauerten sie nicht, daß er sie vergeffen können, und wärgeten doch so lange, daß sie bey dem König das Verlangen entzündeten, sie wieder zu sehen, und ihren Gesprächen einen Schein neuer Reigungen gaben. Die Frau von Teschen genoß also die Gunst des Königs verschiedene Jahre in ziemlichet Ruhe,

Ruhe, sie wendete dieselbe auf die Befestigung ihres Glückes, damit sie dereinst ihren Fall mit Gedult ertragen könne.

Nachdem der gewöhnliche Jammer des Kriegs den König genöthiget in Sachsen neue Quellen seiner Erholung zu suchen, so ließ er die Frau von Teschen zu Warschau. Damahls wurden nicht mehr so häufige Thränen vergossen. Sie war solche Trennungen schon gewohnt, und die Lebhaftekeit, in der das größte Vergnügen einer neu-entstandenen Liebe besteht, war verschwunden. Als der König zu Dresden angekommen, so suchte er nur seinen Verdruß zu besiegen. Er hielt Gesellschaften, in welchen die Schwelgereyen (teutsch zu reden) ziemlich hoch getrieben wurden. In einer solchen Gesellschaft, die eben damahls aus lauter Manns-Personen bestand, fiel man einst im Gespräch auf die Buhlerinnen, die ein jeder hatte. Jedermann erhub die Seinige, und prelese lauter Wunder an ihr. Der Herr von Hoym, Staats- und Cabinets-Minister, der dieser Gesellschaft beynahete, sagte, er habe keine Buhlerin, allein er habe eine Frau, die er als eine Buhlerin liebe, und die tausendmal Liebenswürdiger sey, als alle, davon sie solch Wesen machten. Weil ihm nun der Wein den Kopff warm machte, so schilderte er seine Ehegattin so umständlich ab, daß ihn auch der geschickteste Buhler nicht übertreffen sollen. Dem König war bekant, daß er aus Eifersucht seine Frau auf ein Land-Gut versteckte, darum sagte er, er glaube nicht, daß das, was er von seiner Frau beybrachte, wahr sey; Er rede mit ein Mann, der kaum drei Monathe geheirathet, und also noch in seine Frau verliebt sey, und wann die Frau von Hoym

Hoym so schön wäre, als er sagte, so hätte man mehr in der Welt von ihr geredet. Der Fürst von Fürstenberg behauptete dasselbige, und setzte hinzu, er wette tausend Ducaten, daß wann die Frau von Hoym bey Hof erschiene, so würde sie niemand so beschaffen finden, wie er sie beschreibe. Der Herr von Hoym nahm die Wette an, und der König erbot sich, Schiedsmann zu seyn. Man nöthigte den Herrn von Hoym, an seine Gemahlin zu schreiben, sie solle unverzüglich nach Hofe kommen. Auf der Stelle ward ein Bedienter mit dem Briefe fortgeschickt, und damit sich der Herr von Hoym nicht anders besinnen möge, so trunck man ihm so herkhast zu, daß der gute Mann nicht wußte, wo er war. Man ließ ihn endlich wegtragen, und auf sein Ohr legen. Den andern Tag war er nicht wenig bestürzt, als er bey dem Erwachen seine Frau ankommen sah. Es reuete ihn genug, daß er sie kommen lassen, ja er hätte sie auf der Stelle zurück geschickt, wenn er nicht befürchtet, man möchte ihn gar zu sehr mit seiner Eifersucht auslachen.

Weil die Königin damals in Dresden war, so machte die Frau von Hoym ihre Aufwartung bey derselben. Der König und die übrigen, die die Wette eingegangen, befanden sich bey der Königin, und mußten gestehen, der Herr von Hoym habe nicht zu viel gesprochen, indem er die Schönheit seiner Gemahlin gerühmet. Der König verdamnte also den Fürsten von Fürstenberg, die tausend Ducaten zu bezahlen. „Ich sehe wohl, antwortete der Fürst in Scherz, ich muß mich entschließen die Seigen zu bezahlen, wann ein Boyesät tangen wollen.“ Der König hatte den Fürsten lieb, drum sagte er zu ihm: Er sollte nur die tausend Ducaten an den Herrn von Hoym entrichten, und zehn tausend



Ruhe, sie wendete dieselbe auf die Befestigung ihres Glückes, damit sie dereinst ihren Fall mit Gedult ertragen könne.

Nachdem der gewöhnliche Jammer des Kriegs den König genöthiget in Sachsen neue Quellen seiner Erholung zu suchen, so ließ er die Frau von Teschen zu Warschau. Damahls wurden nicht mehr so häufige Thränen vergossen. Sie war solche Trennungen schon gewohnt, und die Lebhafteit, in der das größte Vergnügen einer neu-entstandenen Liebe besteht, war verschwunden. Als der König zu Dresden angekommen, so suchte er nur seinen Verdruß zu besiegen. Er hielt Gesellschaften, in welchen die Schwelgereyen (teutsch zu reden) ziemlich hoch getrieben wurden. In einer solchen Gesellschaft, die eben damahls aus lauter Manns-Personen bestand, fiel man einst im Gespräch auf die Buhlerinnen, die ein jeder hatte. Jedermann erhub die Seinige, und prelese lauter Wunder an ihr. Der Herr von Hoym, Staats- und Cabinets-Minister, der dieser Gesellschaft beywohnete, sagte, er habe keine Buhlerin, allein er habe eine Frau, die er als eine Buhlerin liebe, und die tausendmal Liebenswürdiger sey, als alle, davon sie solch Wesen machten. Weil ihm nun der Wein den Kopff warm machte, so schilderte er seine Ehegattin so umständlich ab, daß ihn auch der geschickteste Buhler nicht übertreffen sollen. Dem König war bekant, daß er aus Eifersucht seine Frau auf ein Land-Gut versteckte, darum sagte er, er glaube nicht, daß das, was er von seiner Frau beybrachte, wahr sey; Er rede mit ein Mann, der kaum drey Monathe geheirathet, und also noch in seine Frau verliebt sey, und wann die Frau von Hoym

Hoym so schön wäre, als er sagte, so hätte man mehr in der Welt von ihr geredet. Der Fürst von Fürstenberg behauptete dasselbige, und setzte hinzu, er wette tausend Ducaten, daß wann die Frau von Hoym bey Hof erschiene, so würde sie niemand so beschaffen finden, wie er sie beschreibe. Der Herr von Hoym nahm die Wette an, und der König erbot sich, Schiedsmann zu seyn. Man nöthigte den Herrn von Hoym, an seine Gemahlin zu schreiben, sie solle unverzüglich nach Hofe kommen. Auf der Stelle ward ein Bedienter mit dem Briefe fortgeschickt, und damit sich der Herr von Hoym nicht anders besinnen möge, so trunck man ihm so herkhast zu, daß der gute Mann nicht wußte, wo er war. Man ließ ihn endlich wegtragen, und auf sein Ohr legen. Den andern Tag war er nicht wenig bestürzt, als er bey dem Erwachen seine Frau ankommen sah. Es reuete ihn genug, daß er sie kommen lassen, ja er hätte sie auf der Stelle zurück geschickt, wenn er nicht befürchtet, man möchte ihn gar zu sehr mit seiner Eifersucht auslachen.

Weil die Königin damals in Dresden war, so machte die Frau von Hoym ihre Aufwartung bey derselben. Der König und die übrigen, die die Wette eingegangen, befanden sich bey der Königin, und mußten gestehen, der Herr von Hoym habe nicht zu viel gesprochen, indem er die Schönheit seiner Gemahlin gerühmet. Der König verdamnte also den Fürsten von Fürstenberg, die tausend Ducaten zu bezahlen. „Ich sehe wohl, antwortete der Fürst in Scherz, ich muß mich entschließen die Seigen zu bezahlen, wann ein Wajersat tangen wollen.“ Der König hatte den Fürsten lieb, drum sagte er zu ihm: Er sollte nur die tausend Ducaten an den Herrn von Hoym entrichten, und zehn tausend

von seinem Zahlmeister dagegen in empfang nehmen: Der Fürst küßte ihm die Hand und dankte demselben für seine Gnade. Er bezahlte seine Schuld und empfing dagegen das Geschenk des Königs.

Ehe ich mich nun in diese Geschichte einlasse, so halte ich vor rathsam, die Frau von Hoym nach ihrer Beschaffenheit abzuschildern; und einige besondere Dinge, die sie betreffen, zu erzählen. Die Person, die sie am Sächsischen Hofe vorgestellt, ist wohl werth, besonders erkannt zu werden.

Sie hatte ein längliches Gesicht, eine wohlgestaltete Nase, einen kleinen Mund, vollkommen schöne Zähne, große, schwarze, blinkende und süßlindige Augen, alle ihre Züge waren zärtlich, ihr Lächeln reizend und vermögend, die Liebe in dem innersten der Herzen zu erwecken. Ihre Haare waren schwarz, Schoos, Busen, Hände und Arme trefflich gebildet, die Farbe ungemein natürlich, ordentlich aber, weiß und roth. Ihre Leibes-Bildung konnte als ein Meisterstück angesehen werden. Ihre Mienen waren majestätisch, und sie tanzte in der größten Vollkommenheit.

Ihre Gemüths-Beschaffenheit war nicht allerdings so trefflich. Sie hatte einen lebhaften und scherzenden, aber nicht so gründlichen Verstand. Sie war eben nicht gar zu aufrichtig, nicht immer einerley gesinnt, höflich gegen die, von welchen sie glaubte, daß sie die Hochachtung, die ihr, ihrer Meynung nach, außerordentlich gebührte, vor sie hegten, ungemein trösig, gegen die, so sich ihr zu widersehen unterstanden, eigenmächtig, doch dabey freigebig und erkenntlich vor erzeigte Wohlthaten. In ihrer Rache unversöhnlich. Was sie wolte, mußte geschehen, und gleichwohl wolte sie nicht

nicht allezeit das Beste. So sehr man aber auch gegen sie eingenommen worden; so mußte man doch, wenn sie zu gefallen suchte, Liebe zu ihr bekommen. Sie hatte angenehme, sie hatte verhasste Manieren an sich. Da war nichts, was sie nicht aus Geld- und Ehrgeiz unternommen hätte. Als sie die Maitresse des Königs war, so wandte sie alle Sorgfalt dahin, daß dieser Herr nicht in Ruhe blieb, welche ihr gefährlich schien. Ueberdies that sie nicht allzuspröde gegen diejenige, die ihre Lockungen gekirt hatten, damit sie sich nicht von ihr entfernen möchten. Sie unterhielt sich allezeit einige Schlacht-Opfer, die sie der Eifersucht des Königs opfern konnte. Die Eifersucht wußte sie zu erregen, zu unterhalten, und zu unterdrücken, wie sie es für gut befand. Ihr größtes Kunststück bestand darin, niemand weiß zu machen, daß sie die Beförderung ihres Eigen-Ruhms zum Zweck habe. Ihren Vortheil versteckte sie allezeit hinter den Nutzen des Königs. Sie bediente sich des Vorwands, daß sie große Festivitäten und Schau-Spiele liebe, damit er immer etwas zu thun hätte. Dieser Prinz meynte sich Creaturen zu machen, indem er häufige Gnaden-Bezeugungen austheilte, allein, eben dieselbe befestigten die Macht der Frau von Hoym, welche ungeachtet der großen Klugheit Friedrichs Augusts von den Bedienten derer, die sie erhielten, den Ausspruch allein that. Wann also der Unterthan eine neue Ehren-Stelle erhielt, oder mit königlicher Gnade überhäuft ward, so stand er immer in den Gedanken, er sey es der Frau von Hoym schuldig. Ungeachtet man sich nun vielfältig gegen sie verband, und ihr die Staats-Bedienten feind waren, so erhielt sie sich gleichwohl



neun Jahre in seiner Gnade, und man kan sagen, daß sie diese Zeit über Pohlen und Sachsen unter ihren Füßen gehabt.

Die Frau von Hoym war von Herkommen, aus dem Holsteinischen gebürtig, und der Prinzeßin von Wlen nach Wollffenbüttel gefolget, als sie den Erb-Prinzen von Braunschweig-Wollffenbüttel heyrathete, und an diesem Hofe heyrathete sie auch der Herr von Hoym. Dieser Minister suchte lange Zeit eine Frau, wolte aber keine Sächsin, weil er ein Sachse war, Er pflegte zu sagen, sie seyn gar zu galant und kostbar. Er verlangte eine schöne, fluge und haus-hältische Frau. Einer seiner guten Freunde, der von Wollffenbüttel zurück kam, sagte ihm, er werde alle diese Eigenschaften bey der Fräulein von Bruchsdorff, Staats-Frauenzimmer bey der Erb-Prinzeßin von Wollffenbüttel, antreffen. Der Herr von Hoym glaubte ihm, und reisete nach Braunschweig, unter dem Vorwand, die Messe zu besuchen, in der That aber die Fräulein von Bruchsdorff zu sehen. Er fand sie wirklich beschaffen, wie man sie abge schildert, so, daß er sie auch zur Ehe begehrte. Indem er nun eine Person von Stand und grossem Vermögen war, überdis eine ansehnliche Stelle am Sächsischen Hofe bekleidete, so ward er geneigt angehört, und durfte nicht lang umsonst stehen. Als die Heyrath vollzogen war, so nahm er seine Gemahlin mit sich auf seine Güther, woselbst er sie so lange lassen wolte, bis der König nach Pohlen zurück gegangen wäre. Weil man aber seinem Schicksal schwerlich entrinnen kan, so mußte er auch aus Unvorsichtigkeit bey dem Könige von ihr sprechen, er mußte sie, wie bereits gedacht worden, nach Hofe

Hofe kommen lassen, woselbst denn jene Austheilerin des Glücks und des Unglücks gar bald ein besonderes Auge auf sie warff.

So bald sie der König das erstemal gesehen, ward er über ihre Schönheit entzückt. Er fand eine Mutterkeit des Geistes an ihr, die er gerne an seinen Maitreffen sahe. Mehr war nicht nöthig, ihn verliebt zu machen. Seine Neigung zu der Frau von Teschen bekämpfte einige Zeit seinen Trieb zur Frau von Hoym. „Doch, (sprach er bey sich selbst,) das wird mir eine kleine Galanterie werden, und ich werde die Frau von Hoym vergessen, so bald ich sie nicht mehr vor Augen haben werde.“ Er meynte mit leichter Mühe über sie zu triumphiren, als er aber anfang von Liebe mit der Frau von Hoym zu reden, so fand er nicht so viel Leichtsinigkeit an ihr, als er sich eingebildet. Niemals ist ihm die Erlangung einer Maitresse theurer zu stehen kommen, und er mußte so zu reden, Sorge, Fleiß und Geld erschöpfen. Allein dieser ihr Widerstand vermehrte nur bey ihm die Begierde zu überwinden. Als endlich die Frau von Hoym sich des Herzens des Königes versichert zu haben, glaubte, so gab sie nach, und endlich ergab sie sich mit solchen Bedingungen, die ihr eine unumschränkte Herrschaft über das Herz Friedrich Augusts verstateten. Es versprach dieser Prinz auf ewig der Fürstin von Teschen zu entsagen. Ihre Ehe mit dem Herrn von Hoym vernichten zu lassen; Ja er verband sich durch einen mit eigener Hand geschriebenen Schein, daß im Fall die Königin versterben sollte, so wolle er der Frau von Hoym ihre Stelle einräumen, und die Kinder, die so wohl vor als nach ihrer Vermählung würden gebohren werden, solten als

echt:

rechtmäßige Prinzen von Sachsen erkannt werden. Und überdiß alles erhielt sie sich eine Zährliche Pension von hundert tausend Thaler aus.

Auf diese Bedingungen übernahm die Frau von Hoym den Titel einer Maitresse des Königs. Damit sie aber der Herr von Hoym keiner Undankbarkeit und Verrätheren beschuldigen könnte; so gieng sie selbst zu ihm und eröffnete ihm den Entschluß, den sie gefaßt habe, ihn zu verlassen. Sie trat einsmal des Morgens in sein geheimes Schreib-Zimmer und sagte zu ihm:

„Mein Herr, ich komme hieher, ihm, für alle mir bisher erzeigte Güte zu danken, und ihn zu versichern, daß ich mich allezeit derselben erinnern werde. Allein ich komme auch, damit ich ihm eröffnen möge, daß, weil die Sympathie, die der Grund glücklicher Ehen ist, sich nicht bey uns findet, ich Vorhabens sey, mich von ihm zu trennen. Mein Herr, der König liebet mich, und ich läugne nicht, ich bin willens, die Ehre anzunehmen, die er mir hierin erweist. Indes aber möchte ich ihm nicht gerne Ursache über mich zu Klagen geben, darum schlage ich ihm eine Ehescheidung vor, welche, da sie uns beyderseits in Freyheit setzt, seine Ehre in Sicherheit stellen kan. Dis ist der Vorschlag, den ich ihm für den zuträglichsten halte, wann er ihn gutwillig annimmt, so versichere ich ihm meine Freundschaft, und werde ich, so viel mir möglich ist, sein Glück zu befördern trachten. Wann er mir gegentheils Verdruß machen wird, so wird er mir doch zu keinem andern Entschluß bringen, und er wird mich selbst nöthigen, die Verbundenheit zu vergessen, womit ich ihm zugethan bin, damit ich mich desto besser erianern könne, daß er mein Glück zu hindern getrachtet habe.“

Man kan sich unmöglich alle Beschränkung vorstellen, die dem Herrn von Hoym bey diesem Complimente befiel. Er wolte kläglich thum, er wolte sie auspußen, allein, seine Gemahlin fiel ihm in die Rede und sagte: „Es ist mir alles bekannt, mein Herr, was er mir sagen kan, er darff alle die Mühe sparen, meinen Entschluß zu bestreiten, welchen nichts vernichten kan. Er erkläre sich, wenn es ihm beliebt,

beliebt, und gebe mir seine endliche Meynung zu erkennen, damit ich mich darnach richten kan.“

Der Herr von Hoym den seine Gemahlin so sehr überreilete, die er so heftig liebte, und so wunderbarlich zu verlieren auf dem Sprung stand, empfand in seinen Herzen alle Bewegungen, welche Verdruß, Zorn und Verweissung erregen können. Er lief mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab, er hub Augen und Hände gen Himmel, und stellte sich recht wehmüthig an. Die Frau von Hoym erwartete indes seine Antwort in völliger Gelassenheit, als sie aber sahe, daß er kein Wort sprach; so fuhr sie fort: „Ich sehe wohl, mein Herr, er hat nicht viel Entschlossenheit, und daß ich ihm Zeit lassen muß, daß er überlegen kan, was er zu thun hat. Ich ersuche ihn nur, beständig zu gedenken, daß er ego sein Glück und Unglück selbst in Händen hat.“ Und damit gieng sie von ihm, ohne seine fernere Antwort abzuwarten.

Der Herr von Hoym blieb in einer Bekümmerniß, die sich nicht beschreiben läßt. Er quälte sich selbst bald stund er auf, bald setzte er sich nieder, und war dermaßen niedergeschlagen, daß er nicht wußte, wezu er sich entschließen sollte. Sein Geist, der allezeit eine gewisse Stärke behielt, ward nicht sowohl deswegen unruhiget, daß er dem König zum Neben-Buhler haben sollte, als vielmehr darüber, daß die Frau von Hoym den König selbst mit solcher Zärtlichkeit liebte. „Ach treulose Weibs Person, (schrie er überlaut,) weßwegen hast du mich gehentrathet, weßwegen hast du mich Liebe bezeuget! Hast du mir nur darum deine Treue versprochen, daß du mich betrügen und zum unglücklichsten Manne machen könntest.“

Der Herr von Vitzthum traf ihn in solcher Bewegung des Geistes an. Dieser Günstling des Königs besuchte ihn auf ausdrücklichen Befehl, und



sagte zu ihm: Se. Majestät sehe gern, daß er der Frau von Hoym absage, und seine Einwilligung gebe, daß ihre Ehe aufgehoben würde. Er versicherte ihn, der König werde ihm diese Gefälligkeit schon zu vergelten wissen; wenn er im Gegentheil eigensinnig seyn, und sich einer Sache widersetzen wolle, die er nicht würde hintertreiben können, so würde der König allezeit eine Empfindlichkeit behalten, deren Würkungen er über kurz oder lang gewahr werden würde. Weil nun der Herr von Hoym sahe, wie starck man auf ihn dringte, so gab er in diese Forderung seinen Willen, und bat sich nur zur einzigen Gnade die Erlaubniß aus, sich auf einige Zeit von Hofe begeben zu dürfen, welches auch Se. Majestät zustund.

Nachdem Bischof dem König die Antwort des Herrn von Hoym zurück gebracht, ließ dieser Prinz voller Freude nach seiner Maitresse, und verkündigte ihr diese angenehme Zeitung. „So bin ich nun die übrige, Gnädigster König, (sprach sie.) Mein Glück müsse beständig währen!..“ Sie erwies dem Herrn von Bischof tausenderley Höflichkeiten, und versicherte ihm, sie werde die ihr so geleisteten Dienste niemals vergessen. Sie verehrte ihm eine goldene mit Diamanten besetzte Dose, und bath ihn, dieselbe als ein geringes Zeichen ihrer Erkanntlichkeit anzunehmen. Der König verlangte dieselbe zu sehen, machte sie auf, und als er das Portrait der Frau von Hoym darin fand, so küßte er es, und sagte: „Rein, nein, Bischof, das ist zu schön vor dich, und niemand als ich muß dieses Gemälde haben. Laß du mirs, und sey zufrieden mit den zwanzig tausend Thalern, die ich dir dagegen verehere..“

Hierauf ward das Dresdner Consistorium zusammen

sammen beruffen, der Herr und die Frau von Hoym erschienen durch einen Procurator vor demselben, und begehreten, daß ihre Ehe vernichtet würde. Ihre Gründe schienen diesem Gerichte wichtig, so daß selbst ihre Heyrath aufgelöst, indem es beiden Theilen erlaubte, sich wieder zu verehlichen. Der König bestätigte diesen Ausspruch, welcher denn auch noch diesen Tag an die Kirch-Thüren angeschlagen ward.

Die Frau von Hoym legte darauf ihren bisherigen Rahmen nieder, und ließ sich Frau von Cosel nennen, weil sie nun ehrgeizig war, so suchte sie einen Titel, und der König ließ sie vom Kaiser zur Reichs-Gräfin machen. Diese Ehre brachten ihr viel Aufwartungen, aber auch viele Mißgunst zuwegen.

Weil nun der König durch diese Ehescheidung in vollkommene Freyheit gesetzt ward, seine Galanterien zu treiben, und zur Erfüllung seiner Neigung den Ausbruch derselben nicht unterdrücken durfte, so trieb er dieselbe frey und öffentlich. Er wies der Frau Gräfin von Cosel ein Haus neben seinem Pallast an, dergestalt, daß er durch einen bedeckten Gang, den er anlegen ließ, zu ihr kommen, und von niemand beobachtet werden konnte. Einige Zeit darnach ließ er ihr einen Pallast bauen, und Zimmer vor alle Jahreszeiten anlegen. Einige mit Marmor ausgekleidet, waren für den Sommer, andere getäffelt, eingelegt, und mit dem kostbarsten Chinesischen Laque als ein Spiegel geglättet, für den Winter; Er wandte zweimal hundert tausend Thaler an beweglichen Hausrath, und wer nun hinein kam, der glaubte ein Zauberswerk vor Augen zu haben. Da sahe man nichts als Gefäße von getriebener Arbeit, Geschirre von Cry-

stall, Gemähle, Bettstätten von Brocad mit gestickter Arbeit, alles war von vollkommenen und besondern Geschmack, daß nichts vorhanden war, das nicht ein Muster in seiner Art abgeben könne.

Da nun die Frau von Cosel gewahr ward, wie hoch sie angeschrieben sey, so trachtete sie vor allen Dingen diejenigen von der Person des Königes zu entfernen, welche sie in Verdacht hatte, daß sie ihr unwillig seyn. Der Cansler Reichling war der erste, den sie ihrer Herrschsucht aufopfferte. Er hatte sehr frey gesprochen und dem Könige vorgestellt, daß die Summen, die er an sie wende besser angewendet werden könnten. Das war hinlänglich genug, um ihm schuldig zu befinden, sie beschuldigte ihn übler Anwendung, ja gar Veraubung der öffentlichen Gelder. Der König ließ ihn in Verhaft nehmen, und nach Königsstein führen, und zog ihm alle seine ansehnliche Güter ein. Durch dieses heftige Verfahren setzte sich die Frau von Cosel in grosses Ansehen, und legte ein öffentliches Zeugniß ab, wie es so gefährlich sey, ihr auf den Fuß zu treten.

Nach dem Fall des Canslers von Reichling war der Herr von Vigarum der einzige Günstling oder vielmehr Liebes-Rath des Königes, denn sonst mischte er sich in keine Geschäfte. Dieser Liebling war groß, wohl gewachsen, von angenehmer Gesichtsbildung und von edlen Lebens-Ärten, er war willfährig, demüthig, redsprächig und redlich. Er verehrte den König als seinen Herrn, und liebte ihn zugleich als seinen Freund.

Der Fürst von Fürstenberg und der Feld-Marschall, Graf von Flemming, waren zwar auch in beson-

sonderer Gnade. Allein alle, welche sowohl aus Staats-Angelegenheit als aus Gnade den Zugang bey dem Könige hatten, konnten ihn anders nicht erhalten, als wenn sie sich unter das Joch der Frau von Cosel schmiegeten. Sie regierte mit unumschränkter Gewalt, und kan man wohl sagen, daß sie den König und den Staat in ihrer Hand gehabt.

Indem aber der Hof seine Knie für ihr beugete, so hatte ein Lutherischer Prediger so viel Herrschafftigkeit, sie auf öffentlicher Cansel anzugreifen. Er veralich sie mit der Bathseba, und daß kein Mensch ihre Person verfehle, so mahlte er sie so natürlich ab, daß ihm der künstlichste Mahler nicht gleich kommen sollen. Sie erfuhr es, und erhub bittere Klagen, sie begehrte ausdrücklich, der Prediger müsse über solche Freyheit nachdrücklich gestrafft werden. Der König aber, welcher niemals ein Liebhaber von Gewaltthätigkeiten gewesen, und der bey sich selbst gestund, die Vergleichung des Prediger sey richtig, war nicht so gefällig ihren Willen zu thun, er saate ihr vielmehr; alle Sonn- und Festtage hätten die Prediger eine Stunde, in der sie recht hätten, alles zu sagen was sie wolten, da müsse man sie reden lassen, wenn sich aber außer dem einer in den Kopf setzte, ihr die schuldige Ehrerbietung zu versagen, oder übel von ihr zu sprechen, so wolle er ihm straffen, wie er es verdiene.

Als indessen der König nach Vohlen reisen sollte, so bat er die Frau von Cosel, zu Dresden zu verbleiben, sie aber fürchte viel zu sehr, ihn zu verlieren, als daß sie ihn allein reisen lassen sollte. Sie antwortete ihm also; nichts als der Tod könne sie von ihm scheiden, und endlich mußte er sich entschliessen, sie mitzunehmen.



Da aber die Frau von Teschen erfuhr, daß der König nach Warschau zurück kam, und die Frau von Cosel bey sich habe, so verließ sie diese Haupt-Stadt, und begab sich zum Cardinal Primas, ihrem Oheim, in dem festen Entschluß, den Haß dieses Prälaten wider Friedrich Augusten nach allen Kräften aufzublasen. Allein diese Rachgierde wich völlig von ihr, nachdem sie den Brief empfangen, den ihr der König geschrieben. In demselben führte er ihr die ehemalige Liebe zu Gemüthe, und schrieb benläufig so viel:

„Madame, ist es möglich, daß der Haß sich in die Stelle der Liebe setzen kan? Was mich betrifft, so hege ich noch immer die Hochachtungs- und Freundschafts-volle Gedanken vor sie, welcher der Grund dauerhafter Verbindungen sind, und ich bin vollkommen bereit, in allen Dingen Dero Vergnügen zu befördern. Sollten sie anders gegen mich gesinnt seyn können, sie, deren gütiges Herze mir bekannt ist, sie, die sie mich geliebet haben, sie, die sie mir beständig Gedanken der Großmuth eingegeben haben? Sollten sie sich wider mich vor einem König einlassen können, der ihnen unbekant ist, und der nicht weiß, wie sehr man das schöne Geschlecht verehren muß? Nein, Madame, ich kan das nicht glauben. Das sämtliche Frauenzimmer, ich schmeichle mir damit, wird sich meiner gegen sie annehmen, und würde ihnen sehr verdanken, daß sie den Vortheil eines solchen Königs, dem Augen eines Prinzen vorzuziehen, der sie bewundert jederzeit hat. So unterstützen sie also meine Sache bey dem Cardinal Primas, ihrem Herrn Oheim, und machen, daß er nicht von der Treue abweicht, die er mir versprochen hat, daß er auf meiner Seite bleibt, und mir einen rühmlichen Frieden erhalten; vor ein Volk, dessen größte Zierde in Dero Person bestehet, und vor einen König, dem auch sein häufiger Verdruß das Andenken Dero ehemaligen Liebe nicht aus der Seele verdrängen kan.“

Diesen Brief schickte der König durch einen Edelmann an die Frau von Teschen, sie konnte ihn ohne häufige Thränen nicht überlesen. Sie vergaß mit

eins

einmal die Untreue des Königes, und erinnerte sich sonst an nichts, als daß sie ihn ehemals geliebet hatte. In der Antwort, die sie darauf ausstellte, verläugnete sie gar nicht, daß sie sich zu ihrem Oheim, mit der Begierde, ihm zu schaden, begeben habe. „Allein, Gnädigster König, (schrieb sie,) ich empfinde wohl, daß ich sie nicht hassen kan. Ich will Em. Majestät zu erkennen geben, daß ich des Vertrauens nicht unwürdig sey, womit sie mich ehret, und an mir soll es nicht liegen, wann sich mein Oheim Dero Befehlen nicht unterwerfen will.“

Sie that in der Wahrheit auch alles, was eine geschickte Weibs-Person thun kan, ihren Oheim in der Parthen des Königes zu erhalten, allein dieser Cardinal hatte sichs voraenommen, diesen Prinzen abzusetzen. Zu dem Ende hatte er eine Unterredung mit dem Könige von Schweden, und die Frau von Teschen war niemals im Stande, ihn von diesem schädlichen Anschlag abzubringen. Sie gab dem König Nachricht davon, welcher, da er nirgends als in seiner eigenen Herrschaftigkeit Hülffe fand, sich mit Standhaftigkeit waffnete, keine Armee aus Sachsen kommen ließ, um sie dem König in Schweden entgegen zu setzen, welcher in starcken Marschen nach Warschau im Anfang war. Wiewohl aber der König alle Hände voll zu thun hatte, so unterließ er doch nicht, seine Galanterien zuweilen fortzusetzen. Die Frau von Cosel besaß zwar seine Haupt-Neigung, allein zuweilen gieng er neben aus, und verehrte auch Schönheiten vom dritten Rang.

Zu Warschau befand sich ein Wein-Händler, mit Namen Duval, der eine sehr schöne Tochter hatte, welche Henriette genennet ward. Alles was von vornehmer Jugend daselbst wohnete, machte ihr sei-

ne

ne Aufwartung, und keine Schöne ward zu mehrren Lustbarkeiten gezogen als diese. Sie nahm alle mit gleicher Höflichkeit auf, und man konnte gar nicht gewahr werden, wem sie unter ihren Liebhabern am günstigen gewesen. Dieses Mägdgen war der gewöhnliche Inhalt der Gespräche aller Leute, die bey Hofe für galant angesehen wurden. Einmahl stand ein Hauffen derselben beisammen und redeten von ihr da der König aufstand. Der König hörte es, und war so neugierig, daß er fragte, welches die Schönheit sey davon sie miteinander redeten. Der Herr von Ranzau Aide de camp des Königs, gab zur Antwort, die Person, von der sie sprachen, sey eines Frangösischen Kaufmanns Tochter, und eine der Liebenswürdigsten Creaturen des ganzen Königreichs. Der König antwortete nicht ein Wort, als er aber angekleidet war, so rief er den Herrn von Ranzau in sein Cabinet, er forschete genauer nach dieser Henriette und sagte, er solle ihn zu ihr führen. Dieser Besuch ward dann auf die folgende Nacht verabredet. Der König sagte, er wolle sich verkleiden, und er wolle weder von dem Mägdgen noch sonst von jemanden erkannt seyn. Er verbot dem Herrn von Ranzau von dieser nächtlichen Streiferey gegen die Frau von Cosel das geringste zu erwehnen. Dieser neue Mercur versprach ein sorgfältiges Stillschweigen, allein er bat den König, ihn auch nicht der Empfindlichkeit seiner Maitresse bloß zu stellen. Dieser Monarch sagte er solle vor nichts sorgen, und befahl ihm, sich mit Eintritt der Nacht in seinem Vorzimmer einzufinden. Hierauf verfügte er sich zur Frau von Cosel, der er weiß machte,

man

man habe ihm eine geheime Unterredung mit dem Grafen Tobiansky, einem Vetter des Cardinal-Primaz, angetragen; weil nun dieser Herr gar zu bekandt wäre, so getraue er ihm nicht ins Schloß kommen zu lassen, deswegen habe er einen Sammelplatz in einem gemeinen Hause bestimmt, wohin sie sich alle beyde in freinder Kleidung einfänden wollten. „Ich werde Ranzau mit mir nehmen, (setzte der König hinzu,) ich glaube, daß ich mich auf ihn verlassen kan, und daß um so viel desto mehr, weil er in ihrer Freundschaft ist, und sie mir denselben selbst gegeben haben. „ Der König sprach diese Worte mit so aufrichtigen Gesichte, daß er die Einsicht der Frau von Cosel überstäubte, „wie wohl, (sagte sie,) mein Vetter die Ehre hat, Em. Majestät zu begleiten, so werde ich doch in tausenderley Beorgnissen schwelgen. Es können ihnen hunderterley Zufälle vorstossen. Warschau wimmelt mit Verräthern, die ihnen den Tod geschworen haben, und es darf sie nur einer erkennen, so steht Vero Leben in Gefahr. „ Der König antwortete ihr mit Lachen, er wolle jedermann eine solche eitele Furcht verzeihen, aber ihr könne er sie gar nicht vergeben. „Ey, mein König! (versetzte sie unter einem järtlichen Blick,) man kan unerschrocken, und doch vor das, was man liebet, sorgfältig seyn. „ Der König erwiderte ihre Liebes-Bezeugungen mit vielen dergleichen, allein, er ward durch einen Einfall der Frau von Cosel in nicht geringe Verwirrung gesetzt, welche sichs ankommen ließ, ihn in seiner nächtlichen Streiferey zu begleiten. „Erlauben sie, mein König, (sagte sie,) daß ich ihnen folge, und ihre Leib-Wache vorstelle. Sollte sie jemand anfallen, so wil ich sie nebst Ranzau vertheidigen, und wana man zu ihnen kommen wil, so muß man mir zuvor das Lebens-Licht ausgeblasen haben. „ Der König empfand eine grosse Bewegung über die viele Liebes-Zeichen, die seine

Mai-



Maitresse gegen ihn an den Tag legte. Er versicherte es sich selbst, daß er Vorhabens sey, sie zu hintergehen, und wolte ihr schon einmal die Wahrheit gestehen; als er aber überlegte, daß sie solch Geständniß betrüben würde, so hielt er es vor besser, damit zurück zu halten. Er bat sie also, daran nicht zu gedenken, daß sie ihn begleiten wolle, und sagte, er wolle lieber die Unterredung beyseits setzen, als sie der Gefahr eines widrigen Zufalls preis geben. Die Frau von Cosel gab also nach, weil sie damals noch nicht eine so unumschränkte Macht in Händen hatte, die sie sich nach der Zeit angemasset hat.

Als die Nacht eingebrochen, verkleidete sich der König aufs beste, nahm den Herrn von Ranzau zu sich, und begab sich zu Füsse in das Haus des Doval. Sie ließen sich in ein besonderes Zimmer führen, und einige Zeit hernach ließ der Herr von Ranzau, der einer der besten Kund-Leute in dem Hause war, die junge Henriette herbey kommen, und stellte sie dem König vor, mit dem er aber als mit einem Officier, der sein guter Freund sey, umgieng. Das Mägdgen hatte den König niemals als im Vorbeyfahren gesehen, und konnte nichts weniger vermuthen, als daß er sie besuchen solte, daher ward sie leicht hinters Licht geführt. Gleichwohl nachdem sie eine kurze Zeit mit ihm gesprochen, und ihr der König tausend artige Reden gegeben, so sah sie ihm etwas aufmerksamer an, und sagte: „je mehr ich sie ansehe, je mehr Ähnlichkeit mit dem König finde ich an ihnen.“ „Es ist wahr,“ (versetzte er,) daß mir schon verschiedene Leute wie sie, gesagt haben, ich hätte die Ehre ihm in der Gestalt gleich zu seyn, wolte Gott, ich wäre es an Macht, damit ich ihnen ein recht außerordentliches Glück machen könnte.“ „Ich lasse mich

nicht viel durch Vortheile bewegen, (antwortete sie,) und wenn mich der König liebte, so würde ich ihn nicht deswegen wieder lieben, weil man mir so viel Guts von ihm gesagt hat, als weil er mein Glück machen könnte.“ „Ja, Mademoiselle! (rief der König,) wann das ist, so lieben sie mich nur, weil ich dem Könige so gleich sehe.“ „Ja recht, mein Herr, versetzte sie, sie haben was ähnliches mit dem Könige, allein, das muß man erst wissen, ob sie das jährliche Herz haben, das man von ihm rühmt, und das mich allein vergnügen kan.“ „Ja, Mademoiselle, (erwiderte der König mit einer Bewegung, die er nicht mehr in Schranken halten konnte,) ich habe ein so verliebtes Herz, ich besitze alle Eigenschaften dieses Prinzen, kurz, ich bin der König selbst.“ Zu gleicher Zeit warf er ein Oberkleid und eine weißliche Peruque, unter welche er seine Haare gesteckt, von sich, und zeigte ihr den Stern vom Elephanten-Orden, der auf sein Kleid gestickt war. Die junge Henriette blieb ganz verwirrt, aus Furcht, sie möge nicht die Ehrerbietigkeit, die sie dem König schuldig sey, bezeugt haben, allein er stillte sie deswegen. Er sagte zu ihr: Er bäte sie um Verzeihung, daß er sie dermassen erschreckt habe, weil er aber so vieles von ihrer Annehmlichkeit gehört, so habe er selbst mit Augen sehen wollen, ob die Wahrheit mit dem Gerüchte überein komme. Er treffe aber mehr an, als er gesucht, und er spüre schon, daß er die Freiheit, die er zu ihr gebracht habe, nicht von ihr wieder wegtragen werde. Henriette schlug die Augen nieder, und antwortete mit Ehrerbietigkeit, weil sie aber so sehr erschrocken war, so wußte sie selbst nicht, was sie antwortete. Der König machte sich ihrer Verwirrung zu nütze, und trug ihr sein Herz an, welches auszuschlagen sie nicht Muth genug hatte. In seiner außerordentlichen Freude vergaß er, daß die Frau von Cosel auf ihn

warnte, er brachte die Nacht unter Scherz und Lachen mit Henrietten zu, welche, da sie nach und nach wieder zu sich selbst kam, ihre natürliche Scherzhafteit wieder annahm. Sie sang und sprang, und wiewohl der König gewünscht hätte, daß sie was anders gethan, so war doch das Mägdchen nicht darauf gestimmt, und dieser Monarch mußte sich nach ihrem Willen richten. Sie giengen von einander, doch mit Versprechen, sich die folgende Nacht wieder zu sehen.

Es war bey nahe Tag, als der König wieder in den Pallast zurück kam. Er fand die Frau von Cosel bey dem Camin, und weil sein Geist noch ganz erfüllt war, mit den Vorstellungen von Henrietten, so fragte er mit ziemlicher Kältsinnigkeit, warum sie sich noch nicht niedergelegt hätte? „Ich wartete auf sie, (gab sie zur Antwort,) und war ihrenthalben besorgt. Sie müssen sich aber gleichwohl daran gewöhnen, daß sie mich nicht immer bey sich haben, (versetzte der König,) denn wenn ich mich vor meine Armeen stellen werde, so hat es ein schlechtes Ansehen, daß sie mir folgen können. Warum das nicht? (antwortete sie,) ich will ihnen überall nachfolgen, bey ihnen fürchte ich mich für nichts. Allein, was ist ihnen iho begeben, sie scheinen mir ganz verträglich zu seyn. Nichts, (antwortete der König,) allein es ist mir leid, daß ich sie noch waschend antreffe.“ Die Kältsinnigkeit, mit der er sprach, machte der Frau von Cosel Verdacht, aber sie hielt vor rathsam, denselben so lange zu verbergen, bis sie näheres Licht bekäme. Sie legte sich nieder, und der König, dem es leid war, daß er ihre Unruhe verursacht, wolte nicht von ihr gehen. Sie gaben sich einander beyderseits alle Merckmahle der lebendigsten Zärtlichkeit, welche aber gleichwohl den Verdacht der Frau von Cosel nicht unterdrücken konnten.

So

So bald der König aufgestanden war, um in den Geheimen Rath zu gehen, so machte sie sich seine Abwesenheit zu nütze, um während derselben den Herrn von Ranzau zu sprechen. Sie fragte ihn, wo der König gewesen sey. Dieser Vertrauter sagte ihr ohne alle Bewegung, er habe eine Conferenz gehalten mit dem Grafen Tobiansky. „Ich glaube euch, (sagte sie zu ihm,) aber seht euch vor, daß ihr mich nicht hintergehet, dann wahrhaftig, es sollte euch reuen.“

Der Herr von Ranzau gab dem König von der Unterredung Nachricht, die er mit der Frau von Cosel gehabt habe. „Ich gestehe euch, (sagte dieser Prinz,) daß eure Base mir viel Sorge macht. Ich liebe sie, aber es ist eine verzweifelte Person, die im Stande ist, alles zu unternehmen. Indessen kan ich Henrietten auch nicht gleichgültig ansehen. Was soll ich thun? Gnädigster König, (antwortete der Herr von Ranzau,) derjenigen anhangen, die ihnen am besten gefällt, und gar nicht mehr an die andere gedenken.“ Der König schwieg hierauf stille, und versetzte sich zu seiner Mantresse. Er traff sie wiederum an. „Was fehlt ihnen, Madame, (redete er sie an,) und was hat diese Kümmerneiß zu bedeuten, in der ich sie vor mir sehe? Ach! mein König, (antwortete sie,) ich weiß es nicht, aber mein Herz sagt mirs, daß sie mit untren sind.“ Der König brachte hierauf tausenderley Dinge vor, um sie wieder zu beruhigen, und bat sie inständigst, keinen Argwohn auf ihn zu werffen, den er nicht verdiene, und damit er sie wieder von diesen Gedanken bringe, so sprach er von dem Zustand seiner Angelegenheiten, und sagte zu ihr, er müsse nochmals den Grafen Tobiansky ins geheim sprechen. „Mein König, (antwortete sie,) ich widersetze mich nicht; aber ich befürchte, sie suchen nichts weniger, als den Grafen Tobiansky.“ Der König, den dieser neue Vorwurff ärgerte, sagte darauf,

M 2

11



er sey ein Liebhaber von solchem Argwohn und noch weniger von solchen Vorwürfen.

So bald es indessen Nacht ward, so kehrte er wieder zurück, Henrietten zu besuchen. Er fand, daß sie nicht mehr so sehr an sich hielt, dann sie hatte ihrer Mutter im Vertrauen entdeckt, was zwischen dem Könige und ihr vorgefallen, und sie hatte sie derselben unterrichtet, daß alle Zweifel, die ihr noch übrig geblieben, gehoben waren. Der König siegte also über ihre Keuschheit, wiewol unter vielen Ehren von seiten Henriettens, denn nimmals hat wol eine Jungfrau der Ehrbarkeit wehmüthiger den Abschied gegeben. Diese beiden Verliebten sagten einander hundertmal und in hundertfachen Ausdrücken, sie hätten einander lieb.

Es war schon tief in die Nacht, als der König weggieng: Ehe er noch von der schönen Henriette schied, so bat er sie, zu erlauben, daß ihre Liebe verborgen bliebe. Er versprach ihr sie oft zu besuchen, und sie redeten mit einander ab, daß sie auch zum Könige, in Manns-Kleidern angezogen kommen solle, und der Herr von Ranzau solle sie einführen.

Als der König nebst seinem Vertrauten von dannen gieng, so begegnete ihnen ein Zufall, der beynahe ihre ganze Verwirrung aufgelöst hätte. Einer von der Chevalier-Guarde hatte sich unsterblich in Henrietten verliebt, und gieng mit den Gedanken um, sie zu heirathen. Zween Tage hatte er zugebracht, ohn sie zu sprechen, als ihm eine Magd Nachricht gab, daß Henriette zwei Nächte nach einander mit dem Herrn von Ranzau, und einem andern Officier zugebracht habe. Der Chevalier-Guarde ward

ward aus Eifersucht rasend, er setzte sich vor, demjenigen das Leben zu rauben, der ihm seine Liebste entwenden wolle; um dieses desto sicherer auszuführen, so nahm er seinen Bruder mit sich, der eben auch unter der Chevalier-Guarde war, und beyde laurerten in einer gewissen Weite von dem Hause des Duval auf dem Herrn von Ranzau. So bald sie ihn von weiten sahen, riefen sie ihm zu, von Leder zu ziehen. Allein der Herr von Ranzau besorgte, der König möchte verrathen werden, und weil er glaubte, die ihn angriffen, könnten sich wohl auch versehen haben, weil ihm nicht bewußt war, daß er mit jemand in Streitigkeit stehe, entschloß er sich, seinen Namen von sich zu geben, und ihnen zu sagen, daß wann sie gleich wol etwas an ihn suchten, so sey er bereit ihnen zu stehen, allein er bäte sie, ihm eine halbe Stunde Zeit zu lassen, um den König über eine ihm aufgetragene Sache Bericht abzustatten. „Nein, (rief ihm der Chevalier-Guarde entgegen,) nein, ihr sollt mir nicht entlaufen, stellt euch zur Wehr. Ihr habt mir meine Liebste geraubt, davor will ich entweder euch das Leben nehmen, oder ihr mögt mir das Meinige darzu rauben.“ Da nun der Herr von Ranzau sahe, daß man so heftig auf ihn einstürmte, so ergriff er den Degen. So lange der andere zusah, so ließ ihn der König auch allein gewehren, als er aber den andern sich aufmachen sahe, nebst seinem Cameraden den Herrn von Ranzau über den Haufen zu werfen, so eilte er ihm mit dem Degen in der Faust zu Hülfe, und indem er auf den zweyten ausstieß, so brachte er ihm einen so starken Stoß auf den Arm an, daß er den Degen fallen ließ. Eben als er ihn wieder aufhub, fuhr eine Gutsche vorbei, M 3. auf

auf der die Laqveyen Fackeln hatten. Der entwaffnete erkannte den König, rieß seinem Bruder, einzuhalten, und fiel dem König zu Füsse; „Gnädigster König, (sprach er,) ich bin des Todes schuldig, und ich würde mehr als glücklich seyn, wann ich von den Händen Ew. Majestät sterben sollte. Ich begehre keine Gnade, weil mein Verbrechen nicht zu vergeben ist. Du betrügst dich, (antwortete der König,) bey mir können alle Fehler Vergebung erlangen, wenn ich sehe, daß sie aus keinem bösen Grunde gesohlet. Ich entschuldige deinen izzigen, weil ich glaube, daß ihr keine Absicht auf meine Person gehabt. Allein, ich befehle euch allen beyden, Ranzau um Verzeihung zu bitten, daß ihr ihn freventlich angegriffen, und ihn künftig alle Ehrerbietung zu erweisen, die ihr ihm schuldig seyd.“ Er schalt noch darauf ihre Art, wie sie verfahren, er legte ihnen auf, ins künftige vorsichtiger zu seyn, und verbot ihnen bey Straffe seiner Ungnade, von dieser Begebenheit das geringste zu erwähnen. Er gieng hierauf fort, und ließ die beyden Guarden in so großem Schrecken und so großer Bewunderung seiner Gnade zurück, daß sie ihm nicht einmal Danck sagen konnten.

Des andern Tages begaben sich die beyden Guarden, in der Meynung, es würde um sie gethan seyn, zum Herrn von Ranzau, und nachdem sie ihn wegen des vorgefallenen um Verzeihung gebeten, ersuchten sie ihn, er möchte ihnen ihren Abschied auswürcken, indem sie sich nicht einbilden könnten, daß sie, nach diesem Fehler, fernerhin Beförderung zu hoffen hätten. Der Herr von Ranzau sprach deshalb mit dem Könige, derselbe ließ sie vor sich kommen: „Ich habe euch gesagt, (sprach er zu ihnen,) ich wolle euch verzeihen, und daß ich euch heute vor mich kommen lasse, geschieht bloß deswegen, damit ich euch euer schlechtes Vertrauen auf mein ergebendes Wort verweise. Ihr sollt meine Dienste nicht verlassen, führt euch als brave Leute auf, und glaubt sicherlich, ich will euer Stück

zu befördern nicht vergessen.“ Er ließ sie hierauf zum Hand-Ruß, und schickte sie wieder fort, als sie aber fort waren, so sandte er noch jedem 100. Ducaten zum Verschence nach.

Die Frau von Cosel ward indessen wohl gewahr, daß der König nicht mehr den vorigen Eifer nach ihr bezeugte. Sie zweiffelte auch gar nicht, es müsse eine neue Maitresse schuld an dieser Veränderung seyn, allein sie mochte sich bemühen, wie sie wolte, so konnte sie dieselbe nicht entdecken. Nach langem Nachforschen erfuhr sie von einem Königlichem Cammer-Diener, der König bringe oft ganze Stunden mit einem jungen Manns-Menschen zu, allein die Geheimnißvolle Art, womit man ihn in des Königs Zimmer führe, mache ihm die Gedanken, es könne wohl derselbe eine junge verkleidete Weibs-Person seyn. Diese Nachricht gab ihr auf einmal Licht in der Sache, über die sie sich qualte. Indem sie nun von Natur ungestüm war, so hatte sie Mühe genug, die Sanftmuth in ihren Entschliessungen bezubehalten; weil sie aber noch kein Gezänke mit dem König gehabt, so urtheilte sie als eine kluge Person, sie müsse nicht gegen ihn losbrechen, wann sie ihn nicht überführen könne. Sie stand noch in Gedanken, was sie anfangen solle, als der König in das Zimmer trat, weil er sie nun traurig fand, so sagte er zu ihr, es schiene ihm, als wenn sie betrübt wäre, und seit einiger Zeit sehe er sie beständig weinen. Sie antwortete mit einer Stelle aus einer gewissen Tragödie:

Ich weine wohl mit Rechte; fleißt Zeugen meiner Pein!

Mein harter Lieber will ich soll des Todes seyn



Der König erröthete bey diesen Worten, und indem er sie mit zärtlichen Blicken ansah, sagt er zu ihr, „was wollen sie mir denn mit so unverdienten Berweisen andeuten?“. Sie ließ sich alsobald mit vieler Lebhaftigkeit und vielen Thränen heraus. Der König, der über die umständliche Nachricht, die sie hatte, erstaunte, suchte sich hinter den Versicherungen zu verstecken, daß in der Welt nichts unwahrhafter sey. Er sagte ihr, das eingebildete Mägdgen, davon man ihr gesagt habe, sey ein Better des Brebendorosky, Castellans von Eulm, den derselbe zu ihm schicke, um ihn von den Anschlägen der Pohlischen Rebellen Nachricht zu geben. Es sey wahr, er habe ihn in seinem Zimmer behalten, aber nur so lange, bis er den Castellan antworten können. Nachgehends habe er nichts mehr von dem jungen Menschen gehört, und wann es ein verkleidetes Mägdgen gewesen, das er geliebet habe, so würde es ihr nicht unmöglich gewesen seyn, sie wieder anzutreffen. Allem Ansehen nach wolle man ihr die Waffen in die Hände geben, mit denen sie sich verderben solle, weil ihm nichts verhafter sey, als solche Erläuterungen und solche Umschweifungen. Die Gräfin erzürnete sich heimlich, daß er mit dem Bekannniß seiner Untreu so lange zurück hielte, und daher fuhr sie mit großer Heftigkeit auf „wohlan (sagte sie) ich will ihnen glauben, aber mein König, ich versichere sie, daß ich nicht das Schicksal ihrer voriaen Maitressen beschre. Ich habe ihrentwegen meinen Gemahl verstoßen, ich habe mich um meine Ehre gebracht, und das alles, weil sie mir eine ewige Treue geschworen. Sie sollen mich nicht ohne Lebens Gefahr hintergehen. Ich schiesse ihnen eine Pistol' durch den Kopf, und hernach will ich mir auch eine durchs Herz jagen, und die Thorheit selbst bestrafen, daß ich sie geliebt habe.“

So

So ausschweifend auch die Hitze der Gräfin gewesen; so hatte doch der König Mitleiden mit ihr, er stillte sie in etwas, und gieng endlich ganz späte von ihr. Er sann wirklich auf Mittel, die Eifersucht seiner Maitresse zu besänftigen, als man einen Courier anmeldete, der die Nachricht brachte, daß die Schweden in starcken Tag-Reisen gegen Warschau anrückten, und da hatte er andere Dinge zu bedenken. Er mußte weichen, dann die Pohlen waren so tumm und niederträchtig, daß sie das Joch Carls des XII. dem gelinden Regimente Friedrich Augusts vorzogen. Sie verließen ihn Hauffen-weis, und die ihm noch getreu blieben, waren nicht im Stand, ihm auf dem Throne zu erhalten, und wolten gleichwol auch nicht ihre Einwilligung geben, daß er die Sächsische Armee ins Land berieffe. Dieser großmüthige König fand also nirgends, als bey sich selbst Rath, er wendete alles an, was die allerfeinste Staats-Klugheit ins Werk richten kan, das Glück seines Feindes zu hemmen. Er zog sich nach Cracau zurück, darelbst aber zog er einige Völcker zusammen, und ließ die Sachsen anrücken, und als er sich im Stand befand, seine Macht mit dem Heer des unversöhnlichen Carls in Vergleichung stellen zu können, so zog er ihm entgegen, in dem festen Entschluß, die Sache auf die Entscheidung einer Feld-Schlacht ankommen zu lassen. Ehe er sich aber an die Spitze seines Heeres stellte, so schickte er zuvor die Frau von Cosel nach Sachsen. Diese Trennung war verliebt, doch aber nicht abgemacht. Die Frau von Cosel bat den König inständig, zu erlauben, daß sie bey seiner Person bleiben möge. „Ich will Manns-Kleider anziehen, (sagte sie zu ihm,)

W 5

und will an ihrer Seite sechten. Blut und Leben achte ich gering, und bin bereit, beides vor sie hinzugeben. „Rein, Madame, (antwortete der König,) ihr Leben ist mir viel zu kostbar, erhalten sie es. Fordern sie ja nicht von mir, daß ich dem mißlichen Ausgang einer Schlacht, alles was mir am liebsten ist, sie und meine Krone bloß geben solle. Reisen sie nach Dresden ab, damit ich erfahre, daß sie in Sicherheit sind, ich werde alsdenn mit mehreren Muth sechten, und weil das Vergnügen sie wieder zu sehen, der erste Preis des Sieges seyn wird, so glaube ich denselben gewiß zu erhalten. „ Die Gräfin getraute nicht weiter darauf zu bestehen, weil sie aber den Verdacht, den sie zu Warschau gefaßt, noch nicht verlohren hatte, so machte sie sich der zärtlichen Augenblicke zu Ruhe, die kurz vor ihrer Abreise hergiengen, um von dem Könige zu erfahren, ob dann ihre Besorgnisse in der That gegründet gewesen. Der Monarch gedachte nicht mehr an Henrietten, die zu Warschau zurück geblieben war, und gestund ihr also die ganze Historie. Die Frau von Cosel schien darüber gar nicht erkömmt zu werden, allein, ihr Herze war drum nicht weniger ergrimmt, und sie nahm sichs feste vor, an dem Herrn von Ranzau ihre Rache auszulassen.

Sie reisete endlich nach Dresden, und man kan sagen, daß sie mehr als der Fürst von Fürstenberg, der indessen Statthalter, oder Vice-König in Sachsen gewesen, regieret hat. Der König aber gieng Carl dem XII. entgegen. Diese beyde Monarchen kamen in der Ebene bey Chissaw an einander, und thaten Wunder der Tapfferkeit, allein zuletzt behielt das Glück Carls die Oberhand, und er besochte einen vollkommenen Sieg. Friedrich August zog sich nach Cracau zurück; allein, der Sieger folgte ihm auf dem Fuß nach, er verließ also diesen Ort, und begab sich nach Lublin, woselbst er einem Reichs-Tage bey-

bewohnte, auf welchem, wie gewöhnlich, nichts beschlossen ward. Hierauf gieng er nach Sachsen, und als er zu Dresden ankam, so fand er die Frau von Cosel in Geburts-Arbeit. Dis aber hinderte ihn nicht, sich zu ihr zu begeben. Seine Gegenwart ward ihr eine Art der Hülffe, und einige Augenblicke hernach kam sie mit einer Tochter nieder, welche man dem König entgegen trug, der sie küßte, und seine Tochter nannte. Die Frau von Cosel hatte so viel ausgestanden, und war so schwach, daß sie nicht reden konnte, sie drückte ihm also die Hände, und sahe ihn mit gebrochenen Augen an. Der König gerieth darüber in solche Bewegung, daß er sich kaum der Thronen erwehren konnte. Als aber ihre Schmerzen sich in etwas gelegt hatten, so brachte sie alles vor, was die Einbildung von verliebten Gedancken zeugen kan. Der König fragte sie denn, ob sie ihn noch lieben könne, da er nunmehr überwunden worden. „Ich würde sie lieben, (schrye sie mit grösserer Macht, als sie vermöge ihres Zustandes thun sollen,) und wenn sie in Hessein geschlagen wären. „

Die sechs Wochen über, da sie das Bett hütete, brachte der König die meiste Tage auf demselbigen zu, und da war kein Zeichen der Hochachtung, das er ihr nicht gab. Als sie einmals mit einander redeten, kam der Staats-Secretair und Minister Herr von Bese, um dem König von gewissen eben igo eingelauffenen Nachrichten Bericht abzustatten, und überreichte ihm einen Brief, der von Warschau gekommen war. Da ihn der König aufgemacht, lächelte er und ward roth. Die Frau von Cosel fragte ihn, was derselbe brächte, und wünschte den Brief zu sehen; Er aber



aber schlug ihr ab denselbjaen aufzuweisen. Die Neugierigkeist der Frau von Cosel ward darüber nur desto grösser, und indem der König den Brief in der Hand hielt, so sprang sie aus dem Bette, und riß ihm denselben weg. Bey dieser Gelegenheit ließ sie den König und den Herrn von Bosc dasjenige sehen, was eine ehrebare Frau nicht leicht ihrem Ehmann zeigt. Sie fand, daß der Brief von Henrietten war, als welche dem Könige Nachricht gab, daß sie mit einer Tochter niedergekommen, und zugleich fragte, was er befehle, was sie mit dem Kinde anfangen sollte. Sie solls ins Wasser schmeissen, (schrie die Frau von Cosel,) und ich wolte, ich könnte die Mutter darzu werfen. Der König lachte über diese unflätige Ausschmeißung von Herzen, allein die Frau von Cosel machte Ernst aus der Sache, und sagte, wosern er dieser Creatur antworten, und das Kind, womit sie niedergekommen zu seyn voraue, annehmen würde, so wolte sie sich auf die Post setzen, nach Warschau gehen, und Mutter und Kind zugleich erwürgen. Wolte der König Ruhe haben, so versprach er ihr, weder an Henrietten noch an das Mägdaen zu denken. Das damals so verschmähet Kind ist indessen gleichwol nachher von dem Könige erkannt worden, es ist ihm das Liebste seiner Kinder gewesen, er hat ihr den Titel einer Gräfin von Orzelska gegeben, und hat sie an einen jungen Prinzen vom Hause Holstein-Beck vermählet.

Diese so enserfichtige Maitresse hatte indes gleichwol ihre Verehrer, deren Wenrauch ihr eben nicht vollkommen mißfiel. Das ist zwar wahr, daß sie diese nur als Schlacht-Opfer für den König, und

ihr

ihr eigen Interesse annahm. Ein solcher Buhler war der Graf von Lecherenne, ein Savoyischer Edelmann, welcher die Noth sein Glück zu suchen, mit einem der Seinigen, welcher ein Maltesischer Ordens-Ritter war, nach Dresden gebracht. Die beyden Brüder hatten sich gleich anfangs an die Frau von Cosel gewandt, das war auch das einzige Mittel zum Zweck zu gelangen, dann sie vergab nach eigenem Willführ alle Ehren-Stellen und Gnaden-Bezeugungen. Sie gab denn Gelegenheit, daß sie als Edelleute von der Cammer des Königs aufgenommen wurden. So lange sie nun in Dresden allein war, hatten sich diese beyde Herren sehr in ihre Gunst befestiget, doch aber stach der Graf den Ritter noch aus. Er hatte eine erhabene und wohlgebildete Leibes-Stellung, und einen angenehmen, demüthigen, gefälligen, scharfsinnigen, aber durch kein Gewissen eingeschränkten Geist. Die Ehre, die ihm die Frau von Cosel erwies, ward von seinen Feinden übel ausgelegt. Weil sie ihm aber nicht schaden konnten, als wenn sie die Gräfin bey dem König in Ungnade brächten, so thaten sie alles mögliche, ihn zu überreden, es sey ein grosser Unterschied zwischen der Liebe, die er vor sie hege, und der geringen Erwidderung, die sie bey jeder Gelegenheit zeige. Diese Sayte zu berühren war eine kühne Sache, über diß aber, daß die Personen, die es im Schilde führten, freyen Zutritt zum Könige hatten, so griffen sie ihren Anschlag so geschickt an, daß ihr Vorhaben nicht entdeckt, noch ihre List verdächtig werden konnte. Um alles desto glücklicher hinauszufahren, so stellten sie dem Könige vor, wie wenig Achtsamkeit die Frau von Cosel bey dieser und jener Gele-

Gelegenheit bereuzt habe, und sie wußten ihr Erzehlung so aufrichtig vorzubringen, daß der so weisige König Mühe genug hatte, sich durch solchen Schein der Redlichkeit nicht blenden zu lassen.

Weil nun diese Worte nur einen geringen Eindruck im Gemüthe gehabt, so nenneten die Feinde der Frau von Cosel, deren vornehmsten der Fürst von Fürstenberg war, den Grafen von Lecherenne, als den gefährlichsten Neben-Buhler. Der König verfügte sich mit dem Vorhaben zu seiner Maitresse, ein wenig Licht zu bekommen. Sie befand sich bey seiner Ankunft mit den Betrachtungen über eine Schilbernen seiner Crönung beschäfftiget. „So, wie so? Was das,“ (sagte er mit einer etwas verächtlichen Mine zu ihr,) haben sie noch die Gnade, ihre Augen auf mein Bildniß zu richten, oder ist es ein andrer Gegenstand, darauf ihre Augen in dieser Schilbernen gefestet sind? Ich halte davor, mein König, (antwortete sie,) daß eine Person, die, wie sie gestaltet ist, nicht zu befürchten habe, daß man seine Augen auf jemand anders als sie selbst richten könne. Und wenn sie auch mit der flatterhaftesten Weibes Person zu thun hätten, so sollten sie doch Dero Vorzüge für allem Verdacht in Sicherheit setzen. „Bis hieher,“ (antwortete der König,) habe ich mich eingebildet, allein, man betrüget sich oft, und diejenigen, die nur aus dem Ansehen urtheilen, sind großer Gefahr unterworfen, hintergangen zu werden. Diese Worte gaben der Frau von Cosel zu verstehen, daß der König eifersüchtig sey, sie empfand darüber ein heimliches Vergnügen, denn das war ein Beweis, daß er sie liebe. Indes aber stellte sie sich doch, als fände sie sich beleidiget. „Ich weiß nicht,“ (sagte sie,) was sie, mein König, mit diesen verbündelten Worten haben wollen, und so lange sie nicht offenherzig mit mir reden, so erwarten sie auch nicht, daß ich mich vertheilige. Es sollte vielleicht schwerer fallen, als sie gedenken, Corsejete des König mit einer ernsthaften Mine, welche die Frau

Frau von Cosel zu beruhigen anfieng,) und ich bin vielleicht im Stande, sie von Sachen zu überweisen, die sie gewiß nicht zu dem Ende gethan haben, daß ich sie erfahren soll. Auf diese Worte antwortete sie einzig und allein mit ausserordentlicher Zärtlichkeit, und erzeigte ihm alles, was die lebendigste Liebe an die Hand geben kan, die Thränen, die sie zu diesen Bewegungen hinzufügte, bewegten das Herz dieses erzürnten Liebsten vollkommen. Da sie sah, daß er wieder besänftigt war, so bat sie ihn, ihr zu eröffnen, was seine izzige Rieden veranlasset, und schwur ihm die Wahrheit zu sagen, und setzte hinzu, daß wenn sie auch sehen würde, daß sie ein Laster gegen ihn begangen, so habe sie doch so viel Vertrauen zu ihm, und stehe in den Gedanken, daß er sie so sehr liebe, daß er ihr verzeihen werde, wenn sie sich von einer Thorheit überzeuhen lassen. Da gestand ihr nun der König alles, was man ihm zu ihrem Nachtheil vorgebracht. Sie machte auch kein Geheimniß draus, daß ihr der Graf von Lecherenne von Liebe geredet habe, das aber leugnete sie schlechterdings, daß sie ihn sollte angehört haben. Sie sagte, sie würde ihm den Zutritt zu ihr verboten haben, weil sie aber viel Verstand an ihm gefunden, und ihr die Zeit in seiner Abwesenheit unendlich lang geschienen, so habe sie kein Laster zu begehen erlaubt, wenn sie ihn vor sich ließe, welches sie aber doch nicht eher gethan habe, bis sie ihm untersaht, das mindeste von Liebe mit ihr zu reden. Der König tröstete sie wieder, und versprach ihr, inskünftige nicht die geringste Aufmerksamkeits mehr auf die Berichte, die man ihm bringen würde, zu schlagen. Nummers mehr solle man vermögend seyn, durch lächerliche und



und ungegründete Besorgnisse die Gewogenheit aus seiner Seele zu verdrängen, die er ihr geschworen habe, und sie könne sich hierinn vollkommenlich auf sein Wort verlassen. „Alein (sagte sie hierauf mit vielen Thränen,) wenn Ew. Majestät zugeben, daß die Kästung so nahe an Dero Thron dringen darff, so ist künftig zu befürchten, daß Dero geheiligte Person nicht einmal verschonet bleibe, und sie alles angreiffe, was man am heiligsten verehrt. . . . Stellen sie sich desfalls zu frieden, (versetzte der König,) ich will dem Dinge schon vorkommen.“ Sie ersuchte ihn nochmahls inständigst, ihr diejenigen zu nennen, die ihm diese Nachricht gegeben, allein der König wolte sich zu nichts verstehen. Es sey ihnen gnug, (sagte er zu ihr,) daß ich sie als böse Mäuler betrachte, deren ich immermehr Glauben zustellen werde. . . . Er gieng hiermit von ihr, und war sehr überzeugt, daß sie unschuldig sey, wie auch sehr eingenommen wieder diejenigen, die ihm die Nachricht gegeben, und wieder Lecherennen, dem er befehlen ließ, seine Dienste niederzulegen, und aus Dresden zu gehen.

Dieser aus der Gnade des Königs gefallene Edelmann wolte doch, ehe er abreisete, die Frau von Cosel nochmahls besuchen, er stellte sich für ihrer Thüre ein. Sie aber ließ ihm saagen, sie könne dieienigen nicht vor sich lassen, welchen der König sein Anaesicht verbiete. Damit er aber gleichwohl schließen möchte, daß sie ihn ungern abziehen sehe; so schickte sie ihm einen Ring, den ihr der König erst kürlich verehret hatte; womit also der Graf fortreiste.

Einige Tage hernach bemerkte der König, daß sie den Ring nicht habe, und fragte sie um die Ursach, davon sie schiene erschrocken zu seyn, da sie ihn vermisst, und fragte unter ihrem Frauenzimmer nach, wo er hingekommen, welche entweder zum Unglück, oder aus Mangel nöthigen Unterrichts antworteten, sie hätten ihn schon vier bis fünff Tage nicht gesehen, Weil nun dieses eben die Zeit war, da der Graf von Lecherenne abgereiset, so zweifelte der König gar nicht mehr, sie müsse ihm demselben bey dem Abschiede geschendet haben. Diese Gedancken erweckten keine Eifersucht so lebhaft daß er wieder seine Gewohnheit heftig heraus fuhr, und ihr allerhand Berweise gab, welche auch die Gräfin gelassener angenommen, als ihr immermehr möglich gewesen, wenn sie sich nicht schuldig befunden.

Während der Zeit, als diese kleine Handel zwischen dem König und seiner Maitresse obwalteten, rückte Carl der XII. der Stanislaum Leszinsky, Palatinaten von Posen, zu Warschau krönen lassen, mit diesem neuen Könige, dem außerordentlichen Zeichen seiner Siege, nach Sachsen zu.

Der König hatte keine Armee, die er ihnen entgegen stellen konnte, und war also gezwungen, einen Frieden einzugehen, wie ihm sein unversöhnlicher Feind einen vorschreiben beliebte. Gleichwohl hinderte diß nicht, daß der König in Schweden nicht in Sachsen eingerückt wäre, woselbst er entseßliche Geldsteuren angetrieben. Daß dieser Herr zu keinem andern Ende aus Sachsen heraus gingen, als in dem Voratz, den Eaar abzusetzen, wie unglücklich ihm dieser Schlag gelungen, und wie er selbst das denkwürdigste

Beispiel von der Unbeständigkeit des Glücks und der Nichtigkeit der menschlichen Hoheit abgegeben, ist jedem bekannt.

Friedrich August blieb in seinem Unglück allzeit groß. Niemals hat man ihn sich über sein Schicksal oder die Pohlenische Untreue beschweren gehört. Weil aber die Frau von Cosel gleichwohl befürchtete, er möchte sich heimlich betrügen, so stellte sie alles ins Werk, was sie für zuträglich hielt, seinen Kummer zu zerstreuen, und alle Tage ward ein neues Festin angeordnet. Der König war ein Liebhaber von Lustbarkeiten, allein er ergab sich denselben nicht ganz und gar; Der Krieg war seine angenehmste Beschäftigung, und da der Zustand seiner Sachen nicht erlaubte, denselben in Pohlen wider den Räuber seiner Krone zu führen, so gieng er demselben zur Allirten Armee in Flandern nach. Er hielt sich daselbst incognito auf, und bediente sich der Equipage des Prinzen Eugenii von Savoyen. Alle Völker, aus denen die damalige Armee bestand, bewunderten seine große Kriegs-Erfahrenheit und seine Tapfferkeit. Er wagte sich verschiedne mal mit so weniger Vorsichtigkeit, daß der Prinz Eugen und Mylord der Herzog von Marlborough die Freiheit nahmen, ihm Vorstellungen zu thun. Er aber antwortete mit Lächeln, im Kriege müsse man Calvinisch seyn, und eine Prädestination glauben.

Da nun dieser Monarch eine völlige Kenntniß von der Anlegung der Attaquen eingelesen und voraus gesehen, daß die Belagerung Rißel sich noch in die Länge ziehen würde, wann auch gleich die Franzosen keinen neuen Versuch thaten, dieselbe zu verei-

len,

len, so entschloß er sich, nach Sachsen zurück zu kehren. Er reisete durch Brüssel, und daß er des Ceremoniels überhoben seyn möchte, so begab er sich unter den Rahmen eines Grafen von Torgau bey dem Thor-Schluß in die Stadt. Noch selbigen Abend erhub er sich in die Opera. In derselben war eine Tänzerin, mit Rahmen Duparc, welche schön, lieblich und ohn Streit damals die beste Tänzerin ausserhalb Frankreich war. Sie gefiel dem Könige, er bot ihr das Abend-Essen bey einem berühmten Gasthalter Vernus, in dem Gast-Hofe zum Überfluß genannt, an. Sie schlug es nicht aus. Die Duparc und drey Opera-Jungfern kamen zum Feste. Der König, der sich Graf von Torgau nannte, hatte die Herren von Bisshum und von Baudis und den Grafen von B . . . der die Gelegenheit ausgenutzt, bey sich. Als sie zu Tische saßen, nahm die Duparc, welche war ohndem unacmein angenehm, am allermeisten aber bey vollen Gläsern war, den König noch vollkommen ein. Er gab ihr tausend schöne Worte, und gefiel der schönen, welche auch Verstand hatte, nicht uneben. Weil sie aber eine Französische Einbildung hegte, daß sie meynete, es könne niemand Wiß besitzen, als ein Franzose, so konnte sie sich gar nicht vorstellen, daß der Graf von Torgau ein Teutscher seyn sollte. „Sie sind ein Franzos, (sagte sie zu ihm,) sie haben ihren Verstand, ihre Leben: Art und Höflichkeit. Mein, wahrhaftig nicht, (antwortete der König) ich bin ein redlicher Sachse, der so spricht, wie er gedunkt, und jedes Ding bey seinem Rahmen nennet. . . . Ha, (versetzte Duparc,) sie sind ein Sachse, y thun sie mir doch den Gefallen, und beschreiben mir ihren König in etwas, ich habe mir sagen lassen, es soll ein unvergleichlicher Herr seyn.“ Sie fugte hinzu, daß sie

M 2

eine



eine gewisse Tante schon über zwey Jahre geplagt habe, welche sich in der Französischen Commodianten-Bande zu Dresden befinde, sie solle sich doch bemühen, daß sie in Königl. Dienste käme; allein dieselbe antwortete ihr immer, es sey keine Stelle ledig. Der König gab zur Antwort: Ihre Tante müsse die Sache gewiß nicht recht angreifen; oder aber kein Verlangen tragen sie zu sehen, sonst hätte es ihr leicht fallen können, ihr die Stelle der ersten Tänzerin zu verschaffen; wenn sie noch Willens sey, nach Dresden zu gehen, so nehme er es auf sich, ihr Dienste und ein ansehnliches Gehalt zuwege zu bringen. Die Duparc nahm das Erbieten an. Der König sagte ihr, sie solle nur gleich den andern Tag abreisen, und bot ihr einen Platz in seiner Kutsche an, allein sie dankte ihm unter dem Vorwand, sie müsse sich Geschäften halber noch etwas zu Brüssel aufhalten. Sie versprach, innerhalb vier Wochen nachzukommen. Der König gab ihr, um sie desto mehr anzutreiben, ihr Versprechen zu erfüllen, einen Beutel mit tausend Ducaten vor ihre Reise-Kosten. Er hätte nachgehends gerne eine Erkänntlichkeit eingejogen, aber Duparc sagte ihm wieder die Gewohnheit ihres gleichen von Leuten auf eine sinnreiche lustige Art: Sie sehe, daß da er den Verstand besitze wie ein Franzos, so habe er auch seine feurige und hitzige Gemüths-Beschaffenheit, allein es diene ihm zur Nachricht, daß ob sie zwar keine Bestallische Jungfrau sey, so sey sie doch nicht Willens sich Preis zu geben. Man müste erst ihr Herz gewinnen, und alsdenn liebe sie aufrichtig, allein ehe sie eine Verbindigkeit eingehe, so sey ihr nichts liebers, als die Gemüths-Art derjenigen

gen

gen zu erforschen, denen sie ihr Herz überliefern solle. Der König bestritt diese Gedanken, allein vergebens. Seine Neigung zu diesem Mägdgen ward darüber nur desto stärker. Er bat sie inständigst ohne Verſchub nach Dresden zu kommen, sie versprach, und steckte ihr, da er von ihr gieng, einen köstlichen Ring an den Finger.

Den andern Tag reisete der König ab, und wenige Tage darauf war er zu Dresden. Er fand die Frau von Cosel zum andernmahl daselbst im Kinder-Bette, mit einer zweyten Tochter. Diese seine Geliebte erhub groſſe Klagen wider den Stadthalter den Fürsten von Fürstenberg, und den General-Feld-Marschall Grafen von Flemming, welche beyde ihr die schuldige Ehrerbietung nicht erwiesen hatten. Es war wahr, daß diese beyde Herren, weil sie Königl. Befehle hatten, den Befehlen nicht gehorchen wolten, welche ihnen zu geben, sich die Frau von Cosel berechtigt zu seyn glaubte. Der König, welcher die verwirrte Streitigkeiten gar nicht leiden konnte, und welcher gewünscht, daß die Einigkeit zwischen seiner Maitresse und seinen Ministern geblühet hätte, verglich sie wieder; allein weder die Frau von Cosel, noch die beyden Ministres, legten die Begierde sich zu schaden ab, und thaten es auch wirklich bey jeder Gelegenheit.

Der König lebte sehr wohl mit der Frau von Cosel, und die geringste Eifersucht bewegte keines von beyden, als die Duparc mit ihrer Ankunft ihre bisherige Ruhe wegnahm. Sie langte zu Dresden an, als sich der König zu Moritzburg aufhielt; Sie fragte bey jedermann nach dem Grafen von Torgau, allein

Kein Mensch konnte ihr von ihm Nachricht geben. Ihre Tante führte sie zu dem Herrn von Murbachs, Cammerern und Directorn der Königl. Lustbarskeiten. Er empfing sie weit anders, als er ordentlich die Comödianten zu empfangen pflegte, er saate ihr, er habe Königl. Befehl, sie in die Zahl der Hof-Tänzerinnen aufzunehmen, ihr eine Wohnung anzuweisen, und ihr überhaupt allen Haus-Rath, den sie nöthig habe, zu schaffen; und Seine Majestät wolten gerne, daß sie das erstemal in der Prinzessin Stube, welche die Comödianten probireten, um sie bey der Wiederkunft des Königs vorzustellen, tanzen sollte. Die Duparc erstaunte ganz über eine so gnädige Aufnahme, sie bezeugte ihre Erkenntlichkeit gegen den Herrn von Murbachs, und fragte ihn, durch welch ein besonders Glück sie die Gnade habe, dem König bekannt zu seyn. Er gab ihr zur Antwort, er halte davor, sie sey dem Grafen von Torgau davor verpflichtet, daß ihr der König so große Gnade bezeugen lasse. Mehr konnte sie nicht herausbringen. Sie begab sich wieder mit ihrer Tante zurück, und beyde stunden in ungemeiner Bewunderung über das, was sie gehört hatten. Sie dachten hin und her, wer der Graf von Torgau seyn möge, den König aber getraue keine von beyden zu nennen, wiewohl sie muthmasseten, er müsse es seyn; die eine befürchtete, sie möchte zu viel sagen, und ihrer Nase allzu viele Einbildung machen, und die andere fürchtete, sie möchte sich betrogen, und vor gar zu eitel stolz ansehn werden. „Alein,“ sagte sie zu sich selber, „wenn es der König wäre, warum sollte er sich verborgen? warum sollte er sich nicht zu erkennen geben? was hat er mit

mit mir viel Anstalten zu beobachten. In dieser Unruhe blieb sie, und sagte zu sich selber: ja, ja, es ist der König, einen Augenblick aber hernach, nein er ist es nicht; bis an den Tag, da sie den König in der Comödie sahe.

Am demselbigen Tage, da sie eben aufstand, brachte man ihr eine mit Carmesin Sammet und goldenen Schnüren ausgeschlagene Kiste, und sagte ihr, man bringe es in Mahlen des Grafen von Torgau. Die Überbringer dieser Kiste wolten nichts mehr sagen, und sie möchte weiter fragen, was sie wolte, so antworteten sie durch nichts als Zeichen. Als sie die Kiste aufmachte, so fand sie darin zwey kostbare Kleider, eines auf den Schau-Platz, das andere darin auszugehen, mit allen Ausstaffierungen und Kleinigkeiten, die zum Ankleiden gehören, daß auch nicht das mindeste ermangelte, alles war dabey, so gar bis auf die Schuhe. Die Taschen waren voll von kostbaren Kleinodien, worunter Schreib-Fälsins waren mit Gold eingefaßt; Sie eröffnete dieselbe, und auf dem ersten Blatte fand sie die Entschuldigungen des Grafen, daß er nicht eher Mittel finden können, sie zu besuchen, er bat sie, die Kleidungen, die er ihr sende, als Vorboten des Guten anzusehn, das er ihr zu erzeigen willens sey, und schloß mit der Nachricht, daß er diesen Abend mit ihr zu speisen gedencke. Die Duparc war außerordentlich erfreut, daß sie Hoffnung hatte, endlich ihren wahren Liebsten kennen zu lernen.

Sie kleidete sich mit aller Sorgfalt, die eine Person anzuwenden pflegt, die auf etwas grosses ausgehet, und zuletzt erschien sie auf dem Schau-Platz



mit einem so kostbaren Aufpus, daß sie mehr einer Königin als einer Tänzerin ähnlich sahe. Alle ihre Gesellschafterinnen bewunderten sie, und konnten nicht begreifen, wo sie so prächtige Zierrathen her bekommen.

Der König blieb ein wenig aus, endlich aber kam er mit der Frau von Cosel. Die Duparc, welche über die Masse begierig war, ihn zu sehen, stand in einem Schußgattern gegen über der Loge des Monarchen. Aber wie unaussprechlich war die Freude, da sie sahe, daß ihr Liebster der König selbst sey: Vntermehr ist Psyche so froh gewesen, da sie erfahren, daß es der Liebes-Gott gewesen, der sie von dem tödtlichen Felsen los gemacht. Diese Freude nahm sie dermassen ein, daß sie darüber in eine kleine Ohnmacht fiel. Der König sahe sie, und rief so gleich dem Comödianten Beltour, ihr beizuspringen, und schickte ihr ein Fläschlein mit stärckenden Wasser. Die Frau von Cosel empfand dieses Bemühen des Königes nicht wohl, und gab ihm hierüber einen Verweis. „Wich denkt, mein König, (sagte sie mit spöttischer Miene) sie verschwenden ihre Gnade, indem sie dieselbe so sonderlich einer Creatur bezeugen, die, ausser allen Streit, ihrer Acksamkeit nicht sonderlich werth ist. Der König, den dieses verdroß, antwortete ihr mit etwas Bitterkeit, es sey wahr, man könne ihm schon geraume Zeit eine allzu große Güte vorwerfen, besonders gegen Personen, die sich derselben mißbrauchten, allein er hoffe, die Duparc solle mehr an sich halten. Die Frau von Cosel fand sich abgeschildert, daher gerieth sie in Hise, und sagte, er liebe nur die allerniederträchtigsten. Weil aber der König den ganzen Hof nicht zu Zeugen dieser Handel haben wolte, so stund er auf und gieng in die Loge der Königin, wo selbst

selbst nebst dieser Fürstin auch der Margraf von Brandenburg-Bareuth ihr Herr Bruder befindlich war. Weil nun die Frau von Cosel ihren Verdruß nicht bemeistern konnte, so stellte sie sich, als wenn sie sich nicht wohl befände, und gieng aus der Comödie. Der König erzeigte ihr dismal nicht die Höflichkeit ihr zu folgen, und ließ auch nicht einmal nach ihr fragen, worüber sie für Zorn bersten wolte. Als der König sich eine Zeitlang bey der Königin aufgehalten, rief er den Herrn von Murdachs zu sich, und sagte ihm ins Ohr, er habe seinen Bedienten befohlen, die Abend-Tafel in seinem Hause wrecht zu machen, und er solle die Duparc nebst drey Spielerinnen, die er ihm nennete, darzu einladen.

Nach der Comödie verfügte er sich zum Herrn von Murdachs. Die Duparc stellte sich dabey in den Bürgerlichen Kleidern ein, die ihr der vorgegebene Graf von Torgau gesendet hatte. Der König eilte ihr entgegen, so weit er sie sahe, sie that einen Fußfall, und danckte ihm demüthigst für seine große Gnade. Der König hub sie wieder auf, und saate zu ihr: Sie sey diejenige nicht, die vor seinen Füßen liegen solle, er wolle sie in solcher Stellung nicht lassen, wenn er auch gleich die verlichte Gedancken, die alle Stände gleich machen, nicht vor sie hegete. Auf diesen Eingang folgten hundert Freuden-Bereugungen. Die Duparc konnte sich von ihrer Erstaunung nicht erhohlen. Sie meente, es sey ein Traum, daß sie sehen solte, wie sie ein König, und zwar ein Liebens-würdiger, höflicher, großmüthiger König, der mit eben so großer Hochachtung mit ihr gesprochen, als wenn sie eine Prinzessin gewesen, lieben solte.

Die Abend-Mahlzeit war nicht so lustig, als man vermeynet. Der König und die Duparc redeten gemach mit einander, und bey dem Nacht-Tische verfügten sie sich gar in eine Seiten-Kammer. Die drey andern Frauenzimmer waren jaghaft, und ob sie schon gewohnet waren, Königinnen und Prinzeßinnen vorzustellen, so wußten sie doch nicht, wie sie sich an der Tafel eines Königes aufzuführen hätten. Sie wurden aber ungemein aufgeräumt, als Duparc wieder mit dem Könige zu ihnen kam, und ihnen sagte: Seine Majestät schencken hiermit jeder ein Kleid; und der König fügte jeglicher noch 100. Pistolen dazu.

Von diesem Tage an ward die Duparc für die geheime Maitresse des Königs erkannt, die Frau von Cosel aber blieb beständig die regierende Maitresse, dann er konnte ihre Bande nicht losreißen. Sie ward indessen wohl gewahr, daß der König die Duparc gern sehe, allein, es sey nun, daß sie dieselbige nicht als eine Neben-Buhlerin angesehen, daß sie zu fürchten habe, oder, daß sie geurtheilet, der König möchte endlich durch eine allzuheftige Eifersucht verdrüsslich gemacht werden, so gab sie ihm nur einige leichte Berweise darüber. „Sie streiten mit ihren eigenen Schatten, (gab ihr der König zur Antwort,) dann mit einem Wort, worüber klagen sie? Spüren sie an mir weniger Bemühen um sie, weniger Freygebigkeit, weniger Offenherzigkeit? woher merken sie nun, daß ich die Duparc liebe? kan ich dann keine Weibs-Person ansehen, oder sprechen, ohne in sie verliebt zu seyn? Ich kan ihnen nicht verhalten, wenn ich sie nicht mehr liebe, als ich sagen kan, so müßte ich sie nur um ihres Mißtrauens willen von mir entfernen. Es war der Frau von Cosel unangenehm zu sehen, wie viel Mühe sich der König gab sich zu rechtfertigen, sie antwortete ihm im Scherz: Ich weiß wohl, daß ich sie recht quäle mit ihren Vorwürffen, allein, ich

weiß

weiß auch, daß ich auf ihre Galanterien nicht aufmerksam genug seyn kan, und daß sie allezeit Mittel finden können, mich und dreyßig meines gleichen zu hintergehen. „ Durch dergleichen Vorwürffe und Vertheidigungen erneuerten der König und die Frau von Cosel von Zeit zu Zeit ihre Liebe, welche sonst durch die Zeit erloschen, oder ermattet worden.

Um diese Zeit geschah es, daß Friedrich der IV. König in Dännemarc, welcher aus Begierde, Italien nochmals zu besuchen, welches er in seiner Jugend schon gesehen, und woselbst es ihm so wohl gefallen hatte, sein Königreich verlassen, von seiner Reise zurück kam. Als er nun zu seiner Residenz zurück kehrte, stattete er bey dem Könige in Pohlen, und Sr. Königlichen Hoheit, der Frau Mutter des Königs und seiner Tante einen Besuch ab. Der Dänische Monarch ward mit aller Pracht und allen Ceremonien, die bey solcher Gelegenheit möglich sind, empfangen. Der König sandte ihm die Prinzen vom Gebüt, den Fürsten von Fürstenberg, den Grafen von Flemming und von Pflug, nebst vielen Cammer-Herren, Edelleuten von der Cammer und andern Hof-Bedienten entgegen. Er selbst gieng dem Könige in Dännemarc bis zwö Meilen entgegen, und hielt ihm einen prächtigen Einzug. Die Königin und Ihre Königliche Hoheit erwarteten ihn unten an der grossen Treppe, und nachdem sie ihn bewillkommet hatten, nahmen sie ihn in ihre Mitte. Der König in Pohlen gieng allein. Man führte ihn in das grosse Zimmer, woselbst ihm die Königin die vornehmsten Hof-Damen zeigte. Die Frau von Cosel war nicht dabey, denn der König wolte seiner Gemahlin



in den Verdruß nicht machen, daß sie dieselbe dem König von Dänemark zeigen sollen, und er hielt es nicht für thunlich, sie selbst dem König öffentlich vorzustellen. Nachdem sich der König von Dänemark einige Augenblicke mit der Königin und Ihro Königl. Hoheit unterredet, so verfügte er sich mit dem Könige in das vor ihn zu recht-gemachte Zimmer, von dannen aber begaben sich beyde Könige zu der Frau von Esel. Sie blieben daseibst bis zur Zeit der Abend-Mahlzeit, welche eine der prächtigsten war, und bey welcher alle Ceremonien beobachtet wurden, die man in solchen Fällen zu beobachten pflegt. Der König von Dänemark saß zwischen dem König und der Königin. Als er das erstemal tranck, wurden 24. Canonen losgebrannt. Es ward ein groß Concert gehalten. Unter den Frauenzimmern, das um die Tafel her stund, machte die Frau von Esel einen besondern Pracht mit ihren Diamanten. Der König von Dänemark wolte nicht zugeben, daß sie stehen solte, er bat also den König, sie niedersetzen zu lassen. Man gab ihr also einen Stuhl ohne Rücken und Arme, welches das übrige Frauenzimmer sehr erbitterte.

Die folgende Tage brachte man in lauter Lustbarkeiten zu, und die sechs Wochen, die sich der König von Dänemark zu Dresden aufhielt, war jeder Tag mit einem neuen Schauspiel, dessen Pracht und Seltsamkeiten jedermann in Bewunderung setzte, verherrlichter. Die Frau von Esel war allezeit der vornehmste Gegenstand dieser Festivitäten, überall sahe man ihre Lösungs-Zeichen und Devisen, ja, die beyden Könige thaten ihr die Ehre, in dem Rennen ihre Leib-Farbe zu tragen. Niemals hatte wohl eine Maitresse des Königes mehr Ehre genossen. Die

Die beyden Könige waren mit einander zu Lichtenberg, um bey Ihro Königl. Hoheit einen Besuch abzustatten. Von dar giengen sie nach Preßsch, wo sie die Königin auf das herrlichste tractirte. Von diesem Schloß reiseten sie mit einander nach Potsdam zum König in Preussen, Friederich dem I. welcher in ihrer Aufnahme den Beynahmen Magnifique, den er sich sonst erworben, nachdrücklich behauptete. Die beyden Könige erwiesen sich vollkommen galant gegen die Preussischen Hof-Damen, und ob schon der König von Dänemark die vortheilhafte Gestalt Friedrich Augusts nicht hatte, so liebte er doch, wie er, das schöne Geschlecht, und war selten ohne Liebste. Es war ungemein schön Frauenzimmer am Preussischen Hofe; allein, das galante Wesen der Sächsischen Damen fehlte ihnen, und sie waren gegen die beyden Könige ganz unempfindlich. Die Gräfin von Wartenberg, Gemahlin des Groß-Cämmerers und ersten Staats-Ministers des Königs in Preussen, hätte zwar gewünscht, daß sich der König in Pohlen an sie gewendet hätte, da war keine Gelegenheit, die sie nicht gab, weil sie aber, ausgenommen was die Farbe betrifft, nicht schön war, und ihr Gemüth noch etwas von der Niederträchtigkeit ihres Herkommens an sich hatte, \*) so konte der König keinen Geschnack zu ihr bekommen. Es war ihm bekannt, daß Mylord Rabbi,\*\*) Abgesandter von Engelland, in sie verliebt war, daher antwortete er auch den Grafen von Bisthum, der ihm alles anzeigte, was die Gräfin that ihm zugefallen, „meinetwegen mag sie machen was

\*) Sie war eine Schiffers Tochter von Emmerich.

\*\* Jezo Graf von Stafford.

sie will, aber ich will mich threntwegen nicht mit den See-Mächten obwerffen. Die Gräfin wolte rasend werden, aber seine Kaltfinnigkeit, und weil sie die allereitelste und einbildigste Frau von der Welt war, so schmeichelte sie sich mit den Einbildungen, es könne ihr nicht fehlen, den König in ihre Neze zu ziehen. Sie suchte Gelegenheit mit dem Könige insgeheim zu sprechen, der König aber vermied es mit grosser Sorgfalt. Endlich aber fügte es das Glück nach dem Sinn der Gräfin. Der König von Pohlen war am Preussischen Hof gekommen, in der Absicht, Friedrich den I. dahin zu vermögen, ihm behülflich zu seyn, daß er wieder auf den Thron steigen könne. Es zeigte sich die bequemste Gelegenheit dazu. Carl der XII. war in Moscau eingedrungen, und ohne ein Wunderwerk mußte er von dem Ejaar geschlagen werden. Der König von Dännemarc hatte ihm versprochen, den König von Schweden anzugreifen, und wenn sich der König in Preussen vor ihn erklärte, so könnte ihm die Wiedererlangung seiner Crone nicht fehl schlagen. Er fand die Preussischen Minister nicht sonderlich geneigt, sich in seine Handel zu mischen. Es war ihm aber nicht unbekannt, daß, wann er den Grafen von Wartenberg gewinne, der seinen Herrn unumschränckt regierete, so gewinne er alles. Weil ihm nun die Schwachheit dieses Ministers gegen seine Gemahlin bekannt war, so hielt er vor nöthig, sie in seinen Vortheil zu ziehen. Destwegen mußte er sie nun besuchen, und er konnte sich nicht leicht, endlich aber mußte er sich dazu entschließen. Er sendete also den Herrn von Bighthum zu der Gräfin, damit er ihr sagen möge, er wolle nach der Tafel zu ihr kommen, und weil

er

er sie wegen nöthiger Angelegenheit sprechen wolte, so liesse er sie bitten, sich allein finden zu lassen. Die Gräfin nahm es treulich in acht, er traff sie auf dem Ruh-Bette liegend an, eben als wenn sie unpäßlich gewesen wäre. Es war nicht mehr Licht in der Kammer, als durch die Carmesin-rothe Vorhänge fallen konnte, die vor die Fenster gezogen waren. Sie hatte ein grün taffetes Unterkleid mit Silber an, und unter dem Vorwand der damaligen Hitze hatte sie Busen und Arme aufgedeckt, welche in der That sehr schön an ihr waren. Sie entschuldigte sich gleich bey dem König, daß sie seinen Besuch liegend annehme, und sagte, daß wenn sie nicht gerne die Ehre gehabt hätte, seine Befehle zu vernehmen, so würde sie nicht aus dem Bette gekommen seyn, so sehr sey sie mit Kopfschmerzen geplagt. Der König sagte zu ihr, es thue ihm leid, daß sie sich seinetwegen besunruhige, er wolle sich aber der Gewogenheit nicht mißbrauchen, die sie vor ihm gehabt, und wolle er mit ganz wenigen sagen, was ihn zu ihr treibe. Er erzählte ihr sein Vorhaben, und bat sie, ihrem Gemahl zu bewegen, daß er den König von Preussen auf seine Seite brächte. Die Gräfin versprach alles, und begleitete ihre Antwort mit so vielen Liebes-Versicherungen, daß Friedrich August, so wenig er Scrupel zu machen gewohnt war, sich darüber ärgerte. Weil ihn aber die Umstände seiner Angelegenheiten nöthigten, sie auf der Seite zu behalten, so antwortete er mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit, wiewohl er sich allezeit in acht nahm, daß ihn nichts zu einer Galanterie nöthigen konnte. Die Gräfin, welche durchaus Vortheil aus dieser Unterredung ziehen wolte,

fiel



fiel ihm um den Hals, und indem sie ihre Arme um ihn schlang, so zog sie ihm mit sich auf das Bette. Der König hegete nichts als Verachtungen gegen dieses Weib, und wußte also gar nicht, wie er sich aus dieser Schlinge ziehen sollte; als eben zu gutem Glück für ihn der Englische Abgesandte Mylord Rabbi ihn aus allen Kummer riß. Denn obschon die Frau von Wartenberg ihren Leuten ausdrücklich verboten hatte, jemand einzulassen, so lange der König von Pohlen bey ihr seyn würde, so hielten sie doch davor, daß eine so vornehme Person, als der Gesandte sey, von diesem Verbot auszuschließen wäre, und auf solche Weise ließen sie ihn ein, ohn ihm einmahl zu sagen, daß der König bey der Gräfin sey. Da der Gesandte den König in den Armen der Frau von Wartenberg gewahr ward, so wolte er aus Respekt zurück gehen, allein der König rief ihm nach, und sagte: Kommen sie, kommen sie, Mylord, sie sind hier nicht zu viel. Niemahls ist jemand's Gegenwart dem andern ungelegener gewesen, als hier die Gegenwart des Gesandten der Gräfin war. Es war in der That lustig anzusehen, wie bestürzt diese beyde Personen waren. Der König war so spasshaft, daß er sich einige Zeit daran ergösete, nachgehends aber ließ er sie allein, und seit der Zeit vermied er alles Ernstes, daß er die Gräfin von Wartenberg niemahls unter vier Augen zu sprechen bekam, welche dermassen darüber erboste, daß sie, um sich zu rächen, ihren Gemahl antrieb, den König Friedrich den I. zu bewegen, daß er nicht in das Bündniß des Königes in Pohlen treten möge.

Die Könige von Dännemarck und Pohlen waren  
drey

dren Wochen bald zu Potsdam, bald zu Berlin, worauf der eine nach Coppenhagen, der andere nach Dresden zurück kehrte. Der König von Polen vernahm daselbst wenige Tage nach seiner Rückkehr die Niederlage Carls des XII. bey Pultawa, und daß er keinen Feind mehr habe, der im Stande sey, ihm die Krone streitig zu machen. Die Fürstin von Teschen, und die Frau von Brebentau leisteten ihm bey dieser Gelegenheit stattliche Dienste, indem sie eine große Schaar Polnischer Herren auf seine Seiten brachten. Ehe sich der König wieder nach Polen erhub, unterredete er sich erstlich zu Leipzig mit Friedrich dem ersten Könige von Preussen, und mit dem Kaiser zu Marienburg. Nachdem er nun die Huldigung der Polnischen Magnaten eingenommen, so kehrte er nach Dresden zurück, woselbst die Frau von Cosel und die Duparc zurück geblieben waren. Er fand, daß sich die Gräfin fast mit allen Ministern abgeworffen, insbesondere aber mit dem Fürsten von Fürstenberg, und dem Feld-Marschall, Graf von Flemming. Der letztere war stols, daß sich alles für ihn beugen sollte, und wann er nicht gleiches von der Frau von Cosel begehrte, so konte er sich auch nicht entschließen, vor ihr die Segel zu streichen, und dieses wollte diese herrschsüchtige Favoritin gleichwohl haben. Der König wolte sie nochmahls vereinigen, er nöthigte sie, sich zu sprechen, allein seine ganze Bemühung war vergebens, die Maitresse und der Favorit geriethen auf Schelt-Worte in seiner Gegenwart, und er mochte sagen was er wolte, so giengen sie unter der Bezeugung eines beständigen Hasses aus einander.

Von diesem Tage fingen sie an Kotten gegen einander zusammen zu bringen. Der Fürst von Fürstenberg vereinigte sich zu dem Verderben der Gräfin mit dem Grafen von Flemming, mit dem er doch sonst nicht gar wohl zufrieden war. Seltne Gedanken hegeten sie, als der König nach Warschau reiste. Die Frau von Cosel blieb wegen ihrer damaligen Schwangerschaft in Dresden, und der Graf von Flemming gieng mit auf die Reise. Diß war nun ein entsetzlicher Fehler, den die Frau von Cosel begieng, daß sie nicht hintertrieb, daß Flemming den König begleitete. So bald derselbe zu Warschau angelangt, beredete er sich mit seiner Verwandtin der Frau von Brebentau, über die Art und Weise, wie man dem Könige seine Maitresse aus den Gedanken brächte. Sie kamen darin überein, daß man ihm eine andere geben müsse, und nachdem sie hin und her gedacht, fiel ihre Wahl auf die Gräfin von Denhoff, eine Tochter des Groß-Marschallen Bielinsky. „Sie ist angenehm genug, daß sie ihm gefallen kan, allein, Verstand hat sie nicht genug, daß sie sich sollte einkommen lassen, zu regieren.“ Alles kam darauf an, den König verliebt, und die Dame willfährig zu machen. Die letztere Schwierigkeit schien ihnen nicht sonderlich wichtig. Die Frau von Brebentau nahm es auf sich, die Frau von Denhoff zu bewegen. „Wig sie eigensinnig seyn, (sagte sie,) so will ich sie schon durch die Groß-Marschallin, meine beste Freundin, zurecht bringen lassen, denn diese, indem sie den elenden Zustand, in den sie und ihre Familie nach dem Tode des Marschallen gerathen werden, vorher sehet, wird sehr froh seyn, daß sie diese Gelegenheit, die Angelegenheiten ihres Hauses herzustellen, finden wird.“ Den König verliebt zu machen, schien ihnen eine weit

schwe-

schwerere Sache, denn ob er wohl von Natur unbeständig und verliebt war, so waren ihm doch nicht alle Weibes-Personen recht, sie mußten Lebhaftigkeit und Feuer haben, wenn sie ihm gefallen sollten, und das war es eben, was der Frau von Denhoff am meisten fehlte, welche mit einer von Natur traurigen Mine, eine Jungfräuliche Ehrbarkeit anzunehmen suchte, welche Gemüths-Beschaffenheit derjenigen stracks entgegen war, die der König an seinen Maitressen suchte. Die Frau von Brebentau, und der Graf von Flemming, sahen wohl, daß sie dem Monarchen nicht anstehen würde, allein sie wußten keine Person bey Hofe, die sich besser schickte, und sie hoffeten noch den König in ihre Netze zu ziehen, wenn sie es nur dahin brächten, daß ihnen der Herr von Bisthum, den der König während seines Reichs-Vicariats nach dem Tode des Kaisers Josephi zum Reichs-Grafen gemacht, behülfflich sey. Sie redeten mit ihm, und der Herr von Bisthum antwortete, er wolle sich ihrem Vorhaben nicht widersetzen, aber er wolle es auch nicht befördern; sondern sich, wie jederzeit geschehen, aufführen; das ist, dem König weder eine Maitresse geben, noch von ihm entfernen, allezeit aber diejenige verehren, der dieser Brins sein Herze schencken werde.

Diese Abschlägige Antwort des Herrn von Bisthum konnte die Groß-Schatzmeisterin nicht verzagen machen, sie redete mit dem König, und pries ihm die Gräfin von Denhoff, als die vollkommenste Person in Pohlen. Der König zeigte ein Verlangen, sie zu sehen. Sie befand sich mit ihrem Gemahl auf ihren Land-Güthern, man schickte ihr aber einen Cour-



zier, und wenige Tage hernach kam sie zu Warschau an. Die Groß-Marschallin, und die Frau von Brebentau sagten ihr, was sie vorhätten, und wie sie sich zu verhalten habe, und nach diesen Anstalten brachten sie dieselbe zum Vorschein, welches bey einem Abend-Essen geschah, das die Groß-Schachmeisterin an den König gab. Die Gräfin erschien da bey in Gesellschaft ihrer Mutter der Groß-Marschallin, und der Starostin Cherinska ihrer Schwester. Nachdem sie die Frau von Brebentau zum König geführt, so bewillkommte er sie mit der Freundlichkeit, die ihm natürlich war, und alle Herzen zu ihm zog, er sprach einige Zeit mit ihr auf eine galante Art, doch aber so, daß sein Herz keinesweges besondere Gedanken über sie hegte. Man tankte nach dem Abend-Essen, der König nahm die Frau von Denhoff, er fand aber, daß sie übel tankete, und überhaupt deuchte ihn nicht, daß sie dem Bilde ähnlich sey, das die Frau von Brebentau von ihr gegeben.

Als sich der König darauf mit dem Grafen von Wisthum allein befand, so sagte er zu ihm: „Man will mich verliebt machen, allein, so lange man mit niemand als die Gräfin von Denhoff reden kan, so zweifle ich sehr, ob ich der Frau von Cosel untreu werde.“ „Davon ist auch die Rede nicht, (antwortete der Herr von Wisthum mit lachen,) daß Ew. Majestät die Frau von Cosel vergessen sollen; Sie könnten die Frau von Denhoff zu Warschau, und die Frau von Cosel zu Drezden lieben, und diesen Rath wolte ich fast Ew. Majestät selbst zu geben, die Freyheit nehmen. Dann, wie dieselbe zwey Hof Läger, eins in Sachsen, und das andere in Polen haben, so wäre wohl billig, daß alles vollständig sey, daß sie eine Maitresse in jeden ihrer Staaten hielten. Dadurch würden sie den beyden Nationen ein Genügen thun. Ziege schmähen die Pohlen, weil Ew. Majestät eine Sächsishe Maitresse ha-

haben. Wolten sie, gnädigster Herr, diese von sich stossen, und eine Pohlische annehmen, so würden sich die Sachsen beklagen, da im Gegentheil, wenn sie ein halb Jahr eine Pohlische, und ein halb Jahr eine Sächsishe liebten, beyde Völker vergnügt wären. Ihr scherzet nach Gefallen, (versetzte der König,) weil euch eure Maitresse in Ruhe läßt, wenn ihr aber, wie ich, alle Post-Tage einen Brieff erhaltet, darin man euch einer Unbeständigkeit und eines Meineydes beschuldigte, und euch hier zuhiet, euch untreu zu machen, ihr würdet Gräßen genug bekommen. „Mein, wahrhaftig nicht, (antwortete der Herr von Wisthum,) ich würde meinen Trieben folgen, und die andern, die Lust zu brummen hätten, immerzu brummen lassen.“

Weil aber die Groß-Marschallin den König schlechterdings in ihre Tochter verliebt wissen wolte, bat sie ihn zur Abend-Tafel. Die Gesellschaft war nicht so groß, aber auserlesener als bey der Groß-Schachmeisterin. Während der Tafel sang man; die Starostin Cherinska und die Gräfin von Denhoff ließen ihre Stimmen hören, und sangen Scene von Aris und Sangaris. Die Frau von Denhoff, welche die Rolle von Sangaris sang, sahe den König beständig an, und richtete gleichsam alle verliebte Ausdrückungen derselben an ihn. Ihre Bemühungen waren nicht umsonst, der König ward bewegt, und sieng an, ihr hundert schöne Reden zu geben, auf welche sie bloß allein mit verliebten und traurigen Blicken antwortete. Ihre Mutter und Schwester sprachen vor sie, daß man wohl sagen kan, der König habe drey Personen zugleich verliebte Anträge gethan. Weil er nun viel Zeitvertreib in dem Hause der Groß-Marschallin fand, so gieng er öfters hinein, und auf solche Weise, da er die Frau von Denhoff

hoff so oft vor sich haben mußte, und sie alle Belegenheit darbot, ward er in sie verliebt.

Indem er sich nun seiner neuen Liebe überließ, war die Frau von Cosel mit einem Sohn zu Dresden entbunden worden. Sie hatte kaum den Abfall vernommen, womit sie gedrohet wurde, als sie sich entschloß nach Warschau zu reisen, um sich das Herz des Königes entweder mit Thränen, oder Waffen zu erhalten. Allein der Fürst von Fürstenberg, der von ihrer Abreise Nachricht eingingen, fertigte einen außerordentlichen Boten mit dieser Nachricht an den Grafen von Flemming ab, damit er sich versehen möge, damit er nicht selbst in die gegrabene Grube falle. Diese Zeitung setze die Anhänger der Frau von Denhoff in die größte Bestürzung. Sie versammelten sich bey der Groß-Schachmeisterin, weil sie, indem sie beständig und unpaß war, nicht aus dem Bette kam. Niemahls ist ein Reichs-Tag einmüthiger gehalten worden. Alle Glieder dieser vornehmen Versammlung kamen mit einander überein, man müsse die Frau von Cosel nicht herbey lassen, und die Frau von Denhoff solle einen Königlichen Befehl auswirken, daß sie nach Sachsen zurück solle. Weil nun keine Zeit zu versäumen war, so that die Frau von Denhoff noch selbigen Abend einen Versuch. Um die Stunde, da der König gemeinlich zu kommen pflegte, legte sie sich auf ein Bette, stützte den Kopf mit der einen Hand, und in der andern hielt sie ein Schnupff-Zuch, sie sahe starr vor sich hin, wie eine Person die traurige Dinge überlegt. Der König fand sie also in solchen Umständen, und fragte daher sehr begierig nach dem Ursprung ihrer Trau-

rig-

rigkeit. Die Gräfin hielt ihr Schnupff-Zuch vor die Augen, und that, als wann sie vor Thränen nicht reden könnte. Der König, den ihre Zähren in volle Bewegung gesetzt hatten, drückte ihr die Hände, küßte sie, und beehrte sie, ihm den Grund derselben zu entdecken. „O, Gnädigster Herr, (antwortete endlich die Gräfin von Denhoff,) ich lausse Gefahr, mein Leben zu verlieren. Das hätte aber wenig zu bedeuten, wenn ich nur glauben dürfte, daß ich in meinem Tode noch ihre Liebe behalten würde. Aber ach! man will mir nebst dem Leben noch Derselbe rauben. Die Frau von Cosel soll nach Warschau kommen, vielleicht ist sie schon da, da ich dieses spreche. Vielleicht hat sie schon mit ihnen geredet, und sie haben ihr schon die Versicherung meines Verderbens beschworen, und sie kommen vielleicht nur deswegen zu mir, daß sie mir selbst ankündigen wollen, ich solle dieser glücklichen Neben-Buhlerin Platz machen.“ „Madame, (erwiderte der König,) ich sollte ihnen solche Dinge ankündigen! glauben sie wohl, daß ich im Stande sey, solches zu thun, und können sie sich wohl einbilden, daß man mich betrogen könne, ihnen abzusagen. Nein, Madame, ich bin von ihnen mit unauflöslichen Banden gefesselt. Ihre Unnehmlichkeit, ihr allezeit gleiches Gemüthe, kurz diese liebliche Höflichkeit, die ihnen eigen ist, und die ich nur bey ihnen antreffen können, sie hinständig überzeugen, daß ihnen die Coselin nimmermehr Eintrag thun kan.“ „Ach mein allerliebster Prinz, (schrie die Gräfin,) sollte doch ihr Herz mit diesen Worten übereinstimmen, und sollten sie mich doch so sehr, als ich sie, lieben können! Denn ich erkläre ihnen kurz um, daß mir der Tod was leichters ist, aber daß ich das nicht kan, daß ich mich von so starken Verbindungen, als ich gegen sie trage, los machen soll, und daß ich lieber das Leben, als die süßen Hoffnungen, die sie mir gemacht haben, verlieren wil. Ach darum lieben sie mich! werden sie aber aufhören mich zu lieben, so sehe ich gar zu wohl, daß mir das Leben nach der Einbasse ihres Herzens nicht nützlich seyn wird.“ „O meine Allerliebste, (war die Antwort des Königes,) wie niederträchtig wäre es von mir, wenn ich, da ich dieses aus dem werthesten Munde vernehme, einer an-

D 4

deru,



dern, als allein ihnen mein Leben widmen wolte: Ach wie viel Hoffnung stößen sie mir ein, Gnädigster Herr, (sagte sie darauf,) allein ich fürchte, daß mich nichts beruhigen kan: Meine Neben-Buhlerin kommt herbey, sie werden sie sprechen, und werden ihr wieder die Herrschaft einräumen, die sie schon so lange Zeit über Dero Herz behauptet hat. . . O wie sind sie so unbillig und sinnreich, sich Künnernisse zu machen, (versetzte der König, um des Himmels willen, sagen sie mir, was ich thun soll, daß sie sich zufrieden geben. Lassen sie doch die Coeselin immerhin kommen, sie wird ein Zeuge Dero Sieges und ihrer Niederlage seyn. . . Kein, nein, Gnädigster König, (gab sie zur Antwort,) die Frau von Cosel kommt, ich muß Warschau verlassen, ich fürchte ihrer Gewaltthätigkeiten allzusehr. . .

Da sie aufhörete zu reden, kam die Groß-Marschallin, welche gelauret hatte, ins Zimmer, und that, als wenn sie nicht gewußt habe, daß der König bey ihrer Tochter sey. . . Kommen sie her, Madame, (sagte ihr dieser Prinz,) kommen sie her, und helff n mir Dero Tochter, gegen einige Besorgen, die mich bedrücken, stark machen. Ey, worauf kommt es denn an, Gnädigster König! (antwortete sie,) wenn meine Tochter verdacht gehet, so können Ew. Majestät denselben nicht anders, als ein Zeichen ihrer heftigen Liebe annehmen. . . Hierauf erzählte ihr der König, was die Gräfin befürchte. . . Ach! Gnädigster König, (erwiderte die Groß-Marschallin,) ich kan meine Tochter nicht tabeln, und Ew. Majestät sollten die Gräfin von Cosel nach allen Bedrohungen, die sie sich unterstanden hat, gegen sie auszustossen, selbst scheuen. . . Wohl an, Madame! (antwortete der König,) die Frau von Denhoff n: sie sollen ihren Willen haben, ich will Befehl stellen, daß die Frau von Cosel nach Dresden zurück gehen soll. Ach, meine Tochter, (schrye die Groß-Marschallin,) wie glücklich seyd ihr, daß euch ein so vollkommener und Liebesswerther König liebet! Allein, Gnädigster Herr! (fuhr sie fort,) weil sie doch die Gnade haben, und meine Tochter beruhigen wollen, darff ich wohl ihnen vorstagen, daß man einen vertrauten Menschen der Frau von Cosel entgegen schicken müsse, welche nach ihrer Herrschsucht, ohne allen Zweifel Schwärze

leitet

Leit machen wird, zu gehorsamen? . . Der König sagte, er gebe ihr Vollmacht zu schicken wen sie wolle. Die Groß-Marschallin danckte ihm vor seine grosse Gnade, und schlug Montargon vor, welches ein Franzos, und mit dem Abt Polinac nach Pohlen gekommen war. Weil er sich nun an das Bielinskysche Haus gewendet hatte, so war er in die Königliche Dienste, als Edelmann von des Königs Cammer, aufgenommen worden. Montargon ward herbey geruffen, und der König ertheilte ihm Befehl. . . Allein, gnädigster Herr, (sagte der Edelmann,) wann die Frau von Cosel nicht gehorchen will, was soll ich anfangen? . . Der König stund einige Augenblicke in Bedanken, darauf sagte er, er gebe ihm auf diesen Fall den La Haye, Obrist-Lieutenant unter den Chevalier-Guarden zum Schlußfen, derselbe solle sechs seiner Leute zu sich nehmen, welche doch wohl im Stande seyn würden, die Frau von Cosel zu recht zu bringen. Die Groß-Marschallin und die Gräfin von Denhoff waren vor Freuden ganz außer sich selber, und überhäufften den König mit Lob- und Dancksagungen. Der Verliebte und die Geliebte gaben einander tausend schöne Reden, und schwuren einander ewig zu lieben. Nachdem der König den Herrn de la Haye herbey kommen lassen, gab er ihm dieselbe Befehle, die der Montargon empfangen, und befahl nochmahls beyden zu eilen.

Diese beyde Gesandten eilten sich, ihre Begleiter zusammen zu bringen, und reiseten auf der Post ab, ihre Gesandtschaft abzulegen. Sie trafen die Gräfin von Cosel zu Windawa, einer kleinen Pohlischen Stadt auf den Sächsischen Gränzen, an. Anfangs stellten sie sich, als wenn es von ungefehr geschehe, und

D 5

be-

begehrten der Gräfin aufzuwarten. Sie ließ sie vor sich, erwieß ihnen Höflichkeiten, und behielt sie bey dem Mittags-Mahl. Als man bald abgesspeiset hatte, fieng der Herr von Montargon, als das Haupt der Gesandtschaft, an, von seinen Anliegen zu reden. Anfangs sprach er von der Sache, als seinem eigenen Einfall, und als wenn er ihr einen guten Rath geben wolte. Allein die Frau von Cosel war nicht willens dergleichen anzunehmen, und gieng also sehr verächtlich mit ihm um, and drohete so gar, sie wolle ihm seine Freyheit theuer machen. Er fieng an im Nahmen des Königes zu reden, sie gab zur Antwort, sie verlange nicht zu gehorchen, der König habe sich durch die Anschläge ihrer Feinde einnehmen lassen, und in der That würde es ihm nicht mißfallen, wenn sie ihm in diesem Stücke ungehorsam wäre. Montargon, der von Natur sehr still, und dessen Lebens-Art sehr gesetzt war, sagte mit einem spöttischen Lächlein, er bate sie gar sehr, sie solle ihm nicht nöthigen Gewalt zu brauchen. Wie, (fragte die Frau von Cosel,) solltet ihr frech genug seyn, so weit zu gehen? „Er antwortete: er habe Königl. Befehl, sie anzuhalten, daß sie nach Dresden zurück gehe, und demselben müsse er in Unterthänigkeit nachkommen.“ Bey diesen Worten fuhr die Frau von Cosel auf, hieß den Montargon einen jungen Notariats-Schreiber, \*) und indem sie nach der Pistole griff, (dann sie reisete niemals ohne dieselbe) drohete sie, sie wolle ihm den Kopff zu Stücken schießen. Montargon, der sie vor eine Frau hielt, die eben in seiner Person das Völkers-Recht nicht son-

der.

derlich scheuen würde, führte sich ab, und ließ den la Haye, seine Herrn Collegen, mit ihr anfangen. Dieser redete im Nahmen des Königes, trug seine Sache erträglich vor, und nachdem er sich nach und nach in die Vertraulichkeit der Gräfin einschlich, als deren Unfall er bedauerte, so brachte er ihr bey, das beste Mittel, das sie bey der gegenwärtigen Beschaffenheit ihrer Sachen ergreifen könne, sey wohl, wann sie nach Dresden zurück gieng. Der König werde sich ehstens nach Dresden zurück erheben, und daß es kein Ansehen habe, daß die Gräfin von Denhoff mitgehen werde, alsdenn aber werde es ihr leicht fallen, den König wieder auf ihre Seite zu bringen, und ihre Feinde zu schanden zu machen. Weil nun die Frau von Cosel nichts bessers für sich sahe, so entschloß sie sich, wieder zurück zu gehen. Montargon schickte sogleich einen Boten mit dieser wichtigen Zeitung an die Groß-Marschallin. Nachgehends gieng er nebst dem Herrn de la Haye der Frau von Cosel beständig nach, so, daß sie allezeit in das Lager kamen, das sie kaum verlassen hatte. Auf solche Weise begleiteten sie dieselbe bis auf eine Tage-Reise über Breslau, und zuletzt kamen sie nach Warschau wieder zurück, um die Danck-sagung von der neuen Liebste des Königes selbst anzunehmen.

Nun aber hatte die Gräfin von Denhoff noch eine andre Beschwerlichkeit aus dem Wege zu räumen, nemlich ihren Eh-Gemahl, welcher, indem er ihre Aufführung erfahren hatte, ihr unaufhörlich schrieb, sie solle sich zu ihm auf seine Güther begeben. Dis aber war weder die Gräfin noch die Groß-Marschallin zu thun gemeint, und sie ließen auch würcklich den gu-

ten.

\* Er war ein Sohn eines Notarii auf dem Dorff Chailot bey Paris.



ten Grafen eine ziemliche Zeit umsonst schreiben. Als sie aber endlich seiner Verweise müde waren, so griff es die Groß-Marschallin an, ihn zurecht zu setzen. Sie begab sich zu ihm, und eröffnete ihm ohne Umschweiff die Ursachen, warum seine Gemahlin ausbleibe. „Überlege er, mein Herr, (sagte sie zu ihm,) ob ihm das ansehe, daß seine Liebste die Maitresse des Königs sey, wo nicht, so lasse er sich von ihr scheiden. Der Minus Grimaldi\* ist schon so weit mein guter Freund, daß ich denke, er werde uns die Einwilligung des heiligen Vaters zuwegen bringen. Der Graf nahm soalereich den Vorschlag an, man begehrte die Ehescheidung zu Rom, und Clemens der XI. stand sie zu.

Die neue Geliebte des Königs verlor gleich zu Anfang ihres Glücks ihren Vater. Dieser Herr, dereiner der prächtigsten und lebenswürdigsten Herrn war, den die Polen gesehen, hinterließ seine Familie in ziemlichem Ruin, allein die Gräfin von Denhoff half ihr in kurzer Zeit wieder auf. Sie machte, daß sich die königliche Gnaden-Bereugungen über ihre Mutter, ihren Bruder, und ihre Schwester ergossen, da war ein beständiger goldner Regen, und das Bielinskysche Haus ward auf solche Art reicher als es jemahls gewesen. Die Frau von Denhoff ist auch vielleicht von allen Maitressen des Königes diejenige, die er am allerwenigsten geliebet, die ihn aber ohne Widerspruch am allermeisten gekostet, und die, da er sie verlassen, auch die allerreichste gewesen. Es ist zwar wahr, daß dieses mehr von der Sorgfalt der Groß-Marschallin hergekommen; Denn diese vorsichtige Mutter wußte wohl, daß die verzelebte Schwüre selten gehalten werden, daher sahe sie

sie den künftigen Künftig vor, sie hörte nicht auf zu fordern, und forderte so artig, daß sie nie eine abschlägliche Antwort erhielt, und auch nicht einmahl vor grob angesehen ward.

Die Trauer des Bielinskyschen Hauses war bald aufgekläret. Der Groß Marschall war kaum zur Erden bestattet, als seine Wittwe und seine Waisen bey den Ball, Rennen und Schauspielen, die der König zum Trost seiner Maitresse angestellt, erschienen. Allein, alle diese Lustbarkeiten erschienen für Friedrich Augusten in der ersten Hitze seiner Neigungen allunwenig, er war im Stand, zu Dresden größere und prächtigere zu geben, deswegen bat er die Frau von Denhoff, dahin zu kommen, und es anzusehen. Sie widersehte sich zwar dieser Reise nicht, aber sie scheute nur die Frau von Cosel. Sie eröffnete dem König ihre Furcht, und bat nochmahls, daß ihre Neben-Buhlerin angehalten würde, aus Dresden zu weichen. Der König sandte dieser wegen Befehle an den Fürsten von Fürstenberg, allem die Frau von Cosel wolte nicht gehorsamen, sondern sagte, wenn Seine Majestät ein Verbrechen an ihr sünden, so könnten sie Richter ihrer Sache setzen, und ihr den Proceß machen lassen; da ihr aber nichts bewußt wäre, als daß sie dem Könige zu treu gewesen, so hoffe sie, er werde ihr die Gnade erweisen, und sie ruhig in ihrem Hause bleiben lassen. Der Fürst von Fürstenberg war zufrieden, daß die Frau von Cosel gedemüthiget war, und wolte sie nur in ihrem Unglück nicht weiter beleidigen, er ließ sie also, so sie war. Der König, dem seine Maitresse anlag, sandte den Herrn von Sienen, seinen General-Min-

\* Er ist 1724. als Cardinal-Legat von Pohlen gestorben.

tanten, an die Frau von Cosel, und ließ ihr sehr ernstlich anbefehlen, sich von Dresden wegzubegeben. Die Frau von Cosel fieng an zu weinen und verzweifelte zu thun, sie that dem Herrn von Zienen hundert bewegliche Vorstellungen, die denn auch diesem jungen Officier dermassen zu Herzen giengen, daß er keine Gewalt gebrauchte. Zum Zeichen ihrer Erkenntlichkeit verehrte sie ihm einen Ring mit Diamanten vier tausend Thaler werth, und schickte ihn an den König mit einem demüthigen Brief zurück, darin sie ihn bat, ihr zu erlauben, in ihrem Hause bleiben zu dürfen. Der Herr von Zienen traff den König eine kleine Tag-Reise vor Dresden an. Dieser Monarch war erschrecklich über seinen Adjutanten ergrimmt, und sandte ihn stehendes Fußes, so gar an den Fürsten von Fürstenberg, und den Ober-Marschall Baron von Löwendahl mit ausdrücklichem Befehl zurück, die Frau von Cosel entweder mit gutem oder Gewalt aus Dresden fortzuschaffen. Als ihr nun der Ober-Marschall solch Compliment gemacht, so entschloß sie sich abzureisen, und in dem Augenblick als der König kam, gieng sie nach Pillnitz ab.

Die Frau von Denhoff ward von diesem Abzug durch einen Courier, den man ihr schickte, benachrichtiget. Sie folgte in kleinen Tag-Reisen, und ward von der Groß-Marschallin, ihrer Mutter, der Starostin Eherinska ihrer Schwester, der Groß-Schatzmeisterin, und verschiedenen andern Damen, welche sie der König ernennen lassen, begleitet. Sie langte also triumphirend zu Dresden an, unter der Bedeckung des Herrn von Chatira, Obrist-Lieutenant

nant in der Königl. Chevalier-Guarde, und sechs Chevalier-Guarden. Sie wohnten bey dem Fürsten von Fürstenberg, die Königl. Bedienten warteten ihr auf, so lange sie in Sachsen war, und der Herr von Chatira war ihr Haus-Hofmeister. Der König hatte ihm befohlen, für die Sicherheit der Gräfin zu sorgen, welche sich noch immer für der Gräfin von Cosel furchtsam stellte. Das ist zwar wahr, daß wenn sie nicht furchtsam war, so suchte ihr der Feld-Marschall Graf von Flemming Furcht einzujagen, denn er suchte sie gegen die Gräfin von Cosel zu erbittern, als deren Fall seine Rache noch nicht befänstigte. „Pillnitz liegt nur eine Meile von hier, (sagte er zur Frau von Denhoff,) in ein oder zwei Stunden kan ihre Nebenbuhlerin hier seyn, der König kan sie zu Gesicht bekommen, und sich wieder zu ihr wenden. Versichert, geben sie ihr eine Wache zu, und stellen sich auf alle mögliche Zufälle in Verfassung.“ Die Frau von Denhoff war großmüthiger, als der unveröhnliche Graf von Flemming, sie gab ihm also zur Antwort, sie könne sich unmöglich entschließen, eine vornehme Dame, die ihr niemahls was zu leide gethan, so sehr zu mißhandeln.

Der Graf von Flemming, der zu viel gewaget, als daß er abbrauen können, und der die Gräfin von Cosel auf ewig zu stürzen suchte, rieth dem König, ihr seinen Ehe-Verspruch, den er ihr ehemahls schriftlich gegeben, abzufordern. Er sahe gar zu wohl, daß sie vermöge ihres Naturels sich nicht schlechterdings dazu verstehen würde, und alsdenn zweifelte er nicht, er wolle den König schon bewegen, daß er sie in Verhaft nehmen lasse. Die Frau von Cosel schlug es schlechthin ab, das Billet heraus zu geben, und weil sie muthmassete, es würde diß ihren Feinden einen Vor-



Verwand geben, sie in Arrest nehmen zu lassen; so reifete sie heimlich von Pillnitz weg, und begab sich nach Berlin. Allein daselbst fand sie die gesuchte Frenstadt nicht. Als ihr nun der König in Preussen zu verstehen gab, daß ihre Gegenwart in Berlin nicht angenehm sey, so begab sie sich nach Halle. Ihre Feinde konnten sie auch da noch nicht leiden, sie wolten sie um ihre Freyheit, und vielleicht auch um ihre Güter bringen. Sie klagten sie also bey Friedrich August an, sie habe übel von ihm gesprochen, und suche eine Zusammenverschwörung gegen seine Person anzustellen. Der König, der immer mehr erbittert ward, schrieb an den König von Preussen, und beehrte die Auslieferung der Frau von Cosel. Der Berlinische Hof stellte gleich Befehle an Ducharmoi, einen Lieutenant bey dem Dessauischen Regiment, sich der Frau von Cosel zu versichern, und sie unter Bedeckung nach der Sächsischen Gränze zu bringen, daselbst aber sie dem Officier, der sie auf Befehl des Königes in Polen abholen würde, zu überliefern. Welche Ungerechtigkeit! Welche Grausamkeit! (schrie sie, da sie ihre Gefangenenehmung erfuhr.) Nachgebends fiel sie in ganz tiefsinnige Gedanken, und sagte nicht ein Wort. Als sie die Sächsischen Soldaten kommen sahe, welche sie abholen wolten, so bat sie den Ducharmoi, eine goldene Dose und eine sehr schöne goldene Uhr, die sie bey sich trug, zu sich zu nehmen. Als er sie nicht annehmen wolte, so sagte sie: „Nehme er sie hin, mein Herr, nehme er sie hin. Es ist mir lieber, er mache sich dieser Kleinigkeiten zu Ruche, als die nichtswürdige Sachsen, die mich jetzt zur Sclavin machen.“ Sie theilte den Preussischen

Sols

Soldaten Geld aus, allein zu den Sachsen sagte sie nichts, die sie zu sich nahmen und nach Leipzig führten, von dannen sie nach Pillnitz und endlich nach einem Land-Gut ihres Tochtermanns des Grafen von Friesse gebracht ward. Daselbst lebte sie noch in Freyheit, aber sehr eingezogen. Weil ihre Feinde keinen Vorwand ausbringen konnten, sie öffentlich zu verleumden, so sprengten sie aus, sie habe nach Holland gehen, und eine Jüdin werden wollen. Dieses war nun ein grober Streich, allein der tumme Pöbel glaubte es doch, und das gemeine Volk, das in Sachsen abergläubischer ist, als in der ganzen Welt, pries diejenigen selig, die ein solch Vergerniß verhütet hatten. Unterdessen hat die Frau von Cosel das Vergnügen gehabt, daß sie ihre Verfolger sterben und verderben gesehen, und das Ende der Gunst ihrer Neben-Buhlerin erlebt hat.

Man müste ein eigen Buch machen, wenn man alle Feste beschreiben wollte, die der König der Gräfin von Denhoff und allen Polnischen Damen ihres Gefolges gegeben hat. Dieser Herr übertraff sich selbst an Pracht und sinnreichen Erfindungen. Die Frau von Denhoff wohnete gleichwohl denselben bloß incognito bey, gemeinlich war sie in eine Fledermaus masquirt, und niemahls ist sie mit aufgedecktem Angesicht vor die Königin gekommen. Sie nahm nur von einigen erlesenen Personen Besuch an, und man durffte nicht zu ihr, wenn man kein Billet hatte. Diese sonderliche Lebens-Art erweckte ihr einen ungemeinen Haß, und solches um desto mehr, weil sie schuld war, daß sich der König auch entschloß, und man bekam ihn fast

P

nicht

nicht mehr zu sehen. Daher sagte einsmahlß der Rivaro, (welcher wohl ein Sächsischer Roquelaure heißte) man solle öffentliche Gebeter vor die Erlösung des Königes anstellen, weil ihn die Polnische Damen gefangen hielten.

Der König wurde aber auch dieses Leben bald überdrüssig, und in der That mußte sich jederman verwundern, daß er es so lange ausstehen können. Um ein wenig aus der Sclaverey zu kommen, gieng er in die Leipziger Messe; und da geschah es, daß er seine Augen auf die Fräulein von Dieskau, ein junges Frauenzimmer warff, welche, ausgenommen am Verstand, das vollkommenste Meisterstück der Natur war. Gang und Stellung war königlich, alle Bildung war ordentlich, nichts kam der Weiße und Aehnlichkeit ihrer Farbe bey, ihre Augen waren blau und groß, und von Natur verliebt, dann sie wußte sie in der That nicht zu regieren. Ihre Haare waren so blond, als möglich war, ihr Busen so weiß, daß er blenden können, ihre Hände, und alles was ins Gesicht fiel, vollkommen. So schön aber die Fräulein von Dieskau, so war sie doch eigentlich nichts, als ein Schneeballen, es war nichts beliebtes an ihr, und sie antwortete nichts, als Ja und Nein. Der König ließ sich durch ihre Gestalt gewinnen. Er redete mit ihr auf der Redoute, und wolte verzweifeln, daß er so wenig Verstand bey ihr antraff. „Hätte die Fräulein von Dieskau so viel Verstand als Schönheit, (sagte er zum Herrn von Rithum,) so glaube ich, ich würde sie Zeit meines Lebens lieben können. En, da sey der Himmel vor, (antwortete derselbige,) so lieffen wir Gefahr Euer Majestät bald zu verlieren. Siehe doch, das war etwas von euer gewöhnlichen Scherzhaffigkeit, (ermiederte der König,) allein mein

mein Trost ist, daß ihr wenigstens eben so unbeständig seyd, als ich. Wenn mir erlaubt wäre, anädigster Herr, (versetzte der Graf,) von dem Urtheil Euer Majestät zu appelliren, so sollte es mir leicht fallen, daß sie zehn Maitressen gehabt haben, da ich doch erst an der sechsten bin. Und so muß es auch nach den Regeln seyn. In allen Romainen sind die Ritter weit vor ihre Stallmeister voraus. Damit ich aber meine Pflichten vollkommen erfülle, so glaube ich, bin ich verbunden, Sorge zu tragen, daß der Verstand der Fräulein von Dieskau verbessert werde, daß sie der Gnade Ew. Majestät würdig werde. Nein, (versetzte der König,) ich überhebe euch dieser Mühe. Ihr könnt mir gar darüber verliebt werden, und die Frau von Rösenthal, die ich hochachte, würde mir es schlecht danken, wenn ich machte, daß sie euer Herz verliere.

Der König redete indeß nicht offenherzig mit der Fräulein von Dieskau, dann es schien ihm noch nicht Zeit zu seyn, allein ihr Bild drückte sich indeß best in sein Herze, und vertilgete die Frau von Denhoff nach und nach aus demselben, welche sich aber gleichwohl noch einige Zeit, mehr durch die Kunst-Griffe der Groß-Marschallin, ihrer Mutter, als durch ihre Reizungen, in ihren Umständen erhielt.

Der König führte die Frau von Denhoff nach Warschau zurück, allein, er hielt sich nicht lange in Polen auf. Nachdem er den Reichs-Tag beygewohnet, welcher sich aber unfruchtbarer Weise verschlug, so kehrte er nach Sachsen unter dem Borwand zurück, daß ihn wichtige Angelegenheiten dahin forderten. Der Abschied, den er von der Frau von Denhoff nahm, war der allerbetrübsteste. Er versprach ihr bald, mit treuer Seele wieder zu kommen. Ich kan nicht wissen, ob sie es geglaubt, wenigstens that sie, als wenn sie es glaubte. Sie versicherte ihn, daß, wenn sie vernehme, daß er ihr eine



Neben-Buhlerin vorziehe, so würde sie ohnfehlbar darüber sterben, sollte sie aber dies ihr Unglück überleben, so sollte es anders zu keinem Ende geschehen als damit sie ihre Lebens-Zeit in einem Kloster zubringen könne. Der König, der solcher Gedancken gewohnt war, hielt diese Reden vor Poffen, und machte sich nicht viel Kummer darüber. Er schwur ihr aber doch, daß ihn der Tod allein von ihr losreißen solle. Des Abends speisete man bey der Groß-Marschallin, und wenn man von der Tafel aufstehen würde, hatte der König seine Reise bestigestellt, und da gieng auch das Weinen und Heulen von neuem an. Die Frau von Denhoff sank in einen Lehnssessel, und schien nicht ein Lebens-Zeichen mehr zu geben. Die Groß-Marschallin schluchzte, die Starostin Eherinska, die ohne das eine ziemlich widerwärtige Stimme hatte, machte ein Geschrey, daß der ganzen Gesellschaft die Ohren wehe thaten: Der Graff von Bielinsky, der eben erst Staroste geworden, schien sehr betrübt, und alles Frauenzimmer, welche besondere Freundsinnen des Hauses waren, weineten in treuem Hergen. Der König und die Graffen von Bisthum und Friesse ließen allein keine Schwachheit mercken, und beschäftigten sich, die Niedergeschlagenen aufzurichten. Der König war bey seiner ohnmächtigen Schönen, sprengte sie mit Wasser an, ließ ihr Elixiren benbringen, küßte ihr die Hand, und bat sie um Himmels willen, sie solle leben bleiben. Endlich schlug sie die Augen auf, und sahe ihn lieblich an, dergestalt, daß man den Schmerz völlig erkennen konnte, den ihr seine Entfernung erwecke. Der König bath sie inständigst, ihre Lebens-Geister in Ruhe zu bringen,

und

und sagte: „wosern sie mich lieben, so bedenken sie, daß ders Sterben meinen Tod nach sich ziehen würde.“ Endlich erhobte er sich, und unsere beyden Verliebten sagten einander wohl tausendmal dasselbige, nehmlich, sie hätten sich lieb, und wolten sich beständig lieben. Sobald der König vom Abreisen sprach, so schrye die Frau von Denhoff überlaut, und sagte: Allerweile wolte sie sterben, daß er also sehr spät von ihr kam. Endlich besänftigte er sie ein wenig, und nachdem er sie der Verforge der Groß-Marschallin empfohlen, so setzte er sich in seinen Wagen, und reisete davon, da indeß das Frauenzimmer, nachdem sie wieder zu sich selbst gekommen, ihre Thränen abwischen, und sich zur nöthigen Ruhe niederlegten.

Nachdem der König zu Dreßden angelangt, woselbst er den ganzen Hof versammelt fand, so ruhete er einige Tage aus, und verreisete sogleich nach Leipzig, um die Messe daselbst zu halten, woselbst auch die Königin auf ihn wartete. Bey dieser Fürstin sahe er die Fräulein von Dieskau aufs neue, sie war schöner als Venus. Der König konte sein Herz bey ihren Reizungen unmöglich gleichgültig erhalten. Er eröffnete ihr seine Gedancken, allein, die junge Person gab keine Antwort, ward roth und schlug die Augen nieder. Der König hätte springen mögen, daß so gar kein Wiß bey ihr anzutreffen, doch dachte er um sich selbst zu trösten; „Die allzugroße Jugend und strenge Erziehung ist schuld, daß sie so furchtsam ist, sie wird schon reden, sie wird schon Verstand bekommen, wann sie nur eine Zeitlang unter den Reuten gewesen.“ Verschiedene Tage verstrichen, ohne daß der Monarch ergründen konte, ob seine Bemühungen der Schönen angenehm

seyn. Weil ihm aber sein Ungedult kein Warten verstattete, so wendete er sich zu der Mutter des Fräuleins, vertraute ihr seine Neigung zu ihrer Tochter, und bat sie, sich geneigt vor ihn zu erklären. Die Frau von Dieskau glaubte, diese Vertraulichkeit sey ihr eine grosse Ehre, und hielt ihre Tochter für sehr glücklich, daß sie ein so grosser König liebe. Sie versprach, sie so zu stützen, daß sie sich den Gedanken des Königs gemäß bezeugen solle, weil sie aber keine Liebhaberin von Verzögerungen, über dies auch sehr frey war, so forderte sie eine ansehnliche Aussteuer vor ihre Tochter, welche ihr zugestanden, und während Leipziger Messe ausgezahlt ward.

Die Fräulein von Dieskau gab entweder aus Einfalt oder Gehorsam ihre Einwilligung, zu den von ihrer Mutter eingegangenen Verbindlichkeiten. Der Tag, der diesem Feste bestimmt war, kleidete man sie in brocadenes Unterkleid mit Silber, man bekränzte sie mit Blumen, so wie die Braut, die zum Altar gehen soll. Der König hielt sie vor schöner, als Venus, und konnte sie nicht genug betrachten, und weil sie sich seinen forschbegierigen Blicken nicht widersehte, so hatte er alle erforderliche Zeit, sie genau, in Augenschein zu nehmen.

So lebhaft indes diese Leidenschaft Anfangs gewesen, so war doch die Fräulein von Dieskau gar bald von der Fräulein von Osterhausen abgestochen; als welche ihr weder an Schönheit noch Stand etwas nachgab, und weit besser als jene zu leben wußte. Sie hatte keine Eltern, und war sich vollkommen selbst überlassen, besaß ein grosses Vermögen,

kam

kam oft nach Hofe, und man kan sagen, daß sie das selbst ein grosses Aufsehen machte. Ihre Leibesgestalt war ungemein schön, und sie hatte Verstand genug, daß man auch ein Vergnügen in ihrem Umgang finden konnte. Damit verband sie viele Sittsamkeit, eine bescheidene Lebensart, mit außerordentlich verbindlichen Manieren. Sie war dienstfertig, gutthätig und großmüthig, sie liebte den Pracht, die Lustbarkeiten und den Aufwand, und wenn sie sprach, so drückte sie sich allezeit so aus, daß man meynen sollen, sie suche beständig das Herz der Menschen zu gewinnen. Der König bekam sie bey der Königin zu Gesichte, und gleich den ersten Tag gewann er sie lieb.

Die erste Nachricht, die sie von dem Anfang ihres neuen Glücks bekam, gab ihr die Frau von Wagsdorf, welche die Neigung des Königes daraus geschlossen, weil er in einer Gesellschaft von Personen des ersten Ranges sich um die besonderen Verdienste der Fräulein von Osterhausen befragt, sowohl gerne von ihr Gutes angehört, als selber gesprochen: daß in der That eine so kluge und witzige Person eines besondern Zuneigung werth sey, und es wundere ihn gar nicht, daß mancher um sie geseufzt habe.

Niemahls hatte eine Zeitung so viel Freude gestiftet, als die Nachricht von den Gedanken des Königes bey der Fräulein Osterhausen angerichtet. Sie konnte fast in einer ganzen viertel Stunde der Frau von Wagsdorf keine Antwort geben, dergestalt daß diese, die über ihr Stillschweigen erstaunete, und es als eine Glückseligkeit ansah, zu ihr sagte: „Wie so? Fräulein, der König liebt sie, und sie ist so un-

empfind-



empfindlich dabey? „Ach! (gab sie mit einem tiefen Seuffzer zur Antwort,) ich bin empfindlich, und empfindlicher als sie sich einbilden können. Allein, ich befürchte, sie schmeicheln mir mit falscher Hoffnung, und befürchte endlich, daß ich nicht Samen genug habe, mein gutes Glück zu erhalten. „ Sie bat darauf die Frau von Wasdorf, ihr zu berichten, was der König von ihr gesagt habe, und was sie thun müsse, diesen Anfang ihres Glückes zu erhalten. Die Frau von Wasdorf versagte ihr diese Nachrichten gar nicht, und die Fräulein von Osterhausen brachte sie dermassen zur Ausübung, daß sie in wenig Tagen den König vollkommen eingenommen, welcher, damit sie desto nachdrücklicher überzeugt würde, daß er sie allein liebe, die Fräulein von Dieskau mit dem Hof-Marschall und ihgen Ober-Stallmeister, Herrn von Loos, verheyrathet. Ich bin nicht Willens hier alle verliebte und bewegliche Reden einzurücken, die sich der König und die Fräulein von Osterhausen im Anfang ihrer Liebe vorsagten; Unmöglich kan man Wörter finden, daß beyderseitige Vergnügen zu beschreiben, niemahls sind sie zu frieden gewesen, bis wenn sie allein mit einander redeten, da gaben sie sich allzeit neue Zeichen der Liebe und Zärtlichkeit.

Der König besuchte Anfangs die Fräulein von Osterhausen mit Behutsamkeit, ihr öffentliches Ansehen zu schonen; Allein es war schwer, daß der Ehrgeiz der Geliebten, und die Liebe des Liebenden lange Zeit ein Geheimniß solcher Art verborgen halten sollten. Die Hof-Leute wurden es innen, und sie wolte gern, als die Geliebte des Königes, verehret seyn. Sie genoß allen Vortheil davon, allein, es ist gewiß, daß ihre Großmuth nicht zuließ, sich dessen zu Nutzen zu machen. Sie war vergnügt, daß sie der König liebe,

liebe, und war also mit mittelmäßigen Geschenken zufrieden. Niemahls forderte sie etwas für sich, und der König, den das Alter gegen seine Liebsten etwas sparsamer machte, gab dieser nichts, gegen entseßliche Summen, die er an die erstern gewendet.

Da die Liebe des Königes gegen die Fräulein von Osterhausen in ihrer größten Blut war, beschloß der Graff von Flemming zu Wien die Verehligung des Königlichen Chur-Prinzen, dem einzigen Prinzen Friedrich Augusts, mit der Erz-Herzogin, Maria Josephina, der ältesten Princessin des Kaysers Josephs. Der Prinz hatte den Chur-Prinzen von Bayern, den ihgen Churfürsten zum Mit-Buhler; allein, der Kayser gab dem Prinzen von Sachsen den Vorzug, wegen der Verbindung, die der Höchstselige Kaysers, sein Herr Bruder, mit dem Churfürsten von Sachsen eingegangen war. Die Chur-Prinzeßin ward mit solchem Pracht zu Dresden empfangen, daß man ohne Vergrößerung sagen kan, daß alles, was bey dieser Gelegenheit geschah, wunderbar gewesen, und daß niemahls ein prächtiger, ja beynabe verschwendischer König dahin gekommen, was Friedrich August damahls ins Werk richtete. Er selbst war der Erfinder und Anordner solcher Festivitäten, welche ohne Zahl, und alle Tage verändert waren, so daß keins eine Aehnlichkeit mit dem andern hatte. Man wolte so gar sagen, daß der König eine Million Thaler dazu verwendet. Die Fräulein von Osterhausen machte ein großes Aufsehen dabey, und hatte ein großes Theil daran. Allein, eben diese Lustbarkeiten erstickten das Feuer der Königlichen Liebe. Dieser Monarch war etliche Monate

durch beschäftigt, alle diese größte Anstalten zu machen, das verstreute ihn, und entfernte denselben von seiner Maitresse. Sie verwies ihm solches; allein, der König sagte zu ihr, er könne sich in Verfügung dieser Festivitäten auf niemand anders, als sich selbst verlassen, er stelle dieselbe an, um ihr einen Zeitvertreib zu verschaffen, der ihrer werth sey, sie sey der vornehmste Grund davon, und derselben größte Zierde. Die Fräulein von Osterhausen war mit seinen Gründen zufrieden; sie glaubte wohl, daß der König unbeständig werden könne, aber das glaubte sie nicht, daß der König aufhören könne sie zu lieben, um müßig zu bleiben.

Allein, dies geschah gleichwohl, indem der König durch Anordnung der Schau-Spiele, durch die Ankunft der Erb-Herzogin, und durch die Nothwendigkeit die Aufwartung seines Hofes, welcher bey der damaligen Menge vornehmer Fremden sehr groß war, anzunehmen zerstreut wurde, so gewöhnte er sich nach und nach ohne Maitresse zu leben. Er besuchte die Fräulein von Osterhausen nicht mehr; sie ward bald verzweifelt darüber, sie beklagte sich deswegen bey ihm, sie schrieb ihm Hand-Brieffgen. Allein, der König ließ es bey seinen Entschuldigungen bewenden, und versprach ihr gemeinlich den andern Tag zu ihr zu kommen, und führte die Ursachen an, die ihn verhindert, zu ihr zu kommen. Er ließ sie versichern, sie sey ihm allzeit angenehm, und bate er sie, sich um sein Ausbleiben nicht zu beunruhigen. Und auf solche Weise zu leben, fuhr er fort, so lange die Fräulein's Bezeugungen über die Ankunft der Erb-Herzogin dauerten. Nachgehends reiste er plötz-

lich

lich von Dresden ab, ohne von der Fräulein von Osterhausen Abschied zu nehmen, welche sich lange Zeit deswegen nicht wolte trösten lassen, bis endlich die Zeit, die alles Ubel besiegt, ihr den Lässigsten Trost gab.

Sie kam wieder, wie gewöhnlich, bey der Königl. Prinzeßin zum Vorschein, allein sie ward so kaltfinnig aufgenommen, daß sie darüber empfindlichen Verdruß empfand. Sie hatte indeß so viel Thorheit, daß sie nicht vom Hofe bleiben konnte, vielleicht schmeichelte sie sich auch, daß wenn sie bey der Wiederkunft des Königs daselbst zum Vorschein käme, so würde dieser Monarch zu ihr umkehren. Ihr einziges Bemühen war, die Gnade der Chur-Prinzeßin zu gewinnen, und weil sie zu ihren Zweck zu gelangen glaubte wenn sie Catholisch würde, so schwur sie das Lutherthum in der Hof-Capelle ab. Die Chur-Prinzeßin wünschte ihr Glück, allein sie sagte ihr: das sey nicht genug den Namen eines Catholiquen zu tragen, man müsse auch dem Glauben und den Wercken nach ein Catholique seyn, und wenn sie die Fräulein von ihrer Bekehrung überzeugen wolle, so müsse sie auf ein, oder ein paar Jahre ins Kloster gehen, daselbst müsse sie nach den Grund-Sätzen der Religion leben, die sie sich annehme. Die Fräulein von Osterhausen, die sich nimmermehr eingeblendet, daß ihr die Prinzeßin ein solches Compliment machen würde, erschrock Anfangs, doch weil sie sahe, sie werde aus der Noth eine Tugend machen müssen, so antwortete sie, das sey eben ihr Vorsatz, und sie hoffe, Ihro Königl. Hoheit werde die Gnade haben, ihr zu befehlen, an welchen Ort sie sich begeben solle.

Die



Die Prinzeßin bestimmte ihr Prag, und die Fräulein von Osterhausen versprach sich dahin zu begeben.

Einige Tage hernach reisete sie würcklich ab, und hatte besondere Empfehlungs-Schreiben an die Gräfin von Collobradt, Tochter der Gräfin von Hirschau, einer Dame d'honneur bey der Prinzeßin, bey sich. Der sammtliche Adel zu Prag empfing sie mit grossen Hochachtungs-Bezeugungen. Man betrachtete sie als eine andere Maria Magdalena, alle Gemeinden wünschten ihr Glück wegen ihrer Bekehrung. Sie brachte etliche Monathe zu, ehe sie sich entschliessen konnte in ein Kloster zu gehen. Endlich nahm sie ein Zimmer bey den Ursulinen in der Neustadt. Allein sie that nichts, als daß sie darin schlief, den Tag brachte sie in die Welt, und ihren Ergötlichkeiten zu.

Drey oder vier Monathe führte sie diß bußfertige Leben, als zu gutem Glück ein Polnischer Edelmann kam, der sie zu heyrathen begehrte. Er war der Herr von Stanislawsky, Cammerer des Königes, welcher, weil er nicht viel Glücks-Güther hatte, derselben einen ganzen Hauffen zusammen zu raffen vermeynte, wenn er die Fräulein von Osterhausen heyrathen würde. Sie ließ ihn nicht lange umsonst stehen, der Trieb nach Dresden, und nach Hofe zu kommen, ließ sie nicht lange bedenden, ob der Character des Herrn Stanislawsky ihr anständig sey. Die Heyrath ward in dem Hause der Gräfin von Collobradt vollzogen, und wenige Tage drauf reiseten die beyden Verehligten nach Dresden, woselbst wir sie lassen wollen, um wieder auf den König in Polen zu kommen.

Dieser Monarch lebte daselbst ohne Leidenschaften, die

die väterliche Liebe galt ihm über alles. Diese hatte er auf die Tochter Henriettens geworffen, welche ihm der Sohn Fatimens bekannt gemacht. Diesem jungen Herrn, den der König zu einem Grafen von Rutowsky gemacht, indem er ihn vor seinen Sohn erkannt hatte, gieng der Zustand empfindlich zu Herzen, in welchem die Tochter Henriettens lebte, er hatte sie so lange zu sich genommen, bis er Gelegenheit fände, sie dem Könige zu zeigen. Dieselbe blieb nicht lang aus. Als der König sein Regiment Garde gemustert, und im Garten auf und ab gieng, so sagte er, er sey über das Exerciren seiner Garde sehr vergnügt gewesen. Der Graf Rutowsky gab zur Antwort, er habe ein Mägdgen in seinem Hause, welche die Militarische Bewegungen besser mache, als der beste Meister. Der König beehrte sie zu sehen. Sie kam in Manns-Kleidern nach dem Grenadier-Guarde-Regiments Uniform. Als sie der König sahe, so ward er ungemein bewegt, denn ihre Mienen versicherten ihn, daß sie seine Tochter sey. Er umarmete sie, er nennete sie sein Kind, und gab ihr den Titel der Gräfin von Orzelska. Einige Tage hernach wies er ihr grosse Pensionen an, und schenkte ihr einen prächtigen Palast, dessen Reublen ungemein kostbar waren. Als sie dergestalt eine Wohnung hatte, so brachte der König alle Abende bey ihr zu, der ganze Hof versammelte sich daselbst, und sie genoss aller Ehren einer rechtmäßigen Tochter. Viele Franzosinnen bemüheten sich, das Herz des Königes zu gewinnen, aber umsonst. Die väterliche Liebe hatte alle Blut in ihm erstickt. Indem er sich einzig und allein beschäftigte, eine so werthe Tochter glücklich zu machen, so vermählte er sie an den Prinzen von Holstein-Beck. Die Hochzeit ward mit recht königlichen Pracht gefeyert, und die Festlichkeiten und Freudens Bezeugungen waren unendlich, und allezeit galant und prächtig, ja der Hof Friedrich Augusts war bis an den Tod dieses grossen Königes, der statthaltste von ganz Europa.

Von

## Von der Fürstin von Teschen.

In pag. 139. Die Fürstin von Teschen stammet aus einem ansehnlichen Pöhlischen Geschlechte, so mit den größten des Königreichs in genauer Anverwandtschaft steht. Ihr Herr Vater war der berühmte Cardinal Radjovvsky, Erz-Bischoff von Buesen, und Primat des Königreichs. Es war selbige vorher an den Fürsten Lubomirsky vermählet, allein diese Ehe wurde für nichtig erlanet, dergestalt, daß sie auch noch fähret, zugeleget, ob sie sich gleich nachgehends an den Prinzen Ludwig von Würtemberg vermählte. Diese Prinzessin unterhält ihren Rang nach Würden; Sie hat ein vortreffliches Ansehen, ihre Manieren sind edelmüthig, ausnehmend und liebreizend; ihre Sitten rühmlich, und ihre Ausgaben so ansehnlich, daß sie eine von denen, so das statlichste Ansehen bey Hofe machen.

E N D E.



Des

# Galanten Sachsens

## Zwenter Theil.




---

 Altona, 1740.



## Von der Fürstin von Teschen.

In pag. 139. Die Fürstin von Teschen stammet aus einem ansehnlichen Pöhlischen Geschlechte, so mit den größten des Königreichs in genauer Anverwandtschaft steht. Ihr Herr Vater war der berühmte Cardinal Radjovvsky, Erz-Bischoff von Buesen, und Primat des Königreichs. Es war selbige vorher an den Fürsten Lubomirsky vermählet, allein diese Ehe wurde für nichtig erlanget, dergestalt, daß sie auch noch fähret, zugeleget, ob sie sich gleich nachgehends an den Prinzen Ludwig von Würtemberg vermählte. Diese Prinzessin unterhält ihren Rang nach Würden; Sie hat ein vortreffliches Ansehen, ihre Manieren sind edelmüthig, ausnehmend und liebreizend; ihre Sitten rühmlich, und ihre Ausgaben so ansehnlich, daß sie eine von denen, so das statlichste Ansehen bey Hofe machen.

E N D E.



Des

# Galanten Sachsens

## Zwenter Theil.




---

 Altona, 1740.



**S**ine gang überflüssige Bemühung würde es heißen, wenn man mit vielen Gründen darzuthun suchen wolte, daß eines Landes, und dessen Regentens Glückseligkeit darinnen bestehe: Wann die Beherrschung wohl eingerichtet, die Commerciën in guten Flor gebracht, und eine nach größe des Landes proportionirte Mannschafft unterhalten werde. Angesehen dieses alles solche Dinge, die jeden, auch einen Halbgesehenen die freye Geständniß von selbst in den Mund geben, daß sich ohne selbige kein Etaat der Aufrichtigkeit rühmen dürfte. Dieses sind die wahren Säulen, auf denen die Sicherheit des Beherrschers, und die Ruhe und Vermögen derer Unterthanen sich unzerrällig gründen. Die erste giebt dem Oberhaupte die Liebe, derer Unterthanen und Hochhaltung bey denen Ausländern. Die andere, welche die Seele alles zeitlichen Wohlschyns ist, bring-



bringt seiner Schatz-Kammer einem mit zu ergründeten Brunnen, denen Einwohner aber den unaufhörlichen Zufluß, die dritte macht seinen Diadem bey Inn- und Ausländern, Fremad und Feinden gefürchtet. Demen Unterthanen aber gebühret sie Ruhm und Ansehen, und die letztere verschaffet dem Regenten samt dem ganzem Lande eine zuverlässige Ruhe von allen unfreundlichen Anfällen. Eben dieses waren diejenigen Mittel, die der Römischen Republique ein so unvergleichliches Wohlthum ihrer Macht zuwege brachten, sie in den florantesten Zustande erhielten, und ihren Abster die Krafft gaben, seine Bügel über ein grosses Theil der Welt-Kugel auszustrecken. Doch es ist unandthig dieses alles durch Beispiele der verstorbenen Zeit zu bestärken, da die jetzt-lebenden es gnugsam erfahren. Dummer mehr würden die Französichen Kisten so reichlich gewachsen, und sich unauswüchlich eingesendet haben, wenn sie nicht diese Stücke zu ihrer trefflichen Befrucht und Nahrung gehabt, weder der Nieder-Ländische Erdwe würde fast in allen Theilen der Welt seine Krafft so

wun-

wundersam bekandt gemacht haben, noch die Engelländische Harffe in allen Winkel des Erg. Craiffes dermassen erstaunend und nachdrücklich hören lassen können, so ferne nicht obiges das erfordernde Mittel und Vermögen darzu herreichete. Und was würde den Brandenburgischen Zepter zu seiner jetzigen Größe gebracht haben, wann die sorgfältige Trachtung auf diese Gründe nicht solchen so mächtig unterbaueten. Die Natur hat jedes Land, seiner Art nach, in der Maasse versorget, und giebet selbigen so viel dar, daß wenn seine Einwohner ihre innländische Waaren und Schätze selbst recht brauchen wollen, sie sich über selbige ganz nicht beklagen dürfen, wiewohl nicht in Abrede ist, daß immer eines besser, als das andere, als viel von hier, nach ihren unergründlichen Willen versehen worden, vornehmlich hat sothane preiswürdigste Milde der gütigste Schöpffer sich vor allen andern Theilen dieses Landes in Europa, und vor allen dessen Reichen an dem geliebten Teutshlande höchstgütig sehen lassen, denn was die übrigen Welt-Stücken zertheilet haben, das findet man in Europa zusammen, in Teutshland aber, als in ei-

A 2

nen

nen Centro recht wundersam bey einander; zwar glaubet Asien mit allen seinen Diamanten und Gewürzen zu prangen, und erwürbet sich dadurch die Erkenntnis von Teutschland, alleine nicht zudencken, daß das Land selbiger gar wohl entrathen könne, wenn nur die so hochgestiegene Pracht, Delicateſſe und überflußige Uppigkeit ihr Ja darzu geben wolten, inzeme unsere Vorfahren, ohne alle diese Geld-steigende Kostbarkeit im grossen Ruhm, Ruhe und wohlgelebet, hiernächst es sich diesermwegen keines sonderbahren Vorzugs rühmen dürfte, sin-temal die meisten teutschen Provinzien eben dergleichen Schäßbarkeiten aufzuweisen haben, welche jenem in einen sehr geringen Grad den Vorzug lassen. So überziehet sie die übel gemachte Ordnung Anfangs berührte Haupt-Säulen, und das schlechte Absehen, das dasige Prinzen auf selbige führen, ist ihnen schlimmer, als die größte Finsterniß: viel zu weitläufftig würde es fallen; die sämtliche Schätze Teutschlandes ausführlich zu beschreiben, als welche bereits von vielen andern geschehen, auch unser Zweck vor-  
 jetzt nicht ist. So viel aber will man hier  
 sagen,

sagen, und in nachfolgenden darthun, daß alle diejenigen Trefflichkeiten, welche die anbetens-würdige Vorsorge des Schöpfers in Teutschland einzeln ausgehetlet, dessen gütige Hand beynabe zusammen in das werthe und edle Sachsen gar weislich verleget hat. Bey Benennung Sachsens aber wird zugleich zum voraus gemeldet, daß hierunter nur dasjenige verstanden werde, was dem Durchlauchtigsten Chur-Fürsten vor seinen Souverain erkennet, dessen Landen mit einverleibet, auch was sonst den Glanz von dem Churfürstlichen Diademe ver-hret, oder selbst zu verehren Ursach hat. Wenn zwar nach der eigentlichen Benennung gegangen werden sollte, müste darunter weiter nichts, als der Chur-Eraiß gezogen, Meissen aber gänzlich übergangen werden. Jedoch, da die hohe Chur-Würde, die auf diesen Eraiße haftet, deren andern Benennung verbundelt, und unter dem Wort Sachsen vornehmlich Meissen begriffen, so hat von dieser im ganzen Reiche und auch außer demselben angenommenen Benennung hier ebenfalls nicht abgegangen werden sollen. Wiewohl, wenn man  
 A 3 die



die Gestalt der vorigen Zeiten wieder lebendig machen, und Sachsen in der Figur betrachten wolte, die es unter dem unvergleichlichen Henrico hatte, der seiner wunders-würdigen Tapfferkeit halber der Löwe genannt ward, so würde gar eine andere Beschreibung davon ausfallen, und die meisten Potentien von Ober- und Nieder-Sachsen, wie nicht weniger etliche Westphälische trefflich zu Lutz kommen, und zu der Verehrung der Sächsischen Stände sich bekennen müssen. Allein diese Zeiten sind begraben, und mit ihnen zugleich Sachsens damahlige Gestalt und Herrschaft, mit was Fug und Recht aber solche in das Grab gestossen worden, stehet dahin. Es ist demnach der Elkoß dieses Vorhabens nach seinen jetzigen Wesen anzusehen, und von dessen innerlichen Beschaffenheit, heutigen Ein- und Abtheilungen, seiner Confinien und Einwohnern einiger Entwurff zu machen, und bestehet solches aus Meissen, Thüringen, Voigtland, Henneberg, Ober- und Nieder-Lausnitz, und hat zu Nachbarn eines Theils den Kayser, den Chur-Fürsten zu Brandenburg, Margrafen zu Bareuth, Hessen, Lüneburg, und

und etwas vom Frantzösisch-n Creisse. Dessen Länge oder halb Schandau bis an die Extremität von Erfurth möchte bis 40. Meilen sich erstrecken, die Breite aber ist ungleich, kürzeste aber doch mit der Länge fast eins, oder etwas drunter seyn. Was immediate der Chur gehöret, worunter derer drey Herren Bettern, als Weissenfels, Merseburg und Zeis ihre Landes-Portionen mit begriffen, wird in 7. Craisse eingetheilet, welche sind, der Chur-Craiß, auf dem, wie bereits gedacht, die Chur-Würde eigentlich und unzertrennlich haftet, der Thüringische, Meissnische, Leipzigerische, Voigtländische, Eßgebürgische und Neustädter-Craiß, die Stifter Merseburg und Zeis, das Hennebergische Antheil, so zu Zeis geschlagen, die Sächsische Hobeit von Mannsfeld, nebst eben dergleichen von denen Graffschaften Schwarzhurg, Stollberg und der Stadt Mühlhausen, bey dem Leipziger Craisse ist zu erinnern, daß von demselben denen Herren Grafen von Schönburg ihre Güter gänzlich abgehen, als die sich immediate zu dem Reiche rechnen wollen. Do nun wohl die drey Herren Bettern ihre eigene

Regierung haben, so stehet doch in ihren Landes-Portionen dem Chur-Haus das Jus Belli & Pacis, & Suprematus vollkommen zu, was auch Zeis und Merseburg bisher darwider einstreuen wollen, und hat aus selbigen das Chur Haus gewisse Revenües zu erheben. Von diesem Corpore aber ist vor einigen Jahren leider avelliret worden, das Stifft-Queblinburg samt dem Amte Petersberg und Borna, ingleichen die Schuß-Gerechtigkeit in der Nordhausen in Thüringen, die wegen derer Gräfflichen Schwarzburgischen Lande habende Jure, welche vor einigen Jahren auch alieniret, sollen aber gleichsam Jure postliminii wieder beygebracht werden. So kan auch sonder grossen Schmergen nicht erwehnet werden, daß der ganze Saal-Ereiß, nebst Magdeburg von Brandenburg durch die Münster- und Ösnabrückische Friedens-Traktaten zu überlassen, äußerlich beliebt worden, wodurch Sachsen das rechte Auge ausgerissen, durch die Anno 1666. an Maynß verschleuderte Stadt Erfurth aber seinen rechten Fuß verlohren. Ob nun wohl ansehnliche Glieder von diesem Leibe abkommen, so machet doch

doch selbiger nicht eine gar unansehnliche Figur. Derjenigen Armen, so dem Chur-Hause en Souverain zu stehen, werden in circa 70. seyn. Die Zahl derer grossen und kleinen Städte dürfften in obangegebenen 7. Craissen nahe auf 190. kommen, deren Dörffer aber 6. bis 7000. seyn, groß und kleine Städte, und die Dörffer nicht weit von 14000. zehlen, darunter die Adelichen Schldffer begriffen. Das Stifft Merseburg wird nebst der Residenz 3. geringe Städtgen, und etwa über 400. Dörffer, Zeis aber ebenfalls 3. Städtgen und in die 400. Dörffer in sich fassen: Henneberg hat, so das Zeisische Antheil betrifft, ebenfalls 2. oder drey kleine Städtlein nebst etwa 200. Dörffern. Die Anzahl derer Städte, Flecken und Dörffer, so in Mannsfeldischer-Sächsischer Freyheit zu finden: ingleichen, was in Thüringen, entweder auch Sächsische Hobeit, oder doch in die Chur- und Neben-Linien gehdret, stehet so præcise-ment nicht zu wissen, jet och wird die Zahl wohl eben nicht wenig seyn, wenn man in allen Theilen, der ersten in die 20. der andern aber zusammen bis 1000. nehmen wolte. Bey allem dem sind die



Adelichen Höfe und Güter wohl mit begriffen, als die in Sachsen ein groß Theil ausmachen, dergestalt, daß man öftters viele Meilen reisen, und auf Befragen, wen dieses prächtige Schloß, jene herrliche Stadt, Flecken, Dörffer, Felder, Wiesen, Holzungen, Teiche und dergleichen gehören, statt der Antwort dem Landes-Herren, dem und dem Cavalier zur unermutheten Nachricht sich sagen lassen muß, von welchen grossen Portionen aber der Souvarain gar geringen Nutzen, au contrair viele Unlust hat, wie davon unten mit mehrern. An Flüssen hat Sachsen die Elbe, welche mit gutem Recht derer übrigen Königin ist und seyn kan, dieser folgen die Saale, die beyden Mulden, Ischopau, Unstruth, Schwarz und andere Elster, Queise, Spree und Pleiße, nebenst verschiedenen andern geringern, die indgesamt mit sehr delicaten und herrlichen Fischen bereichert seyn. Von stehenden Seen findet man keine weiter, als die grosse bey Weissenensee, die sich auf etliche Meilen erstreckt, samt noch einigen geringen in Mannsfeldischen: An Teichen und Bächen aber ist ein Überfluß, von wegen der darinnen

innen enthaltenen wohlgeschmackten Fischen, wovon die Moritzburgischen, und die, so man in der Gegend Dicks findet, am besten. Wäldereyen und Holzungen fehlet denen Landen ganz nicht, und ist es theils mit dem Böhmischem, theils mit dem Thüringer Wald umgürtelt, inwendig aber befindet sich der Sprey-Wald, die Thüringische, Torgauische, oder Annabergische und andere Heiden, nebenst andern grossen Gehölzen, wiewohl die auf denen Bergwerken eingeführte schädliche hohe Defenenen Wäldern fast unüberwindlichen Schaden zugezogen, worüber schon öftters Berathschlagen bey der Churfürstlichen Cammer geslogen worden, ist das zu befahren, daferne in diesen nicht ein Mittel gefunden wird, und Einhalt geschieht, an viele Dörter in Sachsen das Holz endlich grosse Noth leiden dürfften, bis dato aber wird dessen noch immer eine ziemliche Menge an die Ausländer überlassen, bey sothanen vorhandenen Wäldereyen nun ist leicht zu schliessen, daß in solchen allerley Arten Wildprets häufig muß anzutreffen seyn, welches die hin- und wieder vorhandenen Jagd-Häuser,

und

und die fast unglaubliche grosse Menge derer Jagd-Bedienten zur Gnüge beständig, diese werden dergleichen Zahlreich gehalten, und erfordern nebst denen Jagd-Zugehörigen so viel Depensen, daß statt derer einige Regimenter braver Soldaten, sonder die geringste Beschwerde, auf denen Beinen stehen können, und wollen diese als gewiß versichern, daß auf die Ehr.-Fürstl. Tafel kein Pfund Wildpret geliefert werden könnte, ohne einen Aufwand von denen species Ducaten, deswegen zu thun, welches der grosse Adparatus Venatorius & ingenio venatorum turba ganz glaubhaft machen. Die gütige Natur hat ferner diese Lande mit einem guten und angenehmen Weinstocke zu segnen auch nicht vergessen, als der an vielen Orten in grosser Menge gezeuget wird. Jedoch ist die beste Gattung davon zu Dreßden und Meissen anzutreffen, die, wenn sie einige Jahre sicher liegen, dem Rheinschen gleich zu gehen sich nicht scheuen dürfen, solchen folgen die Sargauischen und Raumburgischen Gewächse, die schlimmsten und ungesunden sind die Jenaischen, als welche weiter keinen Nutzen haben, als der Gesundheit

zu schaden, und denen Haß-Müttern einen guten Brandtwein zu verschaffen. Die Erziehung tüchtiger und schöner Pferde ist Sachsen ebenfalls mitgetheilet, wodon die vielen Stutereyen, und die in selbigen fallenden trefflichen Fohlen, abermahl ein unbetrüglich Zeugniß geben. Am allergütigsten aber hat die erschaffende Allmacht sich erwiesen, in Darreichung der Metallen und aller neu ersinnlichen Gattung von Steinen, denen der menschliche Wille den Rahmen der Edlen und kostbaren beigelegt, von welchen allen sie in dessen Landes Erbschoosse und Grüntten getragen, eine solche Menge er gesammelt, daß billig darüber zu erstaunen, und ein Ausländer in eine geheime Verehrung gegen dieses Land dadurch gezogen wird, diese mannigfaltige Arten derselben, von welchen viele Sachsen alleine ganz eigen, und an andern Orten nicht gefunden werden, hat eine gelehrte vornehme Adelige Feder in einer geschickten Schrift, sub X. der Welt vor Augen gelegt, und dadurch Sachsens Ruhm nicht wenig bereichert. Man hat befunden, daß, wenn die nachdenkliche Mühe derer Künstler an solchen ihrer Fleiß recht



recht anwenden will, sie sodann vor denen in Asien gebohrnen wenig erröthen dürften, und seine bloß die menschliche Einbildung verlostbahret und erhöhet. Das derraassen verliebte Metall des Silbers kan Sachsen aus seinem Schoosse hervor langen, und will fast den Glauben übersteigen, was dessen vor eine Menge ein sicherer teutscher Autor XX. her erzählt, welche in vorigen Jahren hundert die Bergwerke geliefert, deme auch ganz kein Zweifel unterlieget, und die Chur, Fürstliche Kammer, R.chnungen solches bestärcken. Es ist heut zu Tage das Land nicht ärmer worden, sondern wolte seine Reichthümer gerne überflüssig mittheilen, wenn die Verleger desselben nur mehrern Fleiß, Verstand und Aufrichtigkeit anwenden wolten; Simtemahlen die Erfahrung und aufgenommene Probe an vielen Orten bestärcket, das grosse Schätze von diesen herrlichen Metall man entweder verwahrloset, vergeudet, oder unvorsichtig im Rauch wegsiegen lästet, welche Bewandniß es denn durchgehends mit allen Metallen und Erzen hat; was aber vor underantworlicher Betrug und Unterschleiff auf denen

denen Bergwerken vorgebe, dadurch Fremde abgeschreckt, Einheimische lässig gemacht, der Landes-Herr aber um seine Revenüen gebracht wird, das ist so Sonnen-klar, als stündlich dergleichen Bescheid fällt, und würde alles in mehrern sich erweisen, wenn einmahl eine unpartheytliche, gewissenhafte, zu der Sachen sattfam verständige Berg-Commission angestellet werden solte. Die Kaiserin aller Erste, das Gold, hat Sachsen mit seinen Durchlauchtigsten Glang und Gegenwart zu begnadigen ebenfalls nicht vergessen, und lästet es sich so wohl in dem Eingewende derrer Gebürge, als auch in denen Schläuchen etlicher Flüsse noch in ziemlicher Abundanz finden, worunter vornehmlich die Ober-Lausitzische Queise nebenst der Voigt-Ländischen Elster gehören, das aber zu suchen, die Inwohner wiederum ihren Freiß und Verstand schlaffen lassen; Ja, dieser letztere Fluß ist so kühne, daß er denen Indiamischen Reen Troß bierhet, indem er aus seinem Schoosse Perlen hervor langen lästet, als jene in ihren Gründen haben; welches die Gegend von Delsniß, bis ohngefehr gegen Adorff bewähret, und

und der Schmuck, den die Durchl. Herzogin zu Sachsen-Zeiß an ihren hohen Leibe zu tragen würdiget, hauptsächlich bekräftiget. Die herrlichen Weyden und Viehzuchten sind so bekandt, daß unnöthig davon viel Wesens zu machen. Die alte Salzquellen haben die Trefflichkeit Sachsens auch mit vermehren, und darunter nicht die letztern seyn wollen, dieses erhellet aus denen Sächsisch-Hollischen Roten, die bereits die Eis-grauen Zeiten berühmt gemacht, welche aber zwar jezo nicht mehr zu dem eigentlichen Sachsen gehören, sondern an eine auswärtige Macht sich verknüpffet sehen müssen, jedoch was der Inwohner Unachtsamkeit und Fehler hier verursacht, hat die Mühe des Höchsten, in denen vor einigen Jahren zu Wittigau und Regschau wieder gefunden, zu ersetzen sich bemühet, ist auch kein Zweifel, es werden derer im Lande noch mehr anzutreffen seyn, wie dann sonderlich von denen Mannsfeldischen gesagt werden will, wenn nur die behdrige Mühe und Kosten von derselben Etablirung die unachtsamen Einwohner nicht zurücksielten. Von seiner Fruchtbarkeit in

allm

allen Arten des Getraides und sehr dellicaten Obstes viel herzusagen wäre, ganz überflüssig, indem die häufige Zufuhre, die von denen Ausländern geschiehet, dessen ein unverwerfliches Zeugniß giebet, und wann Gott Sachsen mit einem Mißwachs heimsuchet, so haben viele teutsche Provinzien wenig zu essen. Endlich die Luft des Landes betreffend, so ist selbige durchgehend gut und gesund, wie man denn gar selten von ansteckenden Krankheiten höret, und wenn solche sich ja eingefunden, sie ihren Ursprung nicht so wohl aus dem Lande, als vielmehr durch beschriebene Inficirung von andern Orten her haben. Leute von 60. 70. und mehr Jahren in Sachsen zu sehn, ist eine ganz gemeine und gewöhnliche Sache, und wenn etwann im Frühjahre oder Herbst an einen oder dem andern Orte des Tages ein paar Personen sterben, achret man solches als etwas sonderliches, woraus denn die gesegnete Natur des Landes gänglich zu erkennen stehet. Aus diesen angeführten nun ist die herrliche Beschaffenheit Sachsens hoffentlich zur Gnüge zu sehen.

B

Von



## Von denen Inwohnern.

Wessen Inwohnern aber betreffende, so gehen die Meisner ohnstreitig denen andern Sächsischen Unterthanen ja auſſer allen Zweifel allen Oeten Teutſcher Nation weit zuvor, ſie ſind ſehr artlich, vornehmlich die in denen groſſen Städten, als Dresden und Leipzig wohnen, auch die, welche durch Beſchauung fremder Länder ihren Verſtand auf den vollkommenſten Grad gebracht, darneben ſind ſie beſcheiden, höflich voller angenehmer Reden, Worten und Gefälligkeiten.

## Ihre Sprache.

Ihre Sprache führet den Scepter von denen teutſchen übrigen Dialectis, und iſt ſelbige ſehr lieblich, wohl lautend, Wort- und ſinnreich fließend voller zierlicher Bedeutungen, ſich weit erſtreckend, und weiß alles nach ſeiner rechten Art wohl vorzuſtellen und auszudrucken, das Laſter der Flatterie wird gar nicht ſtatt finden, wenn man ſagt, daß die Sächſiſche Mund- Art, ſo, wie ſie in Maſſen und in denen vornehmſten Städten, und an dem Chur- Fürſtlichen Hofe geredet wird, vor allen andern in Teutſch-

land

land die reinſte, verſtändlichſte, lieblichſte, und denen Ohren angenehmſte ſey. Denn die Oeſterreicher, Mährer und andere mehr mit ſelbigen gränzende, nehmen dem Mund allzu voll, legen eine unangenehme Accentuation auf die Worte, verwechſeln die Buchſtaben, verkürzen oder verlängern die Sylben auf eine gezwungene Art, und beſchmigen alſo ob- we mit vielen alten Teutſchen verſtorbenen Lebens- Arten. Die Schwaben, Franken und Rhein- Länder haben eben dieſe unangenehme Dinge an ſich, die Thüringer, Voigt- Länder, Heſſen, und was an ſelbige gränzet, ſind dieſen allen nicht weniger unterworfen. Die Märdken, Nieder- Sachſen und weiter hingelegenen, liegen gleichfalls an dieſer Krankheit und Gebrechen, ſo, daß wenn von dieſen Nationen einer, der völlig nach ſeinem Munde redet, mit einem Hoch- Teutſchen zu ſprechen kommen ſolte, es viele Mühe koſten würden, ehe ſie zuſammen einander verſtehen lerneten, die Sachſen ſind ferner ſehr ſinnreiche, gelehrige Köpffe, großmüthig, tapffer, und die gerne in der Welt auf Ehren- Staffeln ſich geſetzt ſehen. Sie lieben

die freyen Künste, Music und ander galantes Wesen, sind verschmigt, klug, und wissen auf dem Nothfall sich gar wohl zu verbergen.

### Vom Frauenzimmer.

Ihr Frauenzimmer streitet an Schönheit, angenehmen Wesen, guten und annehmlicher Aufführung, und trefflichen Gewächse, mit dem Englischen selber um den Vorzug, sonderlich excelliret unter diesen allen dasjenige, so Dresden und Leipzig auf die Welt bringet, wiewohl die übrigen Städte sich der Töchter ihres Landes warlich auch nicht schämen dürfen, und man siehet das ganze Land mit vielen irdischen Engeln erfüllet; Jedoch muß bey denen Ausländern das Leipzigerische sich dieses nachsagen lassen, als ob sie die Verliebtesten unter allen, und der Himmel sie sonderlich mit solchen Herzen begabet, die nach derer Männer Conversation jederzeit ein sehnliches Verlangen tragen. Ob nun dieses wahr, werden sie am besten sagen und beweisen können.

Von

### Von der Tapfferkeit.

Das Lob, daß die gesammte Nation wegen ihrer Tapfferkeit und Heroischen Thaten hat, ist alt, so, daß es mit ihnen gang unfehlbar geböhren, die vorigen Zeiten erzittern vor ihren Thaten, Engelland, Italien und Thüringen wissen noch von denen Wundern zu sagen, die sie allda unter ihren Ausführeern und Herzogen, denen von Hengsten, Albino, und andern gethan, und ihr Ruhm durchhelle die ganze Welt. Alle Puiſſancen traueten ihren Armeen keinen rechten Muth zu, wenn sie nicht Sachsen unter solche zehlen solten, dieses Lob hauret auch noch bis dato, nur in neuen Zeiten zu bleiben, so werden Ungarn, Morea, Dalmatien sammt den Rhein-Scrohm sattsam von ihrer Tapfferkeit zeugen, und ob gleich Schweden und der Pohlnische Krieg etwas davon vermindern wollen, so ist doch solches mehr um ihrer eigenen Person, als des hochmüthigen Feindes Bravoure geschehen, und die jüngste Nation bey Calisch hat alles dißfalls empfangene Macul grossentheils wieder ausgelöschet. Zwar die eigentliche Ankunfft



und Geburt dieses berühmten Volkes ist nicht recht erläutert, indem die alten Vorfahren sich mehr bestrebet, tapffere Thaten zu thun, als solche aufzuzeichnen, und daher um ihre Originies nicht sehr bekümmert und besorgt waren. Es ist aber kein Zweifel, daß meistens um ihres allzufrüh bejaheten Alters willen die Geschicht-Schreiber ihre eigentliche Geburt nicht finden können. Das ist glaubhaft, daß der Oriente, als der Stamm-Baum aller Völker, sie mit erzeugt, in Hollsteyn, oder nach anderer Art in Hollstein sie am ersten bekannt worden, und da herum ihren Namen der Nachwelt mitgetheilet; Nichts thut hierbey zur Sache, daß bey denen Römischen und Griechischen Scribenten man ihrer nicht eher Meldung findet, als ein paar hundert Jahr vor Christi Geburt, diese beyden Völker waren in Uebermuth ersoffen, und hielten alle andere gegen sich, wie dummes Viehe, deswegen bemüheten sie sich auch nicht sonderlich, von solchen eine eigentliche Erkenntniß zu erlangen, aus diesem Stolze floss zugleich, daß sie sich öfter nicht einmal die Mühe gaben, die Namen an-

an

anderer Völker recht zu erforschen, worin noch kam, daß die damalige Beschaffenheit vieler Länder so betrand, daß es schwer, ja fast unmöglich war, durchzureisen, und deren innerlichen Zustand zu erkundigen, weil die etwas rauhe Art der Einwohner solche Befuchung vor ihren Staat gefährlich hielt. Jedoch da die Noth und Einbruch fremder Völker die Römer zwange, sich um sie ein mehreres zu bekümmern, send auch die Sachsen mit zufälliger Erwähnung kommen. Sothanen annoch in ihrer Riesen erhaltenen Ruff der Bravonet, haben sie auf uns allzeit hiehero fortgepflanzt, und quellen die Historien von diesem Lobe. Es bemühen sich zwar bisher erzählte Tugenden, einiger Fehler mit beizusetzen, und die Sachsen eines hochmüthigen und unbeständigen, auch falschen Honeurs zu beschuldigen, man begehret nicht von allen zu reden, und jeden individuum liter eine Apologiam zu schreiben, weil es in der ganzen Welt heisset: Sunt bona mixta males; jedoch wie es jederzeit von denen Scribenten ein unbedachtsamer Fehler gewesen, wenn sie die Laster einiger einzeln Personen

B 4

der

der ganzen Nation beygemessen, also kan auch vorlaes mit keinen Warheits-Grunde von allen durchgehends gesagt, und ihnen beygemessen werden.

### Der Sächssische Land-Adel.

Wiewohl nicht zu läugnen, daß der Sächssische Land-Adel fast durchgehends hochmüthig, daß zugleich von denen Schweden auch gesagt werden will, und sie öfters einen Bürger kaum ihrer Conversation würdigen, selbige fast nie anders, als mit diesen schimpfflichen Worten: Die Bürger-Canaillie belegen. Allein die, so die Welt weiter besehen, und wissen, daß hinter dem Berge auch Leute, und ein Bürger auf eben die Art, und aus eben dem Zeuge gezimmert sey, als wie sie, führen sich desfalls bescheidener auf: Obige inflati Domini möchten wohl consideriren, daß der Bürger sie bey ihrem Stande erhalten, und ohne solche, weder sie, noch ein Landes-Herr leben, ja kein Fürst und Staat in Ewigkeit nicht bestehen könne, wenn selbige die Bürger-Köpfe nicht mit ihrer Arbeit und Fleiß erhielten.

Ein

Sintemahl bey denen von Adel bey nahe grand Mode worden, wenig zu studieren, destomehr aber zu brutalisiren. Die, so in Bedienungen sitzen, legen die Arbeit auf der Bürger Schultern, die guten Tage aber und reichen Einkünfte auf die Ibrigen. Und es ist freylich ein grosses Unglück vor alle und jede Zeiten, daß ein Cavalier glaubet, es besteht sein Adel darinnen, wenn er von guten Hunden erjagden Wildpret, eingeschluckten Maaß Wein, und Bier, gemachten Depouchen mit Weibß-Volck, gehaltenen Duellen, und andern dergleichen rauhen Qualitäten einen Discours zu führen wüste, um Staats- und gelehrte Sachen aber sich zu bekümmern, gehöre zu seinem Character ganz nicht, und wären dieses Dinge, die selbige nur verdunkelten, da sie doch solche ihren Adel ursprünglich zu danken haben; Dahero siehet man auch, daß der meisten ihre Raison ohne behörigen Nutzen ablauffen, denn wahrhaftig diejenigen, die davor halten, daß wenn sie zu erziehen wüßten, wie viel zu Paris a la Bassette verspiellet, was der König den und den Tag vor ein Hemdde angezo-

gen,



gen wiewohl der Dauphin in aux bois in Vicennes Wäldern gefangen, was der Spach- und Tanz-Meister des Monarchen gekostet, (dabon doch viele oft blutwenig mit nach Hause bringen) wie der Weg nach Orleans, Blois und Lion ansehe, ob er kothig oder trocken gewesen, was in Rom vor Cortegianen sehn, und was eine Koste, wie oft sie zu Venedig mit einer Mattresse auf der Gondel gefahren, sie in der Opera entreteniret, und wie sie sitzet, wann sie sich in Bataagno hätte tragen lassen, wie gut die Weine zu Neapolis und Florenz geschmecket, was die Belichen Röche vor herrliche Corminadel und Olapatrien zu machen wüßten, wie vergnügt es sich zu London mit einer Dame in der belle Maille spazieren liesse, wie ange ehm ein Pfeiffgen Toback auf einer Holländischen Treckschürte schmecke, daß diese diejenigen Dinge wären, die sie nothwendig vor allen andern Menschen distinguirten, und zum vollkommenen geheimen Staats-Rath machen könnten, auch der Landes-Herr sich verständigern würde, wenn er Leute von so thönen Wissenschaften nicht, allen andern vorzöge, dieselben

irren

irren gewaltig sehr, und müssen oft solche Fehler mit blutigen Thränen beweinen. Wenn es denn geschieht, daß ein mit diesen Qualitäten ausgeschmückter Mensch in die Collegia und Officia mit gezogen wird, so kan alsdenn nichts anders erfolgen, als daß er lauter Irwürsche in denen Staats-Sachen garstige Grumpen in die Justiz, und durchgehends die horrentesten Fehler in allen Dingen gebähren muß, über welchen darnach der Herr und Unterthanen die Hände zusammen zu schlagen Ursach haben, doch es sey ferne, daß dieses von allen und jeden indifferement sollte gesagt werden. Der Name so vieler um das Land sich hoch genug verrenter redlicher von Adel bleibet allerdings in seinem unsterblichen Ruhm, und wird ihr Glanz durch dieser ungearteten Flecken, so wenig verdunckelt, als wenn ein Moör die Sonne siehet, denn sie wissen selber gar wohl, daß ein Fürst in einem Tage gar viel Gutes-Leute machen könne, in seinem Vermögen aber ganz nicht stehe, einen rechtschaffen klugen Mann zu verfertigen. Wer sollte aber aus bisher erzählten nun nicht urtheilen und glau-

glauben wollen, daß Sachsen nothwendig ein solches Land, das die referirten Stücke des weltlichen Wohlstandes alle zusammen en perfection besäße, aber weit gefehlet, sie mangelten ihm bey nahe alle. Die höchste Gewalt bestehet zwar bey dem Durchl. Churfürsten, der omnia imo fere regia Regalia in so fern alleine besiget, bey alle dem aber machet ihn der drey Herren Vettern ihr ex Proavi Testamento, in dem Ober-Steuer-Collegio, und Ober-Hof-Verichten mit eingemengtes Wort, und denn das Votum Consultatorium, welches die Herren Land-Stände oft gar rigoureusement erinnern, und die eine das Jus Supraeius übersteigende Macht sich arrogiren wollen, den Landes-Herren seinen Consiliis und Anschlägen viel hinderlichen Verdruß.

### Status Regiminis.

Mit gemeldeten Herren Ständen hat folgende Bewandnisse. Es ist dieses Corpo zusammen gesetzt, aus Ritterschafft und Städten, unter die ersten gehören, was an Prälaten da ist, (welches  
noch

noch ein Überbleibsel des Päpstlichen Sauertheils ist) denn folgen die Grafen, Baronen und andere Noblesse, wer die andern seyn, braucht keiner Erklärung, dieses Systema dürfte fast mit dem alten Griechischen Corpore Achaico in einige Verwandniß zu setzen seyn, wiewohl jene zusammen Summam potestatem präsentiret, das aber bey diesen fehlet, außer wenn der Souverain noch unmündig, da aber doch indessen sein Vormund die Hoheit hat.

### Ihre Eintheilung.

Jede Stadt erscheinet demnach auf den von dem Landes-Herrn angelegten Land-Tage, durch ihre Bevollmächtigte, welche doch nicht von der sämtlichen Commun, sondern dem Rathe alleine legitimiret seyn, diese Theile nun zusammen gesetzt, heißen die Land-Stände. Die ersten haben einen Erbs-Marschall, welche Würde unverrückt auf einer Familie (derer von Edser) bleibet, also, daß solche ein noch auf den Steckengutender Knabe repräsentiren kan, welches einen Ausländer vielleicht lächerlich vorkommen, und brüder spöttliche Einfälle



fälle haben könnte. Hierüber haben sie ferner ihre Crapp-Directores, und theilen sich weiter in den engern und weitem Ausschuss. Von denen Städten, da ist ein Director, welches Directorium die Stadt Leipzig führet, daß ihr doch von andern streitig gemacht werden will; doch es scheint es possessione vel quasi zu haben: Sie rangiren sich nach den Crappsen, und haben nicht weniger den engern und weitem Ausschuss, gleich denen vom Adel, und denn folgen die Städte.

### Statum Potestatis.

Wenn nun der Landes-Herr Befehle einführen, Anlagen machen, oder sonst Geld haben will, so soll er, nach derer Herren Land-Stände Stylo zu reden, regulariter sie erst convociren, und wann dieser modus procedendi beliebt wird, so denn werden sie aus den geheimen Consilio ergangenen Abschieden dahin beruffen, wohin sie der Fürst haben will.

### Convocatio.

Sobald sie erscheinen, müssen sie im Eger-

Churfürstl. Marschall-Amte und bey dem Erg-Marschall sich melden, da denn der Tag ihrer Ankunft gar fleißig angemercket, jeden aber zugleich 14. Tage zu seiner Ab- und Zu-Reise bengelegt werden.

### Auslösung.

Dieses Melden geschieht nur um der Auslösung willen, als die nach jeßner Classe reguliret ist. Der Erg-Marschall bekommt täglich 10. bis 12. fl. Weisnisch, ein Crapp-Director hat eben so viel, aus den Engern 3. bis 4. fl. aus den Weitem 3. fl. von der allgemeinen Ritterschafft aber jeder des Tages 2. fl. eben dergleichen Bewandniß hat es mit denen Städten auch, und ist dem geringsten täglich 1. fl. verordnet; Man siehet sein Wunder und Freude, wie diese Herren insgesamt auf einen Land-Tag sich freuen, noch mehr aber vermehret sich ihr Gaudium, wenn diese lange protrahiret werden, denn da sehet es viel Auslösung, da sammlet mancher so viel, daß er und die seinigen eine geraume Zeit davon leben können, da werden neue Klei-

der gekauft, und die Familien auch nicht vergessen, derjenige, so bey dem Land-Tage mit einem alten abgetragenen Jäckgen angestochen kommt, ziehet als ein Grand d'Espagne, und mit einem guten gespickten Beutel wieder davon. Nun sollte denen Sächsischen Verfassungen nach, eine solche Dieta alle 6. oder 7. Jahr gehalten werden, es trägt sich aber oft zu, daß sie ehe, zum wenigsten auf einen so genannten Ausschuß-Tag sich einfinden müssen, dann und wann aber verziehet es sich etwas länger; das erstere thun sie mit grossen heiligen Christ Freuden, das andere aber gebühret so dann ein Murmeln, als ob wider ihre Privilegia gehandelt würde, und da fehlet es an Malcontenten gar nicht. Alleine sothanen Murmeln geschieht ganz nicht um des Landes besten willen, sondern es hat seine Quelle daher, weil sie so dann keine Auslösung einzustreichen haben. Diese Auslösung aber muß der Churfürst sich allemahl an demjenigen, was die Stände gewilliget haben, wieder abkürzen lassen, und demnach seiner Diener und Unterthanen Willen, darzu sie doch ihre natürliche Pflicht veran-

an-

anweist, mit seinen eigenen, oder seiner Unterthanen Gelde bezahlen. Ist in Wahrheit eine recht wunderliche Sache; Im nachrechnen ist befunden worden, daß der Anno 1699. bis 1700. gehaltene Land-Tag, fast 3. Tonnen Goldes, der darauf erfolgte Ausschuß-Tag bey nahe zwey, und der Anno 1704. gehaltene nicht minder gekostet habe. Was schöne Troupen hätten vor dieses unnützig vergeudete Geld gehalten, und wie viel anders gutes würde dafür zu schaffen gewesen seyn. Die Silber werden aus der Churfürstl. Steuer-Cassa contentiret, und läßet wohl keiner jemahlen einen Pfennig zurücke, sondern sie wissen schon Art und Weise, sich selber bezahlt zu machen.

### Nam Dieta Fundata.

Solte aber nun gleichwohl eine sothane von denen Ständen angemachte Postulat, und ihre so genannte Bewilligung, auch mit der gesunden Vernunft, und denen Principiis der wahren Politie einstimmig fallen! Denn wie würde es diesen Herren anstehen, wenn ein Tertius

E

tius



Des galanten Sachsens  
 tius käme, und sie sollten einer andern  
 so und so viel 1000. Rthlr. zahlen, beschie-  
 le? Was große Augen würden sie darzu  
 machen, eben also ist es mit ihren Will-  
 gen auch beschaffen.

### Subditos.

Sie, als selbstige Unterthanen, die ih-  
 ren Landes-Herrn, allen Gehorsam, Fol-  
 ge, und schuldigste Prästanda geschwo-  
 ren, consentir'n, daß der Landes-Herr  
 seine andern Subditos um eine Gabe und  
 Bensteuer aussprechen darf. Wie rei-  
 men sich doch diese unbegriffliche Dinge  
 mit der Ober-Herrschaft? Es muß un-  
 widerprüchlich darauf folgen, daß nicht  
 der Fürst Herr vom Lande, sondern sie  
 vielmehr solches seyn, weil ja dessen Ver-  
 mögen in ihrer Willkühr beruhet.

### Wer die Contribuenten:

Über diß contribuiren sie alle zusam-  
 men zu denen verwilligten Prästandis  
 nicht einem Pfennig, sondern solches  
 muß der arme Bürger und Land-Mann  
 thun,

thun, und diesen Leuten noch Geld da-  
 zu geben, daß sie auf anderer ihren Beu-  
 tel und Kosten eine Anlage machen kön-  
 nen. Denn die von der Ritterschaft ha-  
 ben den Hencker zu braten, und ihre ein-  
 zige Excusen mit denen Ritter-Pferden,  
 die zwar also auf dem Papier stehen, in  
 der That aber, meré Entia rationis seyn,  
 und von welchen der Landes-Herr nicht  
 den geringsten Nutzen, wohl aber lauter  
 Beschwerde hat. Die Städte hin-  
 gegen seyn E. E. und W. W. Rath sel-  
 ber, das wäre so dann eine Him-mel-  
 schreiende Sünde, wenn diese ihrem  
 Landes-Herrn was geben sollten, der  
 Herr Burgenmeister aber, und wie diese  
 patres conscripti nach einander heis-  
 sen, haben alsdenn einen Vetter, Ge-  
 datter, oder andern Zech- und Spiel-  
 Compagnon, der muß nothwendig und  
 nach deren Regeln, der von diesen Leu-  
 ten selbst-gedachten Justiz, von allem  
 frey ausgehen, hernach kommt noch ein  
 Geistlicher oder Doctor angestochen, die  
 jener Ratione seines geistlichen Bareths,  
 dieser aber wegen seines Doctoral-Sam-  
 met-Pelzes, ohnstreitig auch frey seyn  
 will und muß. Oder es finden sich

auch andere legis fraudis, die unmöglich alle zu erdencken. Revundiret also das sämtliche Daus auf den armen gemeinen Mann, der so lange gekränkelt und mit der Execution geschmariegelt wird, bis das Hemde vom Leibe das Bett aus der Kammer, die Ruh aus dem Stalle und noch viel mehr vor die Executions-Bengel fortgeh-t. Dieser arme Haufe, weil er nicht anders gelehret, und in denen alten Meynungen mit Fleiß also ersoffen gelassen wird, schweiget zu allen diesen durch der Sände Bewilligung gestifteten Jammer und Pressuren stille, erkennet aber ihren rechten Ursprung nicht, sondern schreyet und seufzet über seinen Landes-Herren, und wünschet, statt schuldigen Segens, ihm alles U glück an den Hals, da doch der arme Landes-Herr an alle dem auch nicht ein Quintgen Schuld trägt, sondern der sämtliche Jammer einig und allein die lieben Herren Landes-Stände mit ihrer unveränderlichen D-vise erwecket: Daß in einem fremden Rohre gut Pfeissen schneiden sey. Dergleichen schöne Früchte nun gebähren die Land-Lage und Privilegia derer Stände, weil aber die-

ses

ses eine Sache ist, so in ganz Teutschland consequenter auch in Sachsen Primario eingeschlichen, so verdienet solche wohl, daß nach ihrem rechten Ursprunge gesfraget werde.

### Status unde ortus & Privilegia eorum.

Es müste einer in der Historia ganz und gar ein Fremdling seyn, der nicht wüste, daß diejenigen Würden, die jezo in Teutschland das größte Point ausmachen, zu denen Zeiten Caroli Magni und seinen Nachkommen, und bis Teutschland anstehn, seinen eigenen Söhnen den Kayserslichen Purpur anzubangen, entweder gar nicht waren, oder aber in ganz anderer Gestalt sich präsentireten. Denn die hohe Chur-Würde stach vermahlen noch in denen Zeiten der alles veränderten Zeit, die sie auch nicht eher geböhren, als da das größte Interregnum des Reichs Ruhe-Stands, ganz und gar zernagete, wiewohl nicht zu läugnen, daß bereits vor selbigen einige Fürsten deren andern an Macht und Würden vorgiengen, daß demnach sel-

E 3

bi-



biger Jahre Lauff, ohngefehr vor die Stunde ihrer Empfängniß könnte gerechnet werden, wie die meisten Historici ihre Meinung dahin zu verstehen geben, und zu behaupten suchen. Die Röhmen Land- Mark- Burg- und gemeine Grafen aber wären nichts anders, als solche Dienste, die ganz nicht erheblich, sondern von dem Kayser einzig und alleine dem wohl verdienten, oder welche sonst des Kayfers Gnade darzu eleviren wolte, gegeben wurde, und bedeutete das Wort Graf, nach dem Style selbiger Zeit, nichts anders als einen, der in des Kayfers Röhmen denen Provinzien das Recht sprechen sollte, konnte auch nach jetziger Art, fast nicht unbillig vor einen Gouverneur, oder Stadthalter ausgedeutet werden; Daß demnach die Land- Grafen diejenigen wären, die mitten im Reiche einer Provinz governirten, die Marggrafen, welche man an die Grängen gesetzt, die Burggrafen, denen ein gewisses Castell oder Schloß, mit seinen Dependencien zu regieren anbefohlen, und letztlich die Grafen, die an andern Orten Vices Cæsaris versahen; Doch aber weit gerin-

ger als obige, auch nicht so wichtige Sachen, als wie jene dediciren konten, ja es waren dergleichen Bedienungen an dem Kayserlichen Hofe selber, die man Pfalz- Grafen quasi Comites Palatine Cæsarei benahmete, denen oblag, daßjenige zu schlichten, was immediate aus denen Provinzien an den Kayser gelangte, Comites aber wurden sie in der Lateinischen Sprache daher genennet, weil sie dem Kayser zu Hofe allenthalben zu begleiten verbunden, daher moderner Gebrauch nach, certu respectu mit der Garde du Corps und Garde du Chevalliers en Comparaison kommen könnten, wie dieses lauter aus denen Deutschen Scribenten nicht unbekannte Dinge seyn, allein als nach des Caroli Magni Tode dem Ludovico Pio die Söhne viele Unruhe machten, auch diese nach des Vaters Absterben einander weiter in die Haare geriethen, welches Unwesen so fort dauerte, bis der Carolinische Stamm ganz ausginge, dachten obgemelte Grafen oder Stadthalter bey sothaner Reglerung ihreigenes Interesse auch nicht zu vermissen, ließen also die Begierde sich

ankommen, die aufhabenden Würden erblich zu machen, und auf ihre Posterität zu transferiren, die in lauter Unruhe verwickelte Carolinische Kayser hatten nicht Zeit an die Supprimierung solcher Concepten zu gedenken, und waren content, wenn diese Herren Gouverneurs ihnen nur mit Reich und Geld abstürzten, diese Herren nun, damit in der unternommenen Sache sich desto eher reussirten, und nicht etwan ein anderer, der mit ihnen ungleicher Ankunft und Rancune war, sie in ihrem Vorhaben stöhrten, und sich eben dergleichen Geranken einfallen lassen möchte, hielten vor die best. Maxime, wann sie mit denen vornehmsten des Landes gewisse Pacte trafen, die sie entweder selber offerirten, oder ihnen von jenen vorgeschrieben wurden, und zu deren Haltung sich obligirten. Es mag auch wohl seyn, daß sie dem Lande vorgestellt, was Schaden die öftern Aenderungen und Abwechslung der Gouverneurs verursache, und wie die Lande bey damahligen schlimmen Zeiten dadurch harte mitgenommen worden, welches aber alles vorgiele, wann sie dazu hülffen, daß

die

die Verwaltung auf einer Familie beständig bliebe, stellten zugleich mit vor, wie sie mit ihnen in gleicher Pacticat wären und bleiben würden. Da nun die Carolinisch n alle einander aufgetrieben, und der ganze Teutsche Stamm bis auf die Wurzel ausgegangen war, die Teutschen hingegen anfiengen, aus ihren Mirteln Kaysen, oder vielmehr nur Könige über sich zu setzen, mußten diese neue Regenten denen bisher erwachsenen Land- und andern Grafen, die eirmahl zu sich genommene und ihren Familien bereits eingepfropfte Würden, nothwendig confirmiren, in welchen sie sich durch Hülffe der vielen Unruhen ohnedem schon allzufest gesetzt hatten, und weil diese ganz aus neuen Stämmen herangewachsene Kayser-Eronen, denen damahls zu einem Recht gewordenen Dingen sich zu widersetzen, ihren Staat nicht gemäß sahen, bekräftigten sie zugleich, diejenigen Pacte und Privilegia, welche die vielgedachten Herren mit ihren Unterthanen Natione der Regierung und Succession zusammen aufgesetzt und placidirt hatten. Die neue Regenten hingegen lieffen es gut seyn, und konten in der

C 5

Welt



Welt entweder nicht penetriren, was alle diese Pacta und Conventiones einmahl vor enconvenientien ihren Nachfolgern erregen möchten, oder was sie sonst ihren Staat nachtheiliges in sich hielten. Zu welchen allen noch gar viel half, daß die damahligen Zeiten in Teutschland so beschaffen, daß Gelehrte und Staatsfluge Leute ein höchst rares Wildpret waren, und alle Weisheit bey denen Mönchen in Kibstern verwahret lag, welche doch entweder auch bluttschlechte Helden in Rebus politicis Statisticis abgaben, oder aber es sonst mit denen andern hielten, dem Fürsten also das rechte Verstandniß nicht eröffneten. Dieses ist demnach der wahre und glaubbare Ursprung derer in Teutschland und Consequenter auch in Sachsen inter principum & Subditos errichteten pactorum & privilegiorum, denn daß jetzige Durchlauchtige Churfürsten von denen alten Marggrafen entsprossen, ist eine ganz bekannte Sache und unläusbar, daß diese hohe Würden postita mutatam reifaciem in ihr Etablissement gerathen, da aber nun kein pactum & privilegium contra

Status

Status principia, & quod intrinsicam ejus Essentiam & Stabilitatem evertit (was aber diese Privilegia thun) ullo jure bestehen, oder firmiter verrichtet werden kan, zu dem sothane Privilegia contra sanam politices rationem Superioritatis etiam Provinciarum ac Subditorum utilitatem streiten, sich auch nicht propter præscriptionem ullam quam vis immemorabilitatem nec principis spontaneam Confirmationem justificiren lassen, angesetzt contra rempublicam, noch weniger contra principum & eorum status Interesse keine præscription laufft, die erstere gilt in dem, wenn de Damnis & Præjudiciis principis & ejus Status gehandelt wird, sie allemahl nicht anders, als Minorennen zu consideriren, contra quos multo minus præscriptio currit, sed in Aeternum beneficio Restitut. in integrum ad priorum Statum ac debita jura gaudet. Was aber die Leges de Subditis sine in passu ordiniren, auf dem Impe-trantem nicht appliciret noch extendiret werden kan, als der ipse Legislatoer sich aber in seinem eigenen Gesetzen nicht unterwerffen wird, als von welchem ohne den jeder Princeps Salutus, und an selbige nicht gebunden, quoad privilegia aber selbige alle-

allemahl wie ein ander die Clausul in sich haben: so ferne es uns und unserm Staat nicht nachtheilig, welche den Revocationem & cassationem allemahl selber inseriret, einfolglich aber solche per præscriptionem sich nicht solviren können, denn was einmahl annulliret und in pristinum Statum aut in primum non redigiret werden kan, hat unendlich einer Befreyung sich zu erfreuen, zudem ist und bleibet diese Regul wohl unumstößlich wahr, quod utilitas publica præferenda sit privatæ, nun ist aber der Nutzen, der aus solchen Revocationem vel restrictionem Privilegiorum, dem Fürsten und ganzen Lande entspringet, ganz Sonnenklar, siquidem ad ferenda publica onera quilibet Subditus conscientia & homagio præstido adstrictus, von diesen aber subtrahiren sich die Herren Status entweder in Totum, oder geben doch sonst nicht viel dazu, und lassen die ganze Last bene übrigen auf dem Halse ganz intolerabel liegen, nec quicquam injustitiæ aut iniquitatis hæc in se habent quam in prima fronte talem speciem pro se ferant, revera tamen nulla adest, sed si aliquod incommodum privatis, quibusdam inferat,

pu-

publico & manifesto bono sat abunde id compensatur, vid. Far. L. 14. An. 1644. & Hyppol. a Lap. de ratione Status, §. 1. annehm da propter incertitudinem & ob scandalum genealogicum nicht so sehr exacte zu demonstrieren, ob a Wittekindo M. das Durchl. Chur-Haus so gar immetiate und insalubill abstamme, quamvis Reusnerus magno conatu & animositate probate hoc ausus fuerit, sondern vielmehr ganz glaubhaft, daß in die extinctas primtores familias quibus pacta & Privilegia hæc dederant, andere ex plane nove vel jure Belli vel Hereditario vel proprio aufkommen, quæ antecessorum actu non obliganda, und eine solche Obligation die Rechts-Leiter nicht weiter, als de rebus patrimonialibus wolten gelten lassen, non autem quæ Statum & Interesse public. concernit, sind die Durchl. Churfürsten zu Sachsen etiam ex hoc capite an die oft intentirten Pacta und Privilegia nicht gebunden. Nichts wird diese Objection cum effectu darwider thun; Daß gleichwohl alle und jede Successores ex Moderna & illustrissima Dom. Saxon. Electorali



rali confirmiret, approbitet, und ihnen daher eine Gültigkeit beigeleget hat. Es ist hierauf vorher schon geantwortet worden, kan auch über die nach dem gemeinen Bürgerlichen Rechten keiner seinen beneficiis & Juribus renunciiren, er sey denn von deren Nutzen und völligen Verstande sattfam informiret worden, welches die Rechte bey denen Frauens-Personen gar sorgsam observiret wissen wollen, und daher alle Actus, so disfalls in contrarium vorgegangen, völlig wieder rescindiren. Wie sollte aber ein Landes-Herr Deterioris conditionis seyn, als seine Subditi, und derjenigen Recht sich selber nicht bedienen dürfen, von welchen er doch ipsissimus Conditor ist, und die omnem autoritatem & valitatem von ihm haben. Entsetzet demnach die Frage: Ob die Durchl. Churfürsten auch sattfam erinnert, und ihnen aufrichtig gewiesen worden, was durch dergleichen Confirmationes sie sich in ihren Rechten vergeben und präjudiciren? Und wenn auch solches geschähe: Ob sie auch ihrer Macht, und unumschränkten Gewalt sich also freywillig begeben, und selbige in die Hände ihrer

Unter-

Untertanen getheilet wissen wollen? Ist aber ein solches unterblieben, so würden auch alle diese Confirmationen die verlangte Validitatem in Ewigkeit nicht haben. Wird demnach kein Recht- und Staatsverständiger Mann sagen und behaupten können, daß die thuersten Churfürsten von Sachsen an diese Kantäse, und daraus fließenden Execut. & Onera contribuendi ihrer Untertanen benebte Privilegia gebunden seyn, sondern vielmehr in ihrer hohen freyen Macht siehe, solche zu revo-ciren, aufzuheben, und statt solcher andere Verordnungen einzuführen. Die Befugniß resse- allen bewahret sich bey dem Durchl. Churfürsten zu Brandenburg allzu sehr, indem selbiger glaubet, daß dergleichen seinen Staat und Ländern schädliche Dinge ex purissima conscientia ausbrüten dürffe und können, wie denn die rortigen Land-Täge gar ein ander Ficiem als die Sächsischen haben, und werden selbige nichts mit dem mindesten des Landes oder seines Souverainen incommodite gehalten, sondern wenn die Stände zusammen kommen, ist in gar wenig Tagen alles gethan, und der hohe Wille des Landes Vaters erfüllet, woben die

die Brandenburgische Lande sich gar wohl befinden. Denn was soll och dieses in der gesunden und politischen Vernunft vor Grund haben, das Doerhaupt muß erst von Proceribus, die doch Unterthanen, gleich allen übrigen, sind, erbetteln, daß ihm sein Land seinen Unterhalt und Revenüen geben möchte, ja er giebt ihnen noch Geld darzu, daß sie deswegen ihren Consens ertheilen, gewiß trügen diese Dinge nicht so viel Abnutzung, und sie müßten aus ihrem Beutel zehren, sie würden wahrlich in Ewigkeit an keinen Land-Tag gehen, noch ein solches Geschrey und Wesen machen, von ihrem Privilegiis. Denn wenn per Exempel dem Fürsten eine Million gewilliget wird, so muß er sich erst lassen eine Summa Geldes abfürgen, die seine Herren Mit-Regenten, (denn so wollen sie doch gerne heißen) in ihre vorhin leere Beutel gesteckt. Allein was entstehet daraus? nichts anders, als daß der Landes-Herr in seinen gemachten Rechten sehr weit zurücke kommt, in seiner Cammer lauter Schulden, des ordres, verrückte Concepts, gebundene Hände, und andere dergleichen böse Sitten mehr empfindet, welche

welche doch alle nachblieben würden, wenn die unnöthigen Land-Tage nicht mühen gehalten werden. Am allermerkwürdigsten ist hierbey dieses, daß die Herren Stände zu denen placirten Oneribus nicht eines Pfennigs werth mit beytragen, denn die von der Noblesse sind frey, daher, weil sie Edelleute heißen, die andern aber qui sunt Status, & columnae Regiones, wovon pro 1000. andere Intelligenzen, als noch erwähnt sind, leiden! mit einschleichen; Allein gesteht denn ein Edelmann und Raths-Herr nicht eben den Schug, ja wohl mehreren als ein anderer? Sie können zwar hierauf nicht anders antworten, als daß sie solche wären, jedoch die ad Antecessoribus erlangte Privilegia immunitatis (man möchte wohl inantitatis sagen, en regard der vor das arme Land hieraus entspringenden Pressuren und schlimmen Sitten, und was sie vor des Landes Wohl die Köpfe zerbrechen müßten eximierten sie sich a praeestatione onerum) ist trefflich wohl gegeben. und die Sache mit unhintertreiblichen Gründen behauptet, derjenige, der das Mark des Landes verzehret, und dessen besten Güter besitzt, gehet leer aus, die



die andern aber, vanden bloßen Knochen gleichsam nagen müssen, sollen die faulen Fratzen mit ihrem Schweiffe erhalten helfen. Ist gewiß eine unverantwortliche und Himmel-schreyende Sünde. Es ist wohl gang richtig, daß derjenige, so im Lande viele Güter hat, und ansehnliches Vermögen besitzt, von seinen Fürsten mehrern Schutz haben wolle, als ein armer Schlucker, sintemahl es mit einem solchen heisset, als mit jenem: *Omnia mea mecum porto*, und wenn er doch kaum etwan ein armseliges Häußlein, geringen Weinwachs, morastiges Wiedgen, und dergleichen in seinem Vermögen hat, dahingegen jener viele große Güter, kostbare Palais, trefflichen Hausrath, und anders Reichthum besitzt, so nachdrücklicher Schutz requiriren, als des andern sein Krahm. Diese aber durch die graubärtigen Privilegia verpaßsardirte Immunität ruhet auf eben solchen Fundamente, als wie die *Convocatio Status* selber. Haben denn die Magistratus nicht schon ihr sufficientes Auskommen, muß ihnen der Lands-Herr noch Geld dazugeben, daß sie noch desto com-

ma

moder vielleicht leben, und die Ibrigen mit einer größern Pracht vor andern sich hervor thun, oder sie noch mehrere Güter erkauffen können. Ein Unterthan verändert *essentiam & naturam Subditi* nicht, er heiße auch wie er wolle, und je höher er ist, je mehr Schutz will er haben, consequenter, so muß er auch dem Principum desto mehr contribuiren, daß er ihm diesen Schutz prästiren könne, folget demnach unwiderleglich, daß keiner & *quicunque est Reipublica* (daß sie sich doch nicht nehmen lassen wollen) befugt sey, ad *oneribus* sich zu erlimiren, sein Gewissen und Pflicht verbindet ihn dazzu, und alle diejenigen, die ihren Fürsten sothane Nasen andrehen, mit einer vermeynten Exemtions-Berechtigung die Augen verkleistern, und dadurch von der schuldigen Steuer-Pflicht sich entlassen, solche hingegen andern auf den Hals weisen, haben es gegen Gott gar schwer zu beantworten, die höchste Obrigkeitliche Gewalt erstreckt sich über alle und jede, Hohe und Niedrige, Reiche und Arme, weist also die Natur selber jeden dahin an, daß er zu Erhaltung des Obrigkeitlichen Ansehens und Macht,

daß selbe capable sey, ihm den verlangten Schutz prästiren zu können, das Seinige pro viribus & Status conditione unweigerlich mit beytragen solle, dieses befehleth Christus selber, in dem late Cäsari, also gar keine Distinction inter eximiorum & inferiorum Subditi zu finden.

### Nam Ecclesiastici exempti.

Mit eben so übel gegründeten Rechten suchen die Herren Geistlichen ihre Köpfe aus der Steuer-Schlinge zu ziehen, ihr Stand ist wohl alles Respectes werth, alleine man muß nicht ihnen höhere A-ktione und Veneration von ihnen machen, als solche verdienen, und Gott selber haben will; Sie vermischen an das Volk die Worte Gottes, so sie in denen durch seinen Geist aufgezeichneten Büchern finden, wobey diese Herren sich doch leyder sehr oft die insupportable Freyheit nehmen, ihre Worte mit beyzufügen, solche denen Einfältigen vor göttliche zu verkaufen, und also Staub unter den Ambra zu mischen, allein das macht noch lange keinen Schluß, daß sie deshalben in Re-  
publ.

publica, von welcher sie ein Vars wie alle andere Unterthanen, von allen und jeden müssen frey seyn, das General-Wort Unterthan ziehet sie mit unter seinen Sprengel, saget ihnen auch also ihr Gewissen, daß sie demselben das Ihrige mit beytragen, der sie solches alles gewehren, und schaffen muß, schämen solten sich diese Herren, die das Volk zu demjenigen anvermahnen, das sie selber nicht thun, noch zu thun begehren, und mit ihnen alle Defensores, daß sie die Bestärkung ihrer Meynung aus dem Aberglaubischen, und des rechten Brags verfehlenden Heydenthum, wie nicht weniger aus den irregulären, und von allen andern Statibus ex singulari Dei voluntate es etwas particulaires habenden Jüdischen Regiment her entlehnen wollen, eine aberglaubische Veneration gegen den Statum Ecclesiasticum führen, und weil bey denen alten Völkern diejenigen, so sich ad Theologiam legaben, meistens die andern Studia zugleich mit tractiret hat, diesen Leuten die Freyheit, bey denen Einfältigen & ad ridiculam plane superstitionem eingemischten Lügengewege gebracht, Christen aber solten



sich schämen, daß sie von denen ertugten, und von Gott verworffenen Heyden den Beweis und Fortification der Sache herholen wollen, wiewohl auch eben nicht alle Heyden so einfältig gewesen, und sich von diesen vermeynnten Heiligen so ein hocus hocus hermachen lassen, sondern sie zogen oft genug diese Herren mit ad communia onera, der Juden aber ihr Status politicus bleibet singularis & ad nullius imitationem institutus, ist auch keine Folge: Dieses oder jenes Volk, hat dieses oder jenes gethan. Es schlägt oft gar übel aus, wenn man so einen Staats-Cörper zu jedem Kleide gerecht machen will. In primitiva Ecclesia finden wir nicht, daß die damaligen Heydnischen Imperatores die geistlichen ab Oneribus frey erkannten, der mit himmlischer Weisheit begabte Apostel Paulus saget in seiner heiligen Vermahnung, wie jeder sich politice zu verhalten, ganz nicht, daß die Geistlichen der Obrigkeit zwar unterthan, solcher aber nichts geben sollten, nein, das Exempel Christi, welcher vor sich und seine Jünger den Zoll erlegte, stößet alle hier wider

etwa zu machende Objectiones rechtschaffen bündig auf einmahl um.

Cür Constantinus Magnus ex-  
muerit.

Was Constantinus Magnus that, nuzt nicht viel, dieser war ein Fuchs und Camoleon, darum er bey der Kayserl. Würde sich allein zu maintenir, und die andern Nivales aus dem Wege zu räumen vor das beste Mittel erachtete, wenn er sich vor einen Christen ausgäbe, und dieser Liebe zuerlangen suchte, als die damals schon mit ihrer Menge die Heyden, wo nicht gar übertraffen, ihren doch wenigstens an Anzahl gleich waren. Hierzu aber war ihm nichts nöthigers, und welches den Weg zu alle dem andern facillime bahnen würde, und könnte, als wann er die Geistlichen mit carrete, und ihnen mit solchen ab antecessoribus gethanen Dingen statirte, denn quantum valeant hi Domini apud vulgum, wußte dieser durchlebene Gast sehr wohl, weilen nun sein vorgegebenes change ment der Religion (mit welchem es doch auch res amodum litigiosa ist, ob gleich

die meisten geistlichen Herren, denn der solches in Zweifel ziehet, gar leicht zu einem Regier machen können,) unter seinen hohen Staats-Bedienten ein grosser Aufsehen gab, als die guten Theils Heyden waren, und es daher leicht zu einer grossen Revolution hätte kommen können, als deren er gedachter massen ohne dem genugsam zu dämpfen hatte, so mussten par raisond'Estat die Christen und ihre Clerisy gewonnen, und selbst mit vielen externis flattiret werden. Was seine Söhne und Nachfolger gethan, dienet ebenfalls zu keinem Beispiel, weil die meisten mit diesen Principis imbutet waren, daher die angefangene Leyer so fort spielten, und per Traducem auf alle Successores die Dinge mit fortpflanzeten, zu dem siengen bereits damahls die guten Künste und elegantiora Studia an sich trefflich zu verliehren, und Welt-kluge Leute waren gar dünne worden, die überdis mit ihren Vorstellungen bey dem einmahl eingewissenen Unwesen nicht viel würden ausgerichtet haben, zu welchen allen der aus dem Abgrund der Tiefe hervorstehende Monachismus kam, und dem Fasse bey

bey nahe gar den Boden ausstiesse, was hierauf imponente Papatu von denen Fränc- und Teutschen Kaysern geschehen, von welchen es andere Potentaten abgelehnet, verdienet auch keine Nachfolge und bündiger Schluß; Denn Ungewißheit und Barbarey hatte damahls aller Orten die schönsten Ehren-Pforten ausgerichtet, hingegen lagen die guten Wissenschaften grössten theils in der Mist-Haufen tieff vergraben. Alle Höfe schwärmten und summeten von lauter Mönchen und Pfaffen, wer selbigen einen Dienst erwies, der durffte sich nur ganz gewiß den Himmel einbilden, und hätte damahls unser Herr Gott selber nicht viel nehmen dürffen, einen solchen Rutten-Lecker den Himmel zu versagen. Bey unternommener Reformation ist dieses Wort nicht verbessert, sondern in seinem alten Sögen gelassen worden, und derjenige Fürst, der sich dessen unternommen hätte, würde ohnfehlbar ein heiliges Anathema auf dem Buckel bekommen haben, daher ist es immer so geblieben, und hat bis dato kein Fürst seine Jura, die ihm so wohl circa hunc passum, als auch sonst in



Sacris zu stehen recht zu getrauchen, und den päpstlichen Sauerteig recht auszufegen, sich die Mühe nehmen wollen.

### Quid in Svecia observandum.

Jedoch hatte die Schwedische Maj. sich endlich aus diesen, und einigen andern Stücken gloriensament heraus gerissen, (denn in verschiedenen liegen sie auch noch verwickelt, welchen S. Königl. Maj. von Preussen ziemlich massen nachgefolget, und müssen die Herren Geistlichen allda das Ihrige ad communia onera wirklich mit beytragen, wenn man aber diesen Leuten eine Freyheit verstatten wolte, so könnte solches nur vor ihre Person seyn, nicht aber auf ihre Weiber und Kinder, fremde Gesinde, Güter und Vermögen extendiret werden, als wodurch denen Herrschaftlichen Intraden, und denen andern Subditis nur allzu empfindlicher Schaden und Nachtheil gezogen wird, denn wenn per Exempel ein Ort 1000. Rthlr. aufzubringen hat, (man will nur ein wenig speciminis loco geben) und kämen nach regulirter Egalité 300. Rthlr. auf den

Mas

Magistrat, Geistliche, und die Personen, so mit ihnen combiniret, oder sonsten frey seyn, muß nach jetzigem Statu die ganze Bürger schaft ja diese Ratam über sich nehmen, welches wirklich ohne ihre grosse Beschwerniß nicht geschehen kan. Was nun bishero gemeldet worden, wird Sachsens Zustand quo ad regiminis formam hoffentlich genugsam erläutert, zugleich auch gewiesen haben, daß solcher seiner übeln Suiten halber zu Beförderung des Landes Wohl gang nicht dienlich seyn, angesehen wo viel Häuser zu dirigiren und zu sprechen haben, es nimmermehr harmonisch zugehen kan, und nach dem gemeinen Sprichwort: Viel Köche den Brei verderben, noch weniger die imparite in ferendis oneribus eine gute Sympatdie gestiftet, und des Landes Herrn Schatzkammer sichere und fester Revenüen promittiret zc.

Soferne demnach der Durchl. Churfürst zu Sachsen, dieses Ubel nicht remediirt, die nichts-nützigen Land-Läge aufhebet, sich in volle Regierungs-Freyheit und Macht sezet, so daß sein Land, Dependentes, und incorporationes, von nichts

nichts als seinen und seines Geheimen Coseils nutis & mandatis dependiret, ohne die Stände erst um ihren Consens zu befragen, diese durchgehends nebst den Geistlichen, wenigstens die letztern, Ratione ihrer Familien gleich denen andern pro rata bonis & viribus contribualis machet, die Domainen auf bessert und bebdrigen Fuß setzet, wo selbige stecken, und von wen sie besessen worden, genau untersuchen lässet, und hierinnen Regis Sueciae & Borussiae einen Etaat gar geträglichen Exempel folget, die vielen Freheiten und Untertheilung im Brauen, Frey-Bieren und was dem sonst anhängig in totum aufhebet. So wird weder er, noch sein Land einer blühenden Glückseligkeit sich rühmen können. Denn nur die unbeschränkte Macht ist diejenige, welche einem Lande diese Vorteile zu verschaffen vermag, und wo die Unterthanen wissen, daß in Ertragung der bisherigen Lasten eine proportionirte Gleichheit gehalten werde, sind sie noch einmahl so vergnügt, und der Landes-Herr hat so dann nicht zu befahren, daß in seinen Rechnungen und Revenüen ihm in einerley Weise das Con-

Concept verrücket werde, ganz unnachbleiblich werden die Fürstlichen Einkünfte sich jährlich mit vielen Tonnern Goldes ohne des Landes Nachtheil erhöhen, wenn nur obige schändliche Immunitäten erst aufgehoben und alle und jede absque respectu personarum allen und jeden oneribus sine ulla exceptione & distinctione unterworfen. Die Herren von Adel besitzen odersreitig das Marck vom Lande, welches die Geistlichen und Räte in denen Städten ratione der erkaufften oder sonst erlangten Güter nothwendig mit bezuzahlen. Weilen nun in Sachsen alle Prästanda nach denen Schocken und denen Gütern vergeben werden, die Noblesse aber und Magistratus ungezählig viel Bürger und Bauer-Güter an Häusern, Aekern, Wiesen und dergleichen unter sich gezogen, und zu denen Thirigen geschlagen, welche sie ex hactenus mentionato fundamento privilegiorum besitzet, und durch Abschreibung derselben entlediaet, so daß diese Güter in adeliche metamorphosiret worden. Die Herren Geistlichen aber, wenn sie immobilis erkaufft ebenfalls aus dem Ober-Steuer-Collegio einen freyen Befehl zu exacti-



ciren wissen, hiernächst bey denen Städten die Magistratus viele bürgerliche Häuser und Güter in ihr Reich gebracht, sie eximiret auch sonstern andern unzählbare Unterschleiffe mit einmengen, so ist daher leicht der Schluß zu machen, daß dem Churfürsten an seinen Intraden jährlich ein großes abgehe, dergestalt, daß Ihme auf die Zeit eben das widerfahren würde, was man von dem Königreich Neapoliß glaubhaft saget. Daß drey viertel Einkünfte davon denen Pfaffen, der wenige Rest aber der König in Spani:n besitze. In Sachsen aber werden der Adel und die andern frey-gemachten Personen das ganze Land in ihre Leiber, Mägen und Beutel vollentz einschlucken.

### Ursachen des Revisions-Collegii.

Zwar Sr. Königl. Maj. und Churfürstliche Durchl. Fridrich August führten vor einigen Jahren das General-Revisionis-Collegium mit höchstbillichen Absichten ein, aber wenn solches nur hätte bestehen, oder dessen Einrichtung der Sachen kündigen Personen anvertrauet werden,

den können, so würde das Land und der Herr davon gar bald sehr gute Früchte und Nutzen zu erwarten gehabt haben. Allein da das letzte fehlte, und man in modo procedendi irre gieng, hiernächst die schon oft gemeldete Compot:stätt der Stände den Großmächtigsten Augustum so lange fatigirte, bis er solches wieder aufhube, so mußte auch dieses gute Werk in seiner zartesten Blüte ersticken, die Stände willigten dafür 1. Million fl. in 20. Jahren zu bezahlen, das ist in Wahrheit eine schämend würdige Sache, von welcher der Herr keinen Nutzen, sie, die Stände, aber noch weniger Ehre hatten, denn wenn sie wohl Haudgehalten von denen Domänen-Cammern und andern Steuerbaren Gütern nichts an sich gezogen, so hätten sie ja ohne Bedencken, Furcht und Zittern gemeldtes Collegium ruhig in seinen Vorhaben können fortfahren lassen, wäre aber solches nicht, so sind sie eines grossen Verdacht:s schuldig, daß sie den hinterß Licht geführten Landes-Herrn nicht haben zu Erkenntniß kommen lassen, und der gebührenden Bestrafung sich un-

ciren wissen, hiernächst bey denen Städten die Magistratus viele bürgerliche Häuser und Güter in ihr Reich gebracht, sie eximiret auch sonstern andern unzählbare Unterschleiffe mit einmengen, so ist daher leicht der Schluß zu machen, daß dem Churfürsten an seinen Intraden jährlich ein großes abgehe, dergestalt, daß Ihme auf die Zeit eben das widerfahren würde, was man von dem Königreich Neapoliß glaubhaft saget. Daß drey viertel Einkünfte davon denen Pfaffen, der wenige Rest aber der König in Spani:n besitze. In Sachsen aber werden der Adel und die andern frey-gemachten Personen das ganze Land in ihre Leiber, Mägen und Beutel vollentz einschlucken.

### Ursachen des Revisions-Collegii.

Zwar Sr. Königl. Maj. und Churfürstliche Durchl. Fridrich August führten vor einigen Jahren das General-Revisionis-Collegium mit höchstbillichen Absichten ein, aber wenn solches nur hätte bestehen, oder dessen Einrichtung der Sachen kündigen Personen anvertrauet werden,

den können, so würde das Land und der Herr davon gar bald sehr gute Früchte und Nutzen zu erwarten gehabt haben. Allein da das letzte fehlte, und man in modo procedendi irre gieng, hiernächst die schon oft gemeldete Compot:stätt der Stände den Großmächtigsten Augustum so lange fatigirte, bis er solches wieder aufhube, so mußte auch dieses gute Werk in seiner zartesten Blüte ersticken, die Stände willigten dafür 1. Million fl. in 20. Jahren zu bezahlen, das ist in Wahrheit eine schämend würdige Sache, von welcher der Herr keinen Nutzen, sie, die Stände, aber noch weniger Ehre hatten, denn wenn sie wohl Haudgehalten von denen Domänen-Cammern und andern Steuerbaren Gütern nichts an sich gezogen, so hätten sie ja ohne Bedencken, Furcht und Zittern gemeldtes Collegium ruhig in seinen Vorhaben können fortfahren lassen, wäre aber solches nicht, so sind sie eines grossen Verdacht:s schuldig, daß sie den hinterß Licht geführten Landes-Herrn nicht haben zu Erkenntniß kommen lassen, und der gebührenden Bestrafung sich un-



unterwerffen wollen. Noch viel verwerflicher war es, daß die Unterthanen eines andern Mißhandlung mit ihrem Gelde erkauffen müssen, denn auf das Land ward die Aufbringung dieser Million repartiret, und weil der Landes-Herr die Summa Geld bey einander haben wolte, mußte man Capitalia aufnehmen, die noch bis die Stunde im Lande mit über Tische essen. Es war eine artige Sache, die Stände hatten unrecht gethan, sie waren leßwegen strafbar, die armen Unterthanen mußten ihre Beutel ziehen, damit dieser lieben Herren ihr Unrecht nicht erwan an den Tag käme. Und eben dergleichen schändliche Einspruch in des Landes-Herrn Vorhaben ereignete sich auch darinnen, als Sr. Königlichen Maj. vor ein paar Jahren, aus sehr wichtigen und nugharen Motiven, einen geheimen Cabinets-Rath formirten, denn ehe solcher noch nicht zur Welt kam, schrien die Stände, vornehmlich der Adel, mit vollem Halse dawider, woben sie am meisten exaggerirten, daß solches wider die alten Verfassungen wäre, quasi, als wann ein Souverain an alle und jede alte nichts

wür.

würdige, auf den heutigen Staat und Zeiten nicht füglich zu applicirende Dinge, unverbrüchlich gebunden ware. Man läßet die Alten bey ihrem Werth, alleine in allen ihren S. gungen ungehindert bleiben, und solche zu ändern und zu verbessern vor den größten Gewissens-Scrupel achten, ist eine lächerliche und jämmerliche Gewohnheit, die eben so klug heraus kömmt, als wenn man sich ein Gewissen hätte machen wolten, die alten Plüder-Hosen abzuschaffen; unsere Vorfahren lieffen nackend, oder in Thier-Häuten einher, warum thut es man ihnen jeko nicht nach, weil man doch auf alle alte Gewohnheit so verpflichtet ist. Sie bauten keine so prächtige Palläste, wie heut zu Tage die Noblesse thut, warum sind sie aber nicht eben auch bey dieser Gewohnheit geblieben? Es ist wol wahr, das Gute, so die ehrlichen Alten gehabt, haben wir abgeschafft, hingegen das Böse behalten; die alten Deutschen straffeten den Ehebruch sehr hart, und ihre Proceße fielen trefflich kurz, allein das erste ist jeko eine Galanterie, das andere wollen die neuen Gesetze so haben, hat man nun in

E

Men.

Veränderung des einem seine Sünde gethan, das doch Gottes Wort vor Sünde angeht, warum will man denn in andern Dingen, die ad esse publicum gehörig und nöthig seyn, ein solch großes und Sinn-loses Geschrey machen, interrest & refert, ist eine Regel, die in der Herren Stände Decalogo oben ansteht, die Natur hat es also geordnet, daß die Zeiten, Leute und Republiken sich ändern, consequenter ist unverbotten, auch in denen Landes-Verfassungen eine Verwandlung zu stellen, und dasjenige, was auf gegenwärtigen Staat sich nicht schicket, in solcher auszuschnödeln.

Potestas concedendi leges apud principem.

Kein Gescheiter wird es leugnen, daß summa potestas legislativa allemal bey dem Principi sey, vornehmlich in Teutschland, von andern Ländern ist jezo die Rede nicht, (auch in dessen Willkühr steht, solche zu vermehren, zu verbessern oder aufzuheben,) aus was Grunde demnach wolten die Stände ihren Fürsten

die Hände binden, daß er sothanen divinitus concedirten Pouvoires sich nicht bedienen sollte, als Schweden, Dänemark, und Brandenburg von dieser Meynung auch noch fasciniret war, sahe es gar müßlich aus, nachdem aber die ersten das vollkommene absolute Best erlanget, und ihren Ständen die schädliche Compotestät genommen, und das letztere zu dergleichen einen beglückten Anfang gemacht, leben sie jezo in dem florissantesten Stande, und um dieser gefassten selligen Veränderung willen, die billige Hoffnung ihren Staat noch höher steigend zu machen, diesem trefflichen Exempel soll der theuerste Churfürst zu Sachsen auch folgen, und mit äußerster Macht sich dahin bemühen, seine tapffersten Hände von sothanen unrechtmäßigen Fesseln loszureißen.

Zustand derer Commercen.

Was nun aber die Commercen anlanget, so sollte man meynen, Sachsen müste um seiner guten Lage reichlichen Überfluß von allen verständigen und reichen Einwohnern, und andern Gütern



der milden Natur, in sehr gutem Zustande sich befinden. Alleine auch darinnen irret man sehr, und sind bishero in diesen Point die größten Fauten zu fast irreparablen Schaden begangen worden. Es ist bereits gemeldet, wie trefflich das Land mit allem versehen sey, so fehlet es ihm auch nicht am Wasser, daß auf solchen die Waaren bey- und abgeführt werden können, wenn nur die Flossen gehöriger Massen darnach aptiret würden.

### Von Mitteln zu Etablirung, derer Commerciën.

Jedweder, der nur in etwas erkernet, wie Handel und Wandel in einem Lande in Flor zu bringen, wird bekennen müssen, daß die Seele von solchen sey, wenn man andere, und mit unserer Glaubens-Meynung nicht bestimmette Religionen admittiret, solche duldet, unbetrachtet, und unperturbirt lästet. Das freye Exercitium verstatet, und der Landes-Geistlichkeit verbiethet, mit ihrer Regiermähren bescheidenen umzugehen, keinen Müßiggänger und Bettler durch-

aus

aus nicht verträget, diese Dinge sind der Strom, auf welchen Eng-land, Holland, Brandenburg u. Dännemard, vornemlich aber denen zwey ersten ganz unergreifliche Schätze, unaufhörlich zugeschliffet werden, und welcher ihnen die Mittel giebt, die Arme ihrer Macht von Morgen gegen Abend, und von dar gegen Süden und Norden unentkräftet auszustrecken, hingegen die Unterlassung dieser Maxime hat Spanien von Selde und Macht los gemacht, Italien verringert, Frankreich aber den Grund zu seinen jetzigen Fall gelegt; Was würde Sachsen vor Reichthümern haben, und wie würde es jeden Staate von Teutschland mit Nachdruck die Stirne bieten können, wenn es diese herrliche Staats-Sache in besserer Beobachtung und Praxis gebracht hätte, mit grossen Hauffen würden sich die Schätze in solchen ergossen haben, wenn der so tapffere als kluge Churfürst Johann Georg der dritte die Geistlichkeit mit ihren schädlichen, ja sündlichen Abmahnungen, wegen Einnehmung der aus Frankreich Anno 1685. und folgende Jahre weichende Hugenotten,

E 3

nicht

nicht so unverantwortlich verhindert hätte. Diese Leute, die unstreutig die fleißigsten Künstler und Manufacturiers von Frankreich waren, hätten in Sachsen ganze Meere von Reichthümern eingeführet, angesehen selbiges seines herrlichen Climatis und Güter wegen, ihnen vor allen andern Provinzen anstunde, weswegen sie auch die größten Demonstrationes bey höchst ermeldter Sr. Churfürstl. Durchl. thun lassen, Als Dresden, das noch guten Theils in seiner Asche begraben liegt, wäre aus dem Staube erhoben, und Neu-Dresden eine Königin anderer Städte worden, an Neu-Ostra hätte es eine prächtige Schwester bekommen, die übrigen Oerter des Landes aber, würden sich in irdische Paradiese und arbeitssame Ameis-Hauffen verwandelt haben, da sie jezo guten Theils nabulose Stein-Hauffen und fast öde Stellen seyn. Man hätte mit allen inn- und ausländischen Provinzen sich genau verknüpffet, und diejenigen Gelder und Waaren, die wir ihnen jezo zuwenden, und von sie theuer erkauften, hätten sie so dann von Sachsen mit des Landes größten Nutzen abfor-

dern

dern müssen, doch daß dieses alles unterblieben, daran trug niemand, wie gedacht, Schuld, als die Herren Geistlichen, und nebst diesen die Stände, welche sich hinter jene stellten, und mit ihnen hac in causa causam communem machten. Daß doch alle dergleichen schädliche Conflanten in den tieffsten Abgrund vergraben und nimmer kein Geistlicher in dem Staats-Cabinet etwas zu sprechen sich erlauben dürfte, denn diese Leute haben mit ihren Rathschlägen Blut-selten was gutes gestiftet, die Stände, so wohl Adelige als Bürgerliche meyneten, wenn sie die Hugenotten ins Land lieffen, so würd nach vielen Bau-Stätten, die sie in ihre Reich practiciret, gefragt, und selbigen wiederum entnommen, auch sonst in andern Dingen, darinnen bishero ein Monopolium und Schinderey getrieben worden, mächtige Wenderuna getroffen werden. Jene aber, die Geistlichen, sahen im Geist voraus, daß wenn sie diese nur nach ihrer Bibel so genannte Ketzer, ihnen auf die Nasen gerathen lieffen, sie so dann gezwungen werden würden, solche hinführo besser in die Bücher und

E 4

Bibel



Bibel zu stecken, mehrers Studiren und solidere Dinge in ihren Predigten vorzubringen, die Postillen, Systemata, und wie das Zeug nach einander heisset, damit man füglich den Amozonen oder Silber-Fluß in West-Indien temmen könnte, mußten alsdenn ein trübes Valet bekommen, und eine würdige Speise der Motten und Schaben werden, denen Leuten durfften die Augen etwas heller aufgehen, und nicht alles mehr so einfältig hin glauben, was der Herr Magister auf den dürrern Klögaen daher schnacket, denn allemahl, wo Religio regnans noch mit andern mischbet, müssen allerselts Geistliche einen bessern Fleiß anwenden, als wenn nur eine Religion das Prä allein hat. Dieses sehet man an Holland, wo so viel herrliche Ingenio und gelehrte Leute hervor kommen, und vor diesen war es auch in Frankreich, doch nach Verjaung derer Reformirten sind die Waffen faul worden, und glauben, wenn sie nur eine Legenda mit ihren Umständen daher schneiden können, so haben sie ein groß Werck zum seligen Heil gethan. Diese Künste wissen viel derer Geist-

Geistlichen Lutherischen Harg-Rappen trefflich zu practiciren, denn so lange sie auf ihren geistlichen Ficht-Boden seynb, da müssen die armen vermeynten Keher, und wer nur sonst wider ihre Worte das geringste Müßigen thut, erschrecklich Haare lassen, und wenn sie unser lieber Herr Gott wären, ließen sie gleich Feuer von Himmel fallen, wie dorten die Apostel auch verlangten, als ihr Verstand den himmlischen Habit noch nicht angezogen hatte. Alleine wenn ihnen nur ein solcher Keher etwa selber unter die Augen kömmt, und seine Objecti-ones ein wenig mit anderer Manier vorbringet, als ihre Systemata lehren, da gerathen sie auf einmahl fast in ein Pythagorisches Stillschweigen, und werden gezwungen zu bekennen, daß diese Leute auch einen Kopff haben. Hiernächst wenn nur eine Religion geduldet wird, so fangen die Herren Geistlichen, weil sie sonst nichts zu zanken haben, oder ihre faule Ruß-Schalen kein Mensch ansehen, und mit Widerlegung ihres faulen Geschwäges die Zeit nicht vergebens spielen will, unter einander einen Krieg an, zer-

E 5

beißen

heissen und zercapituliren sich, ärger, als die alten Heller-Huren, wie dieses schöne Exempel leider, **GOTT** erbarme es! in Sachsen allzusehr, zum unverantwortlichsten Aergerniß der dissentirenden Religion am Tage lieget, und da kommt bald ein aufgeblasener Pabst, balde ein mißgünstiger Superintendent, dann ein schwersichtiger Ober-Pfarrer, oder ein sich flug-dünckendes Magistraten, der des Superintendents Hofe, Ruhme oder Röchlin mit vollen Früchten in sein geistliches Ehe-Bette bekommen, und das da glaubet, was seine alten Tröster und Systemata und Demi Papá sagen, das wären bessere Wahrheiten, als was in dem allerheiligsten Bibel-Buche zu finden, diese machen sich denn an einen Dissentirenden, der nicht alle ihre Worte vor lauter vom Himmel herab kommende Articulos hält, oder sonst der Meinung ist, extra libros symbolicos wäre auch eine Seligkeit, schreyen denn ärger al fuoco, als die Spanier und Italiäner, trügen auch von Herzen gerne, wenn sie dazu kommen könnten, Holz und Stroh auf ihren heiligen Armen zu, wie dorten ein Bäuer-

gen

gen bey Verbrennung Hüssens gethan, welches aber Sancta simplicitas war, hier aber Damnatu factus Pharisaicas wäre. Nun diese saubere Herren brachten es dazumahl dahin, daß nach ihrer Meinung das Sächsische Gosen von denen Französischen Aegyptiern, denen Hugenotten nemlich nicht durffte betreten werden, es möchte gleich dem Lande und dem Fürsten so grosser unverantwortlicher Schade daraus entstehen, als es nur immer wolte, die Alt-väterische Entschuldigung hiesse, daß Sachsen jederzeit das Theatrum der reinen Lehre gewesen, man müste es dabey erhalten, **GOTT** könnte diesen Abgang schon anderswo erschen, das letztere hat wol certo respectu seine geweltesten Schulsäcke, wer aber hat uns erst versichert, daß eben die Lutherische Lehre die reineste und untrügbarste, und von **GOTT** allein beleeueste sey, und daß selbige gödtliche Majestät allein erwählet, und die andern alle verworffen habe? Allein Geistlichen solte man das treffliche Werk des sel. Herrn Puffendorfs de Jure speciali divino, expressen zu lesen, und zu practiciren anbefehlen, es würde solches gewiß weit mehrern Nutzen schaffen, als alle Systemata, die nichts



nichts als Zunder und lauter mißfällige Zaubereyen sind, auf welche sich sonderlich die Herren Wittenberger beßeßigen, als die in Reger-machen, und g-istliche Kriege zu führen, eine rechte Glorie suchen. Diese Sächsischen Edomiten, deren Hand wider jedermann ist, meynen, sie können Gott kein wohlgefälliger Werck erweisen, als wenn sie als veri orthodoxi Lutherani alle andere Religionen mit Strumpff und Stiel uno ietu zur Hölle fließen, verdammeten und verbanneten: o! welch ein schwer Gerichte wird demahleins über solche Leute ergehen, die so viele 1000. Seelen verführen, und zu unverb-merdlicher Aergerniß so sündlichen Anlaß geben. Doch die Herren Geistlichen hatten noch nicht genug denen armen Refugliß, Sachsen auf diese Art präcludiret zu haben, sie giengen noch weiter, denn als etliche wenige unter Johann Georg dem IV. und von jetziger Königl. Maj. Permissiön erhielten, sich in Leipzig nieder zu lassen, und allda ihren Gottesdienst zu haben, worzu ihnen in Auerbachs Hofe eine Stube concediret ward, raseten sie recht unsinnig, so lange, bis man ihnen diesen Ort

Ort wieder entzoge, mit höchst-scheelfichtigen Augen aber sahen sie an, daß der jetzige unglückliche Premier-Minister der Herr Graf von Beuchlingen (der vor Sachsens Interesse in dem Point gar wohl sorgete) in dem Churfürstlichen Amts-Hause eine Stelle ihnen anwiese. Allein, da dieser Herr fiel, fiel zugleich der ehrlichen Reformirten ihre Ruhe auch mit, denn die Leipziger Lutherischen Pöbste tobeten so lange, bis dieser Ort ihnen auch wiederum entrißsen, und sie als ohne allen Platz gelassen wurden; ja die unverständige und mehr als Türkische Wuth dieser Harlequinisirten Schwarz-Röcke gieng dahin, daß sie selbige mit einander aus dem Lande haben wolten. Doch Sr. Königl. Maj. und Churfürstl. Durchl. Ministorum Herzen waren weit Christlicher, und weil der Preussische Cammer-Herr von Lämmel, dieser armen Leute sich annahm, und ihnen auf seinem Gute Schönsfeld, ohnweit Leipzig, ein Haus zu ihrem Gottesdienste einräumete, tolerirte die hohe Clemens Sr. Königl. Majestät von Pohlen, und Churfürstl. Durchl. zu Sachsen, sie auch ferner als

tergnädigt, wie sehr auch die Leipziger Baaliten, Seißgraumeten, in Dresden aber haben die guten Reformirten es nie dahin bringen können, daß man ihnen einen geistlich und öffentlichem Ort permitcirt, ob schon die Catholicken beides haben, auch die dasige Geistlichkeit diese Brille leiden muß. Sothaner unverständiger Enfer aber der Geistlichen, und der hinter selbigen stehende Stände hatens indessen dahin gebracht, daß das von denen Hugewotten vorgewesene Etablissement derer Commerciens und allerhand Manufacturen odilig unterblieb, man wolte dabey gewiß versichern, Leipzig habe unter der Hand das Seinige mit beigetragen, vielleicht daß daburch denen dasigen Hansen nichts abginge, wenn sie an unnöthigen und unnützbaren Gärten das Geld vertändeln wolten, oder daß sie mehr an prächtigen Kutschen und Pferden, die ofte der Fürst und seine Ministri nicht besser haben, verschleudern, kostbare Banquets, Hochzeiten, Schmausereyen anstellen, die Mattressen reichlicher unterhalten, und ihre Weiber und Töchter denen Courtisanen desto stärkeres Salaria machen

chen könnten, die in Sachsen abgewiesenen Reformirten aber giengen mit grossen Hauffen und vielen Schätzen in das Brandenburgische, allwo sie das sonst arme mit Sand und Heyden hingegen gar wohl versehene Land im besten Flor brachten, das Sachsen mit seinem größten Schaden nun allzusehr, wiewohl allzuspäte empfindet, wenn aber das theuerste Oberhaupt und kessen hohes Ministerium das so edle Land, in welches die Güte Gottes unendliche Schätze geleyet, die uns noch verborgen, in rechte Aufnahme bringen und seinen Cammer-Intraden einen beständigen Zuwachs verschaffen will, so muß die rechte Sorge, um gute derer Commerciens verständige Leute seyn, als worinnen ebenfalls gar sehr pecciret worden, von welchen in Dresden oder Leipzig, oder wo es sich am füglichsten schicket, ein Commerciens-Collegium zu etabliren, die Fremden muß man mit Ertheilung verschiedener Freyheiten und Lob-Jahren, als im Brandenburgischen gesehen, anlocken, sie im Anfang mit nichts beschweren, und nicht gleich das erstere und andere Jahr auf etliche hundert tausend Rthlr. den Fond machen,



chen, sondern einige Jahr zum Etablisement, und einwurgen, ihnen Zeit lassen, an welchem Stück dishero gar mercklich gesehlet worden, indem man nicht so wohl auf die Etablirung gedacht, als vielmehr wie eine Sache nur hoch genug könne oneriret werden, damit sie vieles abwerffe, welches aber gerade die Pferde hinter den Wagen gespannt heisset.

### Tolerantia Religionum.

Die andern Religionen müssen certis modis & limitibus frey gegeben, denen Reformirten Kirchen und Schulen, denen Catholischen und andern aber nur ein Circum scribirtes privat exercitium verstatten, und denen Catholicis nur clerici seculares erlaubet, absolute aber weder Jesuiten noch andere Pfaffen und Mönche einzuführen gestattet werden, als welche die Pest des Wohls von allen Ländern, und der gängliche Ruin des Herrn und Unterthanen sind, denen Lutherischen Geistlichen aber müste in Totum und bey harter Straffe untersaget seyn, jenen mit

mit nichts weder mit Predigen, Privat-Sermonen und Zusammenkünfte, noch auff Cathedern, Schulen, Academien, und wie es Mahimen habe, anzutasten, welcher Befehl und Verboth jenen in eben der Schärffe aufzulegen, denen Reformirten wäre gar füglich an einen gewissen Ort ein Consistorium zu verstaten, und ihre geistliche Casus unter sich abzuthun, weil dergleichen die Lutherischen in terris Reformatæ Religionis auch haben, die Catholischen aber, weil ihre Glaubens-Verwandten allemahl an deren Grängen anzutreffen, oder doch nicht weit davon, bedürffen dieses nicht, wäre auch nicht rathsam, die übrigen hingegen müsten, wenn es nicht Sachen von grosser Wichtigkeit, entweder bey denen Lutherischen oder Reformirten, und welche sie causa Ecclesiastica, erkennen wolten, Bescheid erwarten, so viel möglich würden die Fremden an die Sächsischen Rechte zu binden seyn, weil die Einführung einiger andern vor wenige Particulair-Personen nicht practicable fällt, die Sächsischen Leges auch fast alle, Casus decidiret und erläutert haben.

## Gute Wolle in Sachsen.

Weil Sachsen an guter Wolle einen großen Ueberschuss, worunter die Böhmische vor die beste gehalten werden will, wäre vornehmlich darauf zu gedenken, daß man aus Holland; und wo möglich aus Engelland einige Fabricanten herbey lockete, die das Sortiren der Wolle, und rechte Bereitung der Tücher einführen, und denen Inwohnern weisen, als woran es ihnen am meisten gefehlet, von welchen wie auch von dem Zeuge, Crespon, Wollenen Flor, und andere Würd, und Werbereyen im Lande hin und wieder gewisse Fabriken angeleget, und solche mit nöthigen Freyheiten versehen werden müßten, dann was vor Güte die Sächsische Wolle habe, wissen die Schweizer und Holländer, die solche zu viel 1000. Steinen jährlich holen, und Sachsen hernach mit seinen eigenen Fette betreufteln, der Einwurff hierauf, daß sodann, wenn nicht mehr so viel Wolle verführet wird, die Intraden abnehmen würden, taugt nichts, denn wenn man hin und

wie

wieder gute Fabriken angerichtet, sie mit tüchtigen Bauren verfertigt, so ziehet dadurch das Geld sich selbst herein, indem wenn das Land dasjenige selber liefert, was es sonst anderwärts holen müßte, das Geld dafür im Lande bleibet, und quasi per circulum herumgeheth, so würde auch durch Unterhaltung so vieler Mäuler, die Einkünfte in der Consumtions-Steuer sich sodann selbst sattfam erhöhen, daß aber dieser Vorschlag wegen des Tücher, Wolle und Zeuge practicable sey, davon ist bereits in Dresden und Leipzig ein kleiner Vorschmack gegeben worden, das aber doch nicis heisset, und dasjenige noch lange nicht ausmachet, was es in der That seyn könnte, jedoch beweiset es so viel, daß es keine unmögliche Sache sey.

## Die Fonds zu solchen.

Die Fonds zu Einrichtung solcher Fabriken und Manufacturen könten ohnmaßgeblich unter andern daher mitgenommen werden, ) ist bekannt, daß



viele Klöster in Sachsen die secularisiret und deren Intraden zur Cammer geschlagen worden, allein es weisset der Augenschein, daß die, so solche administriren, einen ziemlichen Particul davon in ihren Kasten laufen lassen, sollten nun sothane Revenüen, wenn ihr eigentlicher Betrug genau untersucht würde, sich nicht besser verinteressiren, wenn an dem Orte, wo sonst die Klöster gestanden, deren Steinhäufen jezo wüsthens zu unnützbahren Wüstenen worden, Fabriquen angelegt, und die noch stehende Gebäude darzu aptiret wurden, die meisten geben solche ab, wo sie an bequemen Orten liegen in denen die Mönche in Choisirung derselben vor ihre Klöster nie übel gewählt, hoffentlich sollten die Intraden besser employret seyn, auch sich besser verinteressiren, als sie bishero gethan. 2) Sind sehr viele reiche Stiftungen ad pias causas, wie sie genennet werden, bey denen Kirchen, Academien und sonst in vorhanden, so zu nichts dienen, als daß sie diejenigen, so solche einnehmen, wie denn manche Kirche und Hospital zu Tonnen Goldes und darüber liegen haben, das aber recht pecunia

cunia otiosa und eben als wie vortages keinen andern Nutzen hat, als die Herren Vorstehere zu bereichern. In denen Stiftern sind gar reichliche Einkünfte verordnet, die ebenfalls keinen Nutzen schaffen, als faule Leute zu unterhalten, die Academien haben sehr gute und überflüssige Intraden, die aber die Herren Professores so unter sich partem, daß sie sich gute Tage und einen Damastenen Muth dafür schaffen, und damit es heisse, als ob sie diese fette Suppen nicht gar umsonst essen, der armen studirenden Jugend, die alle ihre Worte für lauter Verwunderungs-würdige Oracula hält, ein hocus pocus dafür hermachen, alle diese Dinge nun, wären genau zu untersuchen, wie bishero damit umgegangen, Rechnung zu fordern, denen Kirchen und Schulen so viel zu lassen, als zu ihrer und der Ministrorum nöthigen Unterhalt, ingleichen zum Bau-Lohne, nöthig & pro cujusvis loci & viri Dignitate unummaßlich seyn müste, die Academischen Einkünfte denen Professorum größten Theils zu nehmen, als die solche ohnedem mit Sünden verzehren, und nur so viel abzufondern als nöthig wäre

re die Coll-gia und Academien in aufrecht-  
ten Zustande zu erhalten, die Stifter aber  
könten als obnedem unbrauchbare Dinge  
entweder gar aufgehoben, oder doch des  
nen Herren die fetten Blößen trefflich re-  
trengiret werden, denn es solte ganz ohn-  
fehlbar weit nützlicher seyn, und dem Lan-  
de verantwortlicher ausfallen, wenn die-  
se Gelder zu einer solchen Sache verwen-  
det würden, daran Gott selber einen bes-  
sern Gefallen, das Land aber durchge-  
hend's lauter Nutzen darvon hätten, da-  
hinneeg-n von sich laien; so nur etliche gar  
sündlich ihre Brutel spicken; zwar weiß  
man wohl, daß viele, wenn sie dieses hören  
oder lesen werden, ein grausam Zeter-  
Geschrey anheben, und diesen Satz als  
höchst gottlos ausschelten werden, als wel-  
cher alle religiöse Werke über einen Hauf-  
fen werffe, aber wenn diese Leute ihres Lan-  
des Herren und des Vater-Landes Noth  
recht gewissenhaft betrachten, würden sie  
gar anders sentiren, man stößet ja nicht  
alle gute Werke und Vermächtnisse um,  
sondern nur deo Miß- und unrechten  
Gebrauch, der soll castiret, und in rectum  
& iustum usum vertiret seyn, man weiß  
auch

auch daß leider manche Schulen und Kir-  
chen so elend versehen, daß die Leute und  
Gebäude kaum, ja kaum noch niack ma-  
ßen leben, und miserablenent stehen kön-  
nen, bey andern hingegen ist der Überfluß  
desto ärgerlicher, und wo hat Christus  
und seine Apostel befohlen, daß man de-  
nen Kirchen große Capitalia und kost-  
bare Kirchen-Zierathen schenken, sie und  
ihre Vorsteher mit Golde wuchern lassen,  
reiche Pfründen stiften, und die Profes-  
soren auf denen Universitäten, die Gelder  
mit Müßtagange verzehren lassen soll,  
wenn die ersten so viel haben, daß sie in-  
beulichen Wesen erhalten, denen Geistli-  
chen ein reiner schwarzer Rock geschaffet,  
die L-gtern aber ehrlich salariret werden  
können, so verbinden sie ihre Gewissen ver-  
gnügt zu seyn, die sogenannten Stiften  
und Stiftungen taugen gar nichts, und  
sind ein Inventum der müßigen Pfaffen,  
die nicht gerne arbeiten wollen, die präch-  
tigen Kirchen, Gebäude, Altäre, Mess-  
Gewand, und andere Zierrathen aber, wie  
auch der sämtliche Moderne Habit hat sei-  
nen Ursprung, wie jeden dieses, der in den  
Historie kein Gaff ist, bekannt aus den  
§ 4 Bey-



Heiden- und Judenthum der ersten Religion ihre Ceremonien und alle Perzoneng-Stück müssen ins Auge fallen; ut alienetur & deciperetur vulgus, der andern aber war von GOTT; ad distinctionem a gentibus tantum eingefest, hat auch viel von den Heidenthum erborgtes, wie es eine gelehrte Englische Feder genugsam dar ethan, post Ecclesiam plantaram & ingruente papatu & Monachismo, da die Herren Bischöfen des Petri und Pauli Armuth überdrüssig, und ihnen gleichsam anstundten, wolten sie auch gerne was zu tadeln haben. Derohalben mußten die Heidenischen Gebräuche duo ad Ecclesias ædificantas Ceremonias & habitus clericales wieder aufgewärmet und eingeführet werden, wiewohl es auch viele gab, die an diesem Bräuel keinen Wohlgefallen hatten. Da das Pabstthum zu seinen Mannbaren Jahren kommen, sind viele mehr vermehret, denn man bildete denen Leuten ein, wenn sie viel ad pias causas legirten, so stünde bey dem Abschiede aus dieser Welt gleich des Eids feuriger Wagen zu ihren Diensten, alle hier wieder einzuwerffende Exempel

von

von grossen Herren sind bereits vorhin deluïret worden, und hat man diesen Sauserteig post Reformationem dahero nicht mit ausgefegert, quia erat ex re Ecclesiasticorum, doch daß ein Landes-Herr gar wohl berechtiget sey, dergleichen Dinge aufzuheben, und die Gelter verantwortlicher anzuwenden, wird kein vernünftiger läugnen, denn die weltlichen Rechte permittiren den donandi & legendi ob ingratitude & abusum revocationem factæ donationis & legati, wie sonst aber ein größerer Mißbrauch & ingratitude contra intentionem donantis sich finden, als eben bey aller diesen erzählten Stiftungen, Geschenken und Vermächtnissen. Ist demnach ein Fürst zu ihrer Revocation ipso jure befugt, und darff solche ad justiores usus anwenden, die göttlichen Gesetze verbinden ihn zu einiger Haltung ganz nicht, weil mit einer Ceremoniel-Religion GOTT nicht gebietet seyn will, ihm auch alle und jede Mißbräuche ein Gräuel und zum höchsten mißfallen; Auf bisher erzählte Art nun, würden die Mittel zum Establishement derer Manufacturen und Fab-

35

bris

Fabriken gar bald sich ergeben, und könnte allenfalls von denen Nebenken, denen piis causas, eine gewisse Recreation etwan gemacht werden, das doch aber keine Läsion der Fürstlichen Cammer bringen müste, bey solcher Bewandniß würden auch die Hospitälter selber um ein gut Theil kleiner werden, denn die allda befindliche Hospital-Personen würden in denen Fabriken zur Arbeit nach jedes seinen Kräften und Jahren angewendet, angesehen unter hundert kaum einer so miserabel, daß er zu gar keiner Berrichtung und Arbeit nicht mehr sollte tauglich seyn, die gar Alten und Contracten ober würden billig allda gelassen, und ihnen ihr nothdürfftiger Unterhalt gereicht, zu dem entstünde durch solchane Fabriken und Manufacturen dieses Emolumentum, daß das Land von der ungläubigen Menge derer Bettler geränigt würde, als dieselben nicht eine kleine Beschwerde und Last seyn, unter welchen meisten Diebe, Spießhaken und Brutelschneider mit einschließen. dessen grossen Betrugs, der bey diesen Bettel-Leuten mit vorgehet, und mit unter zu kaufen pflegt, nicht zu gedencken,

cken, ihre grosse Menge ernähret sich daher, wenn eine Messe einfället, oder eine Spende auszuthellen ist. Es wird unter andern vor ein Kenn-Zeichen eines wohlbestellten Regiments mit gerechnet, wenn man dieses Gesindel und Last der Erben nicht duldet. In Holland werden sie in die Zucht-Spien-Raspel-Häuser gethan, dahero jener Nieder-Läner anzusehen genommen: Daß sie in Holland zwey Heiligen hätten, die mehr Wunder thäten, als kein Päpstlicher vermöchte, wodurch er obige Häuser gar klüglich verstanden, die allermeisten von diesen Leuten sind zur Arbeit tüchtig, und wenn sie gleich nicht von der Stelle zu gehen vermöchten, so können sie doch solche Arbeit verrichten, die im blossen Stillstehen gethan wird, hierdurch bekäme der Landes-Herr in seine Fabriken Leute und Arbeiter ohne grosse Kosten, die auch in die andern von Privat-Personen erbaueten, gethan werden könnten, dürfte auch solchen außer Essen und Trinken, auch nothwendiger Kleidung sonst nichts gegeben werden, und das Land würde einer grossen Last, und vielen unnützen losen  
Ge-



Gesinde's loß. Wenn nun der Herr des Landes die Fabriken auf solche Art selber errichtet, so dann auch nichts unbilliges, wenn viel Kauff-Leute, auch die andern Unterthanen, die Waaren, deren sie nöthig, aus selbigen nehmen müßten, worbey vor allen Dingen dahin zu sehen, daß die Waaren in satzamer Güte gefertigt, und auf solche ein leidlicher Tax gesetzt würde, der ganz nicht erhöhet werden dürfte, fände nun gleich der Betrag und Ueberfluß sich nicht in ersten Jahren, so wird es doch gewiß in den folgenden seyn; wenn aber auch denen Unterthanen und Fremden erlaubt würde, dergleichen Werkstätte anzurichten (daß den Necessario seyn müßte) wäre der Premier point, solche nicht mit gar zu grossen Abgaben und Imposten zu beschweren, sondern hierinnen nach dem Modell anderer Leute hauptsächlich sich zu richten, und müssen sodann wegen obigen ein expedient getroffen werden, daß nemlich kein Kauffmann so striete und präcise an des Landes Herrn seine Fabriken gebunden, daß er die andern, oder wenn er selber deren hätte, die Seinigen übergeben müßte,

ste; sondern sie hätten ihre Freiheit, nur müßte man vielmehr bemühet seyn, daß die gefertigten Waaren in solchen Credit und Annehmlichkeit geräthten, daß sie auch von Ausländern gesucht würden, da auch die Fremden, die sich im Lande setzen, und Manufacturen anrichten wolten, nicht mit gnugsamen Mitteln versehen, könnte von der Renth-Kammer ihnen wohl Vorschuß geschehen, dabey doch zu regardiren wäre, wer und was sie vor Leute, zugleich Inspection zu haben, wie sie Haushielten, um ihre Sachen anstellen, die Gelder müßten nicht so gleich mit Bucher restituiert seyn, sondern sie müßten Zeit der Einrichtung haben, da denn bey guten Success die Interessen überflüssig von selbst kommen würden, vermeynte der Landes-Herr, daß es profitabler, wenn er propriis sumtibus nicht allzuviel Fabriken stiftete, könnten denen Privatis die Gelder von obigen Fonds angewiesen und destiniret, hingegen denen piis causis ein gar leidliches Interesse, als zum höchsten 3. Procent davor gegeben, in Anfang aber und so lange bis sie in

richten Schwange, solche denen Interessenten gar ohne Verzinsung gelassen werden.

## Seiden-Manufacturen.

Die Seiden-Manufacturen wären ebenfalls in Stand zu bringen, und in den guten Climate des Landes solche Dörfer zu finden seyn, wo die Maulbeer-Bäume gepflanzt werden könnten, worzu fürnehmlich in der trefflichen Gegend um Dresden und Meissen, denn in der sogenannten gülden Aue bey Lomast sich schon gute Bequemlichkeiten finden würden.

## Färbereyen.

Die meisten Wasser in Sachsen sind frisch und gesund, welches die zu Pirna und Pegau beweisen, allwo tüchtige Wollen- und Seiden-Färbereyen anzurichten stünden, und hat man zwar an diesen Orten bereits welche, doch sie stünden um ein merkliches zu verbessern, deshalben wären denen Italiänischen Künstlern gute Worte zu geben, damit man hinter die

rechten Griffe käme. Der Haupt-Fehler bey denen Sachsen ist zwar, wie bereits gedacht, daß man gleich fraget: Was eine Seide in denen ersten Jahren tragen könne? und wenn nicht gleich Cent pro Cent in Facit heraus kommt, so lästet man die Hände sinken, andere Nationen aber sind nicht so gesinnet, und daran handeln sie auch raisonabel, denn hat man Gedult, bis ein Baum seine Früchte bringet, warum will man in diesen Dingen nicht auch nachsehen, und auf ein Ende warten, das mit vielen Wucher sich einstellen wird, wenn nun dieses schädliche Principium abandoniret, von denen Landes-Herren die nöthige Gewissens Freyheit und andere concediret, auch guten Künstlern und Erfindern noch ein Prämium gesetzt würde, könnte alsdenn an guten Success dieser Dinge und Herbenziehung tüchtiger Leutgang nicht gezweifelt werden.

## Von Bergwercken.

Hiernächst sind männiglich des Landes gute Bergwercke bekannt, was aber bey solchen vor Unterschleiffe und Unrecht vorgehe, und wie der köstliche Segen



Gottes mit Gewalt fortgejaget werde, liegt leider! am Tage, bey selbigen müßte nun vor allen Dingen eine gründliche Untersuchung, wie bishero haushalten worden, angestellt, die Königl. Intradon genau examiniret, der andern und auswärtigen Gewercken ihr Empfang, und der Betrug des Bergwercks wohl überschlagen, die Kosten gründlich durchsuchet, der Berg-Leute und Bedienten süßliche Betrügereyen bestraffet, und abgeschafft, und dann gute beßdrige Anstalt (als bishero geschehen) gemacht werden, damit dergleichen vor GOTT so straffbare Dinge, die gewiß ein großes mit bestrafen, daß der Segen sich so reichlich nicht mehr einstellen will, als wie vor diesen, hin- und wieder gänzlich unterbleiben, zum Mit- und Nachbau die Fremden angelockt, und ins Land gezogen, die verborgenen grossen Schätze aber vollends recht entdeckt, oder die bereits entdeckten in rechten Gebrauch verwendet werden möchten.

### Vom Kobold.

Der Kobold ist bishero einer der besten

sten Stücke gewesen, durch welchen Sachsen einige Verkehrung mit denen Ausländern getrieben, aber auch selbiger stünde noch weit höher zu bringen, und haben davon privati bishero den besten Nutzen gezogen. Es liegt in selbiger ein großer von denen Sachsen noch unerforschter Schatz verborgen, und dürfte bey angemeldter Bemühung sich vielleicht finden, daß daraus einige Farben zu verfertigen, die dem Venetianischen Ultra Maria wohl mögte die Waage halten können.

### Vom Zinn.

Die Zinn-Gewercke liegen ebenfalls einer grossen Verbesserung unterworfen, worbey vornemlich nachzuforschen ex quo jure & concession selbige meistens in lauter prixatorum Händen, von denen denn genaue Rechnung zu fordern stünde, weil Generalement, die besten und nutzbarsten Gruben von privatis besessen werden, die dem Landes-Herren davon ein geringes geben, den besten Profit aber in ihrer Beute stecken.

Wann dann so wohl die Bergwercker als auch die Bergstädte in guten Stand und aufgenommen gebracht werden solten, so wäre vor allen Dingen nöthig, genau zu untersuchen, worinnen die bisherige Stahrung und Erwerb eines jeden Orts beständen, wie solches zu verbessern, die Werke in ergiebigen Anbau zu bringen, die eingegangenen wieder zu erheben, die gegrabene Erze wohl und besser zu nutzen, als wie Zethero, ob in Schmelze und Reinigung derer Metalle nicht ein näherer und leichterer auch weniger kostender Weg zu finden, ob die Hütten und die so genannten Schlacken denn lediglich zu gar nichts mehr zu nutzen, oder ob nicht vielmehr ein unvermutheter, und bishero noch unbekannter Segen Gottes in selbigen verborgen liege, als wohl viele Bergverständige, nicht sonder Grund bereits wahrgenommen, und befunden, daß große Reichthümer, entweder liederlich weggeschmissen werden, oder unverantwortlich in Rauch aufsteigen müssen, wie die Bergwercks-Commercia mit Auslän-

ländern besser einzurichten, und die Landes-Schätze in mehreren Abgang zu bringen, vornehmlich aber, an welchen Orten am bequemsten Luch, Bollen, und andere Fabriken etwan anzulegen stünden, welches alles durch getreue, der Bergwercks-Commercia-Sachen, wohlverstandener Leute wohl und genau zu untersuchen, und mit selben von Einrichtung dieser Dinge zu conferiren, und zu solchem vor allen Dingen mit zu adhibiren wäre.

### Von Edelgesteinen.

Hierndacht sind die Edelfischen Gebürge dermaßen reich von all-ehand Sorten Steine, daß, wenn solche recht nach der Kunst genuzet würden, der Cammer daraus unsehlbare ein großer Nutzen und Profit zuwachsen würde.

### Von Marmor.

Die vielerley Arten von Marmor und andern guten Steinen bringen dieses genugsam, mit welchen Schätze bishero nicht recht haushalten, und verständiglich ist umgegangen worden.



richtete man die Sächsischen Marmor recht zu, und machte Anstalt, solche in der größe, als er in denen Grubben wächst, heraus zu bringen, führe zugleich fort, die noch verborgene Reichthümer fleißig zu entdecken, die Ausländer würden uns ihr gutes Geld gar gerne vor selbige geben, und selbiges mit Hauffen herein bringen, die Sachsen sollten sich schämen, das Fremde, ja so gar die Italiäner besser von der Sache, den Sächsischen Bergschätzen, und wo solche zu finden, zu sagen u. d. Nachricht zu geben wissen, als die Einwohner selber.

### Von Berg-Leuten.

Die Sächsischen Berg Leute rühmen sich zwar, als ob sie vor allen an den Berg-verständigsten, doch sie betrügen sich gar mercklich, indem sich anderwärts noch immer welche finden, die ihnen groffe und bishero noch unbekannt gewesene Sachen aufzugeben wissen, alleine der liebe Neid ist dermassen zu einer horrenden Grösse erwachsen, daß, wenn jemand gekommen, der mehrerer Erläuterung und Licht in Bergwerks-Sachen zu geben sich erboten, solcher als

als ein alberer Tropff verlachtet, und bey der Cammer seine Vorschläge dermassen denigrirt worden, daß er mit groffen Schimpff abzulehen müssen, oder man hat unter der Hand so getrucket, und alle Mittel aufzukommen bekommen, daß er unumgänglich erliegen, und zurücke stehen müssen. Dieses ist auch größten Theils die Ursache, daß die Sorgen auf sothane not-wo und nützliche Werke bishero ganz negligirt worden, und was man genommen, ist entweder ebenfalls privatis wieder in die Hände gefallen, oder privati haben sich unterstanden, diese Sachen dem Landes-Herrn abzubetteln, und ihm weiß zu machen, als ob es Dinge, die nicht viel importirten. Was Nutzen könnte zugleich aus denen andern Steinen, die man sonst edel zu nennen pfleget, gezogen werden, die Holl- und Engelland gar angenehm fallen würden, und solche bey denen West- und Indianern zu verstecken, all die frembde Sachen ihren Inländischen Gütern weit vorzuziehen wissen, zudem hat es in Sachsen viel Edel-Steine, die ihm alleine

tigen und anderwärts nicht gefunden werden, aus deren rechten Gebrauch es nichts kein schlechter Gewinn zu erwarten wäre.

### Von Granat-Flüssen.

Man findet die schönsten Granat-Flüsse und andere, die aber unter der Erden unverlangt dahin streichen, und selber bedauern, daß die Sachsen, so fahrlässig, sie nicht aufzusuchen, und dadurch ihren Armut ein Soulagement zu geben; Nichts desto sind hin und wieder viel Gold- und Silber-Adern anzutreffen, die aber ebenfalls unbegehrt verborgen bleiben müssen, und hat sonderlich ein gewisser Bergverständiger Mann gewiesen, daß um und in Ehren-Friedrichs-Dorff, die besten Gold- Silber-Granat- und andere Gänge anzutreffen, die nur darauf warteten, daß solche jemand zu suchen begehre, welches er dem Herrn von Relswig angezeigt. Doch aber unser Unfleiß, ziemlicher Unverstand, und auch groffen Theils der Reichthum, verhindert den Nutzen, der sich selbst anbleibet, und nur gesucht seyn will. Jetzt gemeldeter Ort ist nur zum Exempel

empfel angeführt, indem ich gewiß versichert bin, daß dergleichen Reichthümer annoch an mehreren Orten, ja in allen Berg-Orten verborgen liegen, und auf ihre Erlözung warten. Es ist auch kein Zweifel, alle diese Sächsischen Land-Steine, würden auch in Teutschland selber ihre Liebhaber finden, wenn nur die Sachsen Mühe auf deren Excollirung sich extendiren wolte, und solche nach der Kunst und zu pretiosität recht zubereiten, oder falls sie diese Griffe selber noch nicht recht wissen. (wiewohl es an solchen Leuten endlich nicht fehlt.) denenjenigen, die solche können, erlaubeten, in ihren Lande zu wohnen, und so dann von ihnen zu begreif-n.

### Von Diamanten und Aquarinen.

Man sieht, was Böhmen vor ein groß Gewerbe mit seinen Diamanten treibet, da doch die Sächsischen ungleich härter, härter, und denen Künstlichen durch Kunst in allen gleich gebracht werden können, der Aquarinen und anderer jezo zu geschweigen die capabel sind, manch Edelgestein-verständiges



Muge gar füglich hinterm Licht zu führen; das Gebürge wird zwar insgemein für arm beschrien, allein warum, warlich aus keinen andern versehen, als weil man sich wegen Einrichtung der Commerciën keine bessere Mühe gegeben, die vorhandenen Güter nicht recht genuzet, vielen Betrug damit unterlauffen lassen, die annoch verborgens aber, zu suchen, zu faul gewesen, und mancher das Geld lieber auf eine Fanitrität oder unnützen Proceß verändelt.

### Von Spizen.

Zu dem ernähret sich allda ein ziemlich Volk mit Spizen-Klöppeln, sie machen solche gewiß auch so delicat und fein, daß sie oft denen Brabandischen Troß bieten. Man bemühe sich nur auch diese, ob schon schlecht schelmende Sachen in bessere Aufnahme zu bringen, und darinnen gute Einrichtung zu machen, vornehmlich aber denen Itallänischen Kauffleuten, die Fähr- und Verkaufung derer Brabandischen Spizen gänzlich zu untersagen, oder wenigstens solche mit einem starken Impost zu belegen, an-

angesehen ohnedem das in diesem Stücke einfältige Frauenzimmer, unzählliches mahl getauschet, und ihnen vor Brabandische, schöne Schneederger, oder andre aus dem Gebürge bürttige verkauffet werden, wie solches auf den Nothfall mit Exempeln zu beweisen stünde, gewiß der Ausgang würde zeigen, daß auch diese Manufacturen capable viele 1000. Rthlr. ins Land zu bringen, nicht weniger viel 1000. Rthlr. so an die Fremden verschleubert werden, darinnen zu behalten, und vielen 1000. Mäulern Brod zu verschaffen.

### Von Seegel-Tüchern.

An einem Orte ist der Anfang zu Verfertigung derer Seegel-Tücher gemacht worden, alleine man hat die Leute mit Impost allzu hart überleget, und das Werck dadurch ersticket, so viele 100. dergleichen Leute sich in frembde Herrschafften begeben, doch dieses müste ganz aufgehoben, andern alle Freyheit verstattet, sie nur mit wenigen beschwert, und dieses so nützliche Werck, in einen recht vollkommenen Stand gebracht, solche Leute mehr und mehr

herbey gelocket, was bishero diesen Commercio geschadet, und in Wege gestanden, weg gethan werden. Denn wenn Holl- und Engelland und andere Orthe, diese Waaren ohnmächtig entbehren können, selber aber nicht zu fabriciren vermögen, so ist leicht zu ermessen, was aus solchen, wenn sie in rechten Gang gebracht, vor ein groß Geld geldset, und wie viel Volk dabey unterhalten werden könne.

### Von Leinwand.

Die Lausnitz treibet gar seine Nahrung mit Leinwand, Zwirn und dergleichen, doch solche stehet ebenfalls in vielen Stücken zu verbessern, und wären vornehmlich die bisherigen Gebräuche wohl zu examiniren, das Commercium gegen Böhmen und Schl. sien besser einzurichten, die Accisen und Imposten durchgehends leicht zu machen, und denn um tüchtige Bargent-Weber sich zu bemühen, auch und wer in diesen Manufecturen etwas thun wolte, eben diejenigen Freyheiten zu gönnen, die andere zu genießen hätten.

Von

### Von Hützen und Strümpfen.

Frankreich hat bishero mit seinem Hützen recht zu schachern gewußt, doch hat man in Döckeln einen Anfang gemacht, zu zeigen, wie daß allda eben solche Hütze verfertigt werden können, und wenn die Fremden, denen bey dieser Sache der rechte Griff vielleicht besser bekannt, als denen Unsigen, im Lande sich niederlassen dürfften, ist kein Zweifel, sie würden die Fabriken mit dieser Waare eben noch höher, und in bessern Stand bringen, mit den des Herren Einkünfte, und des Landes Zustand, durch diese manchen gering schienens Sache um ein großes verbessern, zu Fabricir- und Würckung der Strümpfe ist wohl einiger Anfang gemacht worden, allein weil so wohl dieses, als alle andere Dinge jetzhero von bloßen privatis getrieben worden, die entweder den nöthigen Verlag nicht haben, oder dermassen gedrucket werden, daß sie von ihren guten Vorhaben bald abstecken müssen, als wären diese Fauten, so wohl in hoc quam reliquis omnibus

Com-



Commerciis gänglich, wie schon erinnert, abzustellen, und entweder selber Fabriken zu stiften oder solches privatis und Fremden zu permittiren; die Fonds dazu sind bereits gemiesen worden, diese Strumpf Fabriken würden nicht ganz ohne Nutzen seyn, weil die Sächsishe Welle so gut, daß die daraus gemachten Strumpfe den Engelländischen und Hamburgern zu weichen nicht Ursach haben würden, nur müßte Ratione derer Fabricanten das observirt werden, was in diesen Blättern öfters gemeldet und vorgeschlagen worden.

### Von Wein und Getränke.

Wie gesegnet das Land ferner an Wein und Früchten sey, ist eine nur allzubekannte Sache, nun möchte zwar Ratione des Weinbodens nicht viel zu erinnern seyn, allein in Zubereitung mancherley Art von gebranten Wassern wissen sie die besten Griffe noch nicht, und hätten die Einwohner noch viel von denen Franzosen und Italiänern zu lernen, denen man jezo dafür das Geld mit Hauffen zuwendet, daß denn her-

nach

nach im Lande bliebe, und solchen zu gute käme.

### Von Wind-Mühlen.

Vor diesen sind die Wind-Mühlen in Thüringen in grossen Aufnehmen gewesen, und davon manchen armen Schweiß sein Brod gegeben, allein die häufige Einföhrung desjenigen hat solches ganz ruiniret, zugleich aber auch viele arme Leute gemacht, wenn nun das letztere gemillert, hingegen das erstere wieder hergestellt würde, fände sich so dann die vorige Nahrung auch wiederum, und ist nur zu bedauern, daß dieser schöne Staat fast gar nichts mehr grachtet, und auf die Verbesserung oder Centrodurcung dieser Commercii nicht gesehen wird, da es doch einen ganz unnachbleibig grossen Nutzen schaffen würde.

### Vom Weine.

Noch wegen der Weine etwas zu gedenken, so dürfte hoffentlich dieses nicht sonder Frucht seyn, weil die Dresdnischen, Torgauischen und Raumburger Gegend, ohnstreitig die besten hervorbringen, vornehmlich wenn sie sich aus-

ge-

gelegen, um in ihrer Weinlichkeit gelassen werden, wenn die Übermäßige Einfuhr der Rhein-Deckar und Mosler, item Francken und anderer Weine gemindert, jeden Orte nur ein gewisses Quantum von solchen einzuführen erlaubt, und selbiger mit einem ziemlichem Impost belegt würde, damit so viele 1000. Rthlr. welche jährlich vor die Waare aus dem Lande gehen, darinnen bleiben, die Leute hingegen ihren Zuwachs vertjun könten, und die Einwohner, die, ihnen von Gott bescherte Früchte, sich gewöhnen, und solche nicht verachten möchten, hierbey wäre ganz nicht auf die Commotität eines und des andern privati zu regardiren, sondern lediglich auf das gemeine Beste und des Landes Herren Aerarii Aufnehmen zu sehen, sintemahl ja besser, daß ein Unterthan, an seinem Appetit Tort leidet, als wenn um deswillen das ganze Land, und der Herr selber Nachtheil empfinden sollten.

### Von Ausländischen Waaren.

Was hier wegen der fremdden Weineinführung gesagt worden, würde sich

sich zugleich auf alle und jede Ausländische Waaren mit verstehen, die entweder ganz und gar zu verbiethen, oder wenn solches mit allen sich nicht wolte practiciren lassen, dennoch mit so starken Imposten, gleichwie in Holl- und Engelland geschehe, zu belegen, damit die Einwohner an die im Lande gemachten sich gewöhnen, und ihr Geld in ihres Herren Kasten lausen ließen; Worbey die Delicatesse einiger Fürlinge, ebenfalls dem Communi bone & Principis arario postponiret werden müßten.

### Von ausgehenden Waaren.

Die ausgehenden Land-Waaren aber wären entweder mit keinem Accise, sintemahlen diesen Abgang bey der Consumtions-Accise sich schon gefunden, und noch findet, oder wenigstens mit einem sehr gelinden und kaum mercklichen zu belegen, auch alles dasjenige ganz und gar zu vermeiden, so die Fremden von der Ausfuhr abschrecken könte.

### Wo Fabriken zu erbauen.

By Beschreibung Sachsens, muß



erwehnet werden, daß selbiges mit vielen Strömen und Flüssen versehen, und viele feine Städte an solchen sich befinden, in diesen nun könnten, wo es sich wolte thun lassen, Fabriken und Manufacturen angeleget werden, vornehmlich aber müsse man darauf bedacht seyn, wie verschiedene Flüsse navigable gemacht, und darbey erhalten würden.

### Von Schiffarthen auf der Elbe.

Die Elbe ist gar schön, die Schiffarth aber darauf leidet eine ganz grosse Verbesserung, indem der Strom an vielen Orten vertieft, verdammet, und dadurch sein Fluß in einem etwas engeren Gang gebracht werden müste, zu dem noch schiffbar zu machenden würde die Saale, Unstrut, beyde Mulden, Oese, Pöber und Oder sich am besten schicken, zu welchem Ende sich geschickte Holländer am künftigen zu employiren und zu consoliren wären. Es ist wahr, daß dieses Kosten erfordern, und die hin und wieder auf selbigen erbaueten Brücken und Mühlen viele Schwierigkeiten in

in Weg legen dürften, doch gleich wie der ersiegende Nutzen das erstere schon mit der Zeit reichlich wiederum einbrächte, also ist kein Zweifel, es könnte wegen der letzten sich auch ein expediens finden, wenn das Werk nur mit Ernst angegriffen, und einige darunter laufende Privat-Interessen außer Augen gesetzt werden.

### Canal von Torgau nach Leipzig.

Man saget vor gewiß, daß der in lauter Ruhm in Ewigkeit lebende Fürst, Johann Georg III. und dann auch sein Herr Sohn, Johann Georg IV. das sehr löblich und nützliche Vorhaben gehabt, durch einen Canal die Elbe mit der Pleisse und Elster und Leipzig zu combiniren, es wären aber so viele particulier-Intriguen und Interesse in Weg gekommen, und wäre dem theuersten Landes Vater alles sehr schwer gemacht worden, woben denn die Herren Leipziger ut Fata fertur, aus verschiedenen Absichten, aus Furcht, es dürften die Blumen-Handeleken, Spielwerd in einigen Gärten, mit untergehen müssen, das Th

eige

rige pro more redlich mit contribuliret hätten. Es ist aber gang gewiß, daß wenn dieses Werk noch zur Perfection gedeihen sollte, solches dem Lande sehr großen Nutzen schaffen würde, denn was dermahlen mit vielen Kosten und Mühe auf der Art von Hamburg her transportiret wird, geschähe so dann durch Schiffe auf diesen neuen Canal, da denn auch die nach Holland spedirenden, und von dar erwarteten Güter weit eher und leichter als jezo hin und her zu bringen wären, zudem findet sich in dieser Sache eben keine sonderliche Schwierigkeit, sintemahl das Land gar wohl stuiert, und der Canal von Torgau bis Eulenburg, und von dar bis Leipzig sehr leicht zu verfertigen, würde sich auch binnen wenig Jahren wegen der Kosten sattfam lösen.

### Von Fuhrleuten.

Der Einwurf, wo so viele Fuhrleute bleiben sollten, ist verhoffentlich damit zu heben. Wenn man saget, daß so dann der Brauch den sie auf den Neckar, Rhein und Maayn haben, da nemlich die Schiffe mit Pferden gezogen werden, um desto eher und

und schneller fortzukommen, bey jetziger Schiffarth auf der Elbe gar wohl einzuführen stünden, und dieselbige sehr facilitiren würden, dabey nun fänden die Fuhrleute ihren Unterhalt schon, als die ohnedem nicht gar abgiengen, denn ja Güter genug im Reich versendet werden, die über die Winters-Zeit, wenn die Flüsse ohnedem unbrauchbar, zu fahren genug hätten. Mit denen B. cinis würde wegen dieses nützlichen Vorhabens schon ein Vergleich zu treffen seyn, als daß es ihren Landen keinen Schaden und Abgang brächte, und obgleich die Schiffe, welche auf der Saale und andern navigable gemachten Flüssen, so dann nöthig wären, nicht die größten, sondern nach Proportion des Strosins und Waars beschaffen seyn müßten, so ist doch außer allen Zweifel, daß selbige schon capable wären, eine ziemliche Anzahl Waaren zu führen, die so dann auch viel leichter und mit wenigen Kosten, von einem Ort zu dem andern transportiret, und die Commercien befördert werden können, wo bey mehr Leute Brod zu verdienen Anlaß hätten, als wohl bey dem Fuhrwesen nicht ist,



dahero die jetzt vorhandene Arbeiter müßig zu gehen nicht die geringste Gelegenheit finden.

### Comodität vors Land.

Von der Gierde und Commodität, die dieses dem Lande brächte, will man gar nichts erwehnen, jeder siehet aber, daß solches nicht aussen bleiben, und bey der einmal geschehenen Introdution sich einmehres schon selbst finden wird, einmahl ist es mögl. d. angesehen der Mensch in der Welt alles thun kan, und ausführen sey denn, daß ihm Gott gar particulariter im Wege stünde, wenn er nur seinen Fleiß, Arbeit, Geld und Mühe daran wenden will, diesen Satz hat nur mehr als zu viel der König in Frankreich erwiesen, welcher lauter vorher unmöglich geschätzte Dinge möglich gemacht, und beynahe der Natur selber ihre Terminos verrückt, dasjenige nun, das bishero gemeldet worden, wird satzsam verificiren, daß Sachsen Nationen derer Commercen den zeitlichen Wohlstand noch lange nicht erreicht haben, ja kaum auf der Schwelmen des Tempels stehen, sollte man aber

aber diese geringen ohnmaßgeblichen Vorschläge, die zu vermehren und zu verbessern, jeden geschickten unpartheyisch regierend überlassen werden, und ganz nicht aus dem Ansehen aufs Tapet geworfen seyn, jemanden dadurch ein particulier zu nahe zu treten, als wovider solennissime protestirt wird; sondern bloß aus schuldigster Devotion gegen das theuerste Oberhaupt, Liebe gegen die Wahrheit und aufrichtigster Intention, Sachsen in beständigen Aufnehmen und Flor zu sehen, einiger Consideration und Nachfolge würdigen, so ist kein Zweifel, es werde sodann die Güte Gottes des edlen Sachsens zu der vorgest. dten Glückseligkeits Gierde gelangen lassen.

### Kriegs-Etaat und Dependencien.

Was aber die nöthige Bestungen, Errichtung derer Magazinen und Milithiernächst betrifft, als welche Erforderniß obige Stücken in ihren Biqueur und Aufrechte erhalten müssen, so siehet darinne ebenfalls ein großes zu erinnern, Sachsen ist fast mitten im Herzen von Teutschland situirt, dahero ist diese

Geldseligkeit bishero zum voraus gehabt, daß wenn andere Lande von Rauch und Kriegs Flammen gleichsam gelohert hätten, es doch allemahl in süßer Ruhe sitzen können, und seiner Mitländer Zustand von ferne anzuzeigen Gelegenheit gehabt, seine Nachbarn sind bereits oben erwähnt.

### Confederation / Ratione des Kaisers.

Es ist bekannt, daß mit dem Kayser Chur-Sachsen in vorigen Seculo eine Zusage war wohl stunde, doch im Pragmatischen Frieden folgte die beyderseitige Besorgung, weil nun Chur-Sachsen damals in einem Lande beisammen, und dem Hause Oesterreich sattfain gewiesen hatte, wie vorzüglich seine Kräfte wären, dachte dieses Haus auf nichts mehr, als wocinnen ein besorglicher Nachbar möchte geschwächt werden, und wie man ins künftige seinerhalben aller Beorgnisse überhoben seyn könnte, möchte auch seyn, daß eine heimliche Revange mit darunter sey, weil Sachsen am meisten darzu geholfen, daß Schweden auf den Teutschen Boden

Boden kommen, da aber solches nicht mehr mit offenbahrer Gewalt geschehen konnte, fiel man auf andere Mittel. Johann Georg der erste hatte vier Söhne, der andere war bereits Administrator zu Magdeburg, welches vorrefliche Stift durch den Münster- und Osnabrückischen Friedens-Schluß, wenn dieser verstürbe, von Sachsen unglückseliger Weise ab, und an Brandenburg verfiel, denn vor Brandenburg fürchte sich das Haus Oesterreich nicht, als das damahlen in der Consideration nicht war, darinnen es jezo ist, tacite aber hat Oesterreich dadurch den Grund, zu der hernach erfolgten Größe mit legen helfen, hierdurch war schon ein Coup der Schwäche Sachsen angebracht, doch es mußte noch weiter extendiret seyn, deswegen wurden seiner Churfürstlichen Durchl. Ministri gewonnen, diese Herren mußten ihrem hohen Princip al die Testaments Gedanken in Kopf bringen, daß er die vielen Länder unter die Herren Söhne theilen sollte, weil in Teutschland, vornehmlich bey diesem Hause, das Jus protemiseos nicht eingeführet wäre, die Sache ließ nach Wunsch, denn die



Ministri, die diese schädliche Consilia hätten wider Rathen sollen, persuadirten den Hochst. Churfürsten mit vielen plausiblen rationibus zu diesen Dingen, der Successor an der Chur wußte entweder das rechte Herz des Testaments nicht, oder wurde ihr verheulet, oder man überreite ihn mit einem andern egregio quoddam nihilo, denn er damahlen Feuer genug hatte, und dadurch eben dem Kaiser Oesterreich solche sorgsame Bedanken verurtheilte, wo wohl solches bey Antritt seiner Chur und Regierung bald erledigen mußte, hierdurch nun war Sachsen kaum ählich geschwächt, und das Absinken des Hauses Oesterreich in so weit erreicht, denn die Herren Brüder, die de jure mit einer ansehnlichen Alpanage hätten müssen zufrieden seyn, bekamen ansehnliche Stücken Landes, und wurden in regierende Herren verwandelt, und man confirmierte am Kaiserlichen Hof dieses Testament mit höchsten Freuden, ohne etwas dawider zu erinnern, dieses Testament aber hat Sachsen unfägliche große böse Sitten verurtheilt, wird auch ferner dergleichen zu gebühren nicht aufhören,

so lange es sich noch etwas aufrecht befindet. Johann Georg III. sah zwar dieses alles sehr wohl, und bemühte sich, es zu redigiren, verglichen denn Er. Churfürstlichen Durchl. beyde Successores auch aethan, doch noch zur Zeit absque ullo affectu, bis etwan ein gütiger Aspect und Revolution vor das Chur-Haus sich präsentiren möchte. Mithero hat der Adler die Sächsische Krone gar wohl vertragen können, wie denn die jezo gloriwürdigst regierende Majestät, und Churfürstliche Durchlaucht mit der Kaiserlichen Majestät, als sie beyde noch ohne effectiven Purpur waren, eine sehr vertrauliche Freundschaft gestiftet, deren unveränrerte Continuation der Himmel in Gaden geben wolle, und die um so viel mehr zu hoffen, weil Chur-Sachsen durch Annahme der Pöhlischen Krone vor das Wohl des Hauses Oesterreich sich ganz sacrificiret. Hat dennoch das Chur-Haus von dieser Seiten bey thigen Bewindnissen und Conjunctionen sich nichts anders als alles gutes und nachbarliches zu versehen.

## Consideration gegen Chur- Brandenburg.

Brandenburg aber dürfte etwas verächtlicher fallen, indem es nicht nur ansehnliche zum Chur-Haus gehörige Stücke besitzt, als nemlich Magdeburg und den Saal-Crayß, so der rechte Arm von Sachsen, das Stifft Quedlinburg, das Amt Petersberg, und das Jus protectorii über Nordhausen; sondern es hat auch bishero das Ansehen haben wollen, als ob der Preussische Hof nicht solche Consilia hegen, welche mit dem Ansehen und der Intention des Chur-Hauses Sachsen harmonirte, daß sich sonderlich in der Zeitlichen Affaire, und bey den vorigen Schwedischen Einfall in Sachsen gar merklich blicken lassen, jedoch da Sr. Churfürstlichen Durchl. als Majest. von Pohlen, das meiste mit beygetragen, daß Brandenburg zur Königlich-Preussischen Cron-Würde sich eleviren dürfte, auch solches am ersten vor einen König anerkannt, als hoffet man, der Höchste werde durch seinen himmlischen Einfluß allerseits Absichten so dirigiren, daß auch von da eine

ne beständige Ruhe und Sicherheit vor Sachsen zu hoffen.

## Gegen Hessen.

Das Hochfürstl. Haus Hessen, wird wegen der bereits vor 3. Seculis errichteten Confraternität mit Sachsen in steten guten Vertrauen leben, angesehen auch beyde Häuser zu einigen Mißvergnügen einander niemahls Anlaß gegeben, und die Macht auf beyden Seiten egal, wo nicht vielmehr die Hessischen von der Sächsischen prävaliret wird.

## Gegen Lüneburg.

Lüneburg ist nur auf einer Seiten ein Nachbar, auf wenige Meilen, es hat auch nicht füglich daher Sachsen etwas zu befürchten, als dessen Vermögen, die Sächsischen Kräfte jederzeit gewachsen sind.

## Gegen Barentz.

Barentz hat die nahe Alliance zu einem unbeweglichen Grunde beständiger Freundschaft, hat auch von langen Jahren her gute Vertraulichkeit unter-



halten, es lässet auch zu dem nicht zu Krieges-  
gesüchtigen Gedanken zu hegen.

## Gegen die Ernestinische Linie.

Die Herren Bettern Ernestinischer  
Linie seynd allzusehr vertheilet, der mei-  
sten ihren Studia gehen ad pacem, haben  
auch nicht Quellen, daß ihnen andere Ge-  
danken zufließen könnten, jedoch wenn sie  
in ein Corps unter Gotha wieder zusam-  
men wachsen solten, so ist ganz glaubwür-  
dig, es möchte der alte verstorbene Groß-  
wegen der verlohrnen Chur-Würde sich  
trefflich mannbar wieder machen, vor-  
nehmlich so ein solch Ober-Haupt da wä-  
re, als der verstorbene Herzog Friedrich  
war, rebus autem sic stantibus & ita di-  
visis principatibus, hat Sachsen wohl  
nicht viel von dahero zu befürchten, jedoch  
aber auch grosse Ursach, allemahl fleißig  
auf seiner Huth zu stehen, weil ein ver-  
schönter Freund der gefährlichste Feind zu  
seyn pfleget, die Stipiti Commune an-  
stammenden Herren Bettern aber, vor-  
nehmlich der Zeitzische und Merseburg-  
gische, denn Weissenfels macht pro-  
pter

pter proximam successionem spem;  
mit dem Chur-Hause nunmehr partem  
communem sind mehr verdrießliche  
Dinge und nur anstößliche Steine, als zu  
befahrende Feinde, welcher Gordianische  
Knoten durch nichts, als das Alt-väteri-  
sche Testamenta geknüpft worden, ob er  
nun von dem Allerdurchlauchtigsten Augu-  
sto ad imitationem Alexandri Magni  
wird aufgeißet werden, in dem noch immer  
ein Held des andern Thaten nachahmen  
will, bleibet der Belehrung der Zeit über-  
lassen. Indessen beweiset kläßeriges, daß  
Sachsen secundum considerationem  
politicam das Haus Oesterreich und  
Preussen am meisten zu observiren habe,  
zwar wird das Reich nicht zulassen, daß ein  
so vornehmer Elitel avallirt werde, allein  
hat es jeso permittiret, daß der Nordische  
König es deprädiren durffte, so möchte es  
nach Befinden der Coniuncturen auch  
wohl noch ein mehrers Coniuvendo ge-  
schehen lassen. Deme alleine durch eine  
innerliche gute Verfassung und veran-  
staltete Defensions-Verwahrung derer  
Gränzen und getroffenen Alliancen am  
füglichsten zu rathen und vorzubeugen.

Von

## Von Befestigung des Landes.

Was nun des Landes Befestigung betrifft, so beweiset leider der Augenschein, daß diese schon herrliche Provinzien aller Orten ganz offen und fast nirgends mit verwahrten Dörtern versehen, demnach diejenigen, der es anfallen wolte, zu einem Raube nolens volens sich selbstem unterwerffen muß, wie bey vorigen Schwedischen unverantwortlichen Einbruch die Erfahrung leider Gottes! uns gar zu sehr bekräftet hat.

### Fronbiren.

Seine Fronbiren sind allenthalben bloß, die Pässe nicht verwahrt, und was im Lande liegt, entweder negligirt und gar eingegangen.

### Dresden.

Dresden, so die Haupt Stadt, liegt an den Fronbiren, denn wenn ein Feind bis dahin kommt, so genade GOTT dem übrigen Lande.

Son-

## Sonnenstein.

Sonnenstein noch weniger.

### Königsstein.

Königsstein aber wird vollends gar kein Feind in eine Consideration ziehen, indem der Ort zwar an sich selber hauptconsiderabel ist, dem aber ein Feind ohne seine Incommodität vorbehey gehen kan, und der ihm auch nicht groß zu ircommodiren vermag, die übrigen, so zwar Bestungen heißen, doch solche nicht sind, gar füglich aber seyn, und werden könten, deren Werke liegen in Ruin, ist auch zu deren Reparation keine Anstalt zu finden, und gewiß, es muß ein sonderliches fatale vor Sachsen seyn, daß bishero kein Mensch auf Verwahrung derer Grängen bedacht gewesen, da doch bey andern Staaten dieses eine der vornehmsten Sorgen ist.

### Erfurth.

An Erfurth hat es einen höchstschädlichen Dorn in Fusse, welchen heraus zu reißen, das Chur-Haus alle Kräfte anspannen, und sein äußerstes versuchen



chen solte, denn dieser Ort ist capable, nicht all-in Thüringen und die entliegenden Derter, sondern auch ganz Sachsen in Contribution zu setzen. Vielleicht stünde es in Güte zu recuperiren, und bedachte, auf zulängliche Reconvocation, mit was vor unbefugten Rechte es acquiriret worden, sich Chur-Monns vielleicht eines andern, denn das Chur-Haus Sachsen hat seine Ansprüche, die es als Land-Gräf von Thüringen darauf führet, in rechten Ernst, und auch de jure sich nicht begeben können. Man weiß zwar wohl, daß die Anno 1665. in Leipzig geschlossene Tractaten Anno 1666. ratificiret, confirmiret, und von den übrigen Herren Vettern nahabiret, doch wenn die Umstände consideriret werden, wie damahlen alle Dinge zugegangen, dürfte sich auch wohl ein Remedium juris & expediens wieder selber finden, die Bürgerlichen Gesetze wollen, daß jeder, der seines Rechts sich begeben will, vorhero dessen genugsam verständiget und erkläret, widrigenz ihm das beneficium restitutionis in integrum allemahl vorbehalten seyn solle, da nun noch dieses darzu kommt, daß

Re-

Republiquen und Staaten quando de damno illorum agitur, diesen gleich geschäget werden, zu deren Präjudiz niemals mit bestande Rechts etwas kan vorhänget werden, oder seines Rechtes sich selber begeben könne; So möchte die Annullirung alles obigen aus diesen Gründen gar wohl zu behaupten stehen, zudem ist kein grosser Herr befugt, seinen Successoribus an ihren Rechten, Ansprüchen, Land und Leuten in was zu vergeben, noch sein Successor an dergleichen präjudicirliche Dinge gebunden. Da nun diese Thesen richtig, so fällt die Gültigkeit obiger Tractaten von selbst hinweg, und sind die Durchlauchtigsten Nachfolger an der Chur an selbige nullo jure verpflichtet, denen positis & non concessis his principiis ist auch diese Liquit, daß keinen dasjenige vinculiren könne, wovon er nicht selber persona contrahens ist, oder solches rathibiret, oder satrsame Erklärung gehabt, ob es de commodo suo sey, solches genehm und gültig zu erkennen, zu dem so sprechen die Ausländer, und wollen affirmiren, die Chursächsischen Ministri hätten die Stadt, um ein groß Stück

3

Geld.

Geld, so in ihren Beutel gefallen, und etliche Tuder delikaten Rhein- und Mosler Wein verkauft, wäre nun dem so, wie es denn bey scharffer Nachfrage sich so finden dürfte, so stünden die gemachten Tractaten etiam ex hoc capite salva domus & serenissimi Domini paciscentis defuncti existimatione auf sehr schiefen Füßen, und wären allerdings invalidi und zu annulliren, quia Ministrorum falsis remonstrationibus deceptus iisque inductus genio suo indulgisset & in læsionem enormissimam summa neciens consensisset, diese ist nun ganz unstreitig talis. Denn die in der Stadt ausgezogene und freye Höfe helfen nichts, und können ja gegen das Haupt Recht in die geringste Comparaison nicht kommen, Chur-Sachsen war, was noch mehr als Crais-Director von Kayser, Rationie der übertragenen Execution, ohne die geringste Ursache, übergangen, und solche contra Statuta, capitulationem & leges Fundamentales Imperii einen extraneo gegeben worden, imo ipsa præscriptione causa war insuffiscent, man wolte der Stadt propter odium Religionis in die Haare, und solche einen

Ca

Catholischen zuschaugen, die vorgeschützte Præsention hat auch nicht statt, weil solche nicht immemorabilis auch contra æque Privilegiatum nicht Platz finden kan. Die Karte war von Frankreich also gemischt, und weil damaliger Wäynzischer Churfürst es mit selbst hielte, war es Ursache, daß dieses Spiel am Kayserlichen Hofe also liefte, zu dem, da Wäynz in denen also genannten Pactis denen Lutheranern in der Stadt alle Glaubens-Sicherheit, und in Sacris nicht die geringste Veränderung vorzunehmen versprochen, solches aber blutschlecht gehalten: So ist auch Chur-Sachsen an die Obligation ferner nicht gebunden, denn dieses Recht bringet die Natur sothaner Contracte mit, und was dem einen billig, ist dem andern auch unverwehret, zur Sicherheit demnach Sachsens wäre zu wünschen, daß sein Allerdurchlauchtigster Churfürst die Wiederherstellung dieser grossen Vormauer vom ganzen Lande, mit nachdrücklichen Ernste und Rigour suchen möchte, wodurch er sich und seinem Chur-Hute eine beständige Ruhe schaffen, dem Nachbar

32

aber,



aber, vor einen etwa aufsteigenden Chur-Appetit, einlegen könnte.

### Raumburg.

Ob nun aber gleich hiernächst die Stadt Raumburg in Thüringen zu einer Vor-mauer in Vorschlag kommen möchte, so ist sie darzu doch nicht allzuwohl geeignet, zwar auf der einen Seite hat es Ebengung, und auf dem Berge, wo das alte Kloster gestanden, möchte noch eine ziemliche Citadelle hinzubringen seyn, doch die Stadt hat von der andern Seite den so genannten Galgen-Berg, der alle Werke übersehen würde: und den Schloß se schiess gegen über liegt ein anderer Berg, von da es gar füglich beschossen werden könnte, welche zu appliciren allzu kostbar fallen dürfte, jedoch en verite, der Ort schidet sich ziemlich zu einer Befestigung.

### Heldrungen.

In Thüringen liegt sonst das Schloß Heldrungen, welches eine treffliche Lage hat, allein das schlimmste ist, daß es nicht an Grängen, und zu weit im Lande, also ein Feind es wohl

wohl vorbey gehet, und nun blockiret lassen könnte.

### Quersfurth.

Doch könnte Quersfurth noch im besten zu aptiren, welches eben nicht zu weit von den Grängen und eine ziemliche ebene Lage hat, wenn aber die Thürinischen Frondiren verwahret werden sollten, müßte so dann ein anderer wohlgelegener Ort choisiret, und solcher zu einer Befestigung gemacht werden, welche Kunst Frankreich gar wohl zu practiciren weiß, daß es ganz leichte einen sonst schlechten Ort, in hauptsächlichem Stand bringen kan, auch wohl weiß, wie man seine Grängen verwahren soll, als welches jedesmahl eine von seinen vornehmsten Maximen gewesen, und daß auch bey einem Stande ein höchstnöthiges Requisitum ist, sonst der Herr niemahls ruhig schlaffen kan, sondern immerzu vor seiner benachbarten unangenehmen Begierden und Attaquen sich fürchten muß.

### Thüringer-Wald.

Durch den Wald sind zwar die Grängen

gen einlaer massen sicher, allein das hat keinen Bestand, und ist nur ad tempus.

### Plauen.

Die Voigtländischen Grängen würde man durch Plauen in Sicherheit setzen können, wiewohl dieser sämtlicher District, mit seinen Confinen so beschaffen, daß man neue Oerther aufsuchen müste, indeme die alten Städte am wenigsten dazu tauglich.

### Eger.

Wenn aber dem Kaysrerlichen Hofe gefiele, an Chur. Sachsen vor seine vielen Præteniones die Stadt Eger, samt ihren District loco Solutionis zu reddiren, so wäre alsdenn das ganze Voigtland genugsam bedeckt, und mit einem stattlichen Barriere versehen.

### Chemnitz, Freyberg, Zwickau.

Die Städte Freyberg, Chemnitz, Zwickau, sind zwar an sich selbst gar wohl fixiret, liegen aber im Lande, wiewohl man findet, daß die Holländische Nie-

Niederlande nicht allein ihre Grängen, sondern auch die im Lande liegende Oerter wohl fortificiret, und dieses nicht ohne raison, denn wenn die Gräng-Bestung verlohren, so findet sich im Lande weiter nichts, das einen Feind aufhielte, und ist dasselbe einmahl durch die Eroberung in seiner Gewalt. Ist demnach bey Fortificirung eines Landes nicht allein auf die Frontirer, als auch auf einen sonst gelegenen Platz hauptsächlich zu sehen, damit wenn einer verlohren gehet, man dem Feinde eine andere Nuß vorwerffen könne. Königslein ist bereits erwehnet, und wenn die von der Stadt Seite anliegende schädliche Höhe, durch deren Hüffe man fast bis an die Bestung verdeckt kommen kan, vollends weggeschaffet, ist der Ort der considerablest'n einer, weil ihm weder Wasser noch Proviant benommen werden kan, als welches beydes sich selber bauet, und mit weniger Mannschafft grosse Macht abzuhalten vermag, wenn auch Ihre Kayserl. Majestät allensfalls loco Solutionis an das Chur. Haus den Leutmeritzer und Saazer-Craß abtreten, so wäre das Land auch von hier



aus in Sicherheit, sonst an diesen Gränzen Schandau zu einer Vormaauer auszulesen wäre.

### Sonnenstein.

Sonnenstein ist einer Gewalt noch ziemlich standhaft, und die Stadt gäbe eine vortreffliche Bestung, wenn es nur Dresden nicht zu nahe, wiewohl man dieses in denen Niederlanden nicht regardiret, allwo die festen Derter nur allzudichte besammet seyn.

### Dresden.

Dresden, wenn es in neuester mit einer Citadelle und Schleuffen versehen würde, auch bey der Ziegel-Scheune ein Eron-Werck hinlegete, und ihm die Vor-Städte von Halbe schaffete, würde sodann cavable seyn, der größten Armada sattfam zu schaffen zu machen.

### Senftenberg.

Senftenberg wäre unvergleichlich gegen die Ober- und Nieder-Lausnitz gelegen, und der Ort hat Morast, der ihm von Natur veste macht.

Zit-

### Zittau.

Zittau defendiret das Land von der Seite gegen Böhmen.

### Görlitz, Löbau.

Görlitz aber mit dem Schloß Landsstern und Löbau gegen Schlesiens, wiewohl diese Frontiren recht zu verwahren, würde man wohl ein paar neue Derter aussuchen müssen.

### Guben.

Guben ist gar eine gute Passage in Schlesiens, daraus eine gar gute reguläre Bestung werden könne, und müste das Werck jenseits der Oder zur vollkommenen Fortresse errichtet werden.

### Gommern.

Gommern aber könnte die Barriere gegen Magdeburg zu halten, sintemal der Ort zur besten realsten Bestung unvergleichlich gelegen.

### Herzberg.

Herzberg, ob es schon etwas im Lande, ist von Natur schon einiger waffen veste, würde aber zur vollkommenen Fortresse des Wassers und Morastes halber, zu machen seyn.

### Pleissenburg.

Die Pleissenburg wäre in guten Stand

zu

zu bringen, wenn ein Stück von der Burg-Strassen demoliret, der Platz mit mehreren Werckern versehen, sein Graben geräumt und mit Wasser angelassen würde.

## Leipzig.

Wie denn Leipzig selber zur Fortification wohl gelegen, und von zweyen Seiten und Approchen nicht füglich angegriffen werden kan. Es ist wohl eine artige raison, wenn die Leipziger sagen, ihre Stadt dürfte daher nicht fortificirt werden, weil die Commercen in keine Bestung sich einschließen lassen, eben als wenn die grossen Handels-Städte in denen Niederlanden, anderer zu geschweigen, nicht auch befestiget. Allein dieses ist der guten Leute Unwissenheit, und also zu pardoniren, als von welchen viele in Staats- und Weltlichen Affairen sich die Köpffe nicht groß zerbrechen, und wenn sie eine Tour von etlichen Meilen ausser ihrem Vaterlande gethan, meinen sie gleich, sie hätten die halbe Welt gesehen, solche Mutter-Hätschelgen glauben, bey der Maitresse eine ziemliche Courtesie abstechen zu können, und mit bonne grace den Schnupff-Toback

auf

auf der Krause herum zu streuen, auch zur Zeit ein Morbleu vendre Dieu fluchen zu wissen, das wären Dinge, die sie ohnstreittig zu dem raffinirtesten Leuten von der Welt machten, und müste man ihnen gleich an ihrem Spanischen Sange ansehen, was sie vor beaux o' Esprit wären, sed transeant, wenn nun Sassen seinen Elb-Strohm, als der ihm von Natur ein starcker Schutz ist, recht verwahren wolte, müste gemeldtes Gommern oder Elbenau vornehmlich in Consideration kommen, denn es wird die Hoffnung zur Reparation von Magdeburg so bald noch nicht erscheinen.

## Wittenberg.

Wittenberg ist vornehmlich mit einer Schleuse und Citabelle zu versehen.

## Pretsch, Torgau.

Pretsch und Torgau schlossen solchen vollends, und ein Feind würde sich so dann sehr bedecken, selbigen zu passiren, diese drey Ortho geben die regularisten Bestungen, als man finden könte, weil sie an ebenen Tairrain liegen, da der Feind sich nicht so gleich zu vergraben vermag, die Schanze jenseit Torgau müste vor allen Dingen in Voll-

kom-



kommenheit gebracht und solche zu einem rechten Werke gemachet werden. Wenn nun Sachsen auf solche Art sich eingerichtet, würde ein Feind sich ziemlich bedenken, weil es doch allemahl viele Mühe und Vold kostet, in ein mit Bestungen verwahrtes Land einzugehen, da man den Rücken nirgends sicher hat. Die Mittel zur Erbauung der so gar nöthigen Bestungen, würde das Land schon subpediren und eine beliebte Menage des Landes: Herren eingezogene Jägeren und ein erleidliches gleich durchgehendes Kopff-Geld, wovon weder von Adel, Bürgerlichen noch Geistlicher zu eximiren, solche sattsam darreichen, denn wenn vor die Speisen, so der mittler Point jezo erfordert, verschiedene Bestungen mit grosser Commodität erreicht, solche mehr Nutzen schaffen würden, als wenn der Jagd-Staat noch doppelt augiret würde, zu dem so müssen sie nicht alle auf einmahl erbauet, sondern jedes Jahr eine gewisse Anzahl vorgenommen werden, dabey die im Lande liegende Mills, wie Frankreich thut, mit zu abhibiren, oder sie würden gewissen Entrepreneurs

An-

Anordnungen, die solche certo tempore in Perfection setzen müssen.

Guarnisonen und Magazinen.

Weil aber Bestungen ohne Guarnison und Magazinen so viel nutzen, als eine Klocke ohne Kleppel, ja vielmehr schädlich seyn, so wäre nunmehr zu sehen, wo Sachsen diese zwey Requisita hernehmen könnte. Oben ist erwiesen worden, daß Sachsen sehr pobulös, und mit einer grossen Anzahl seiner Städte, Märkte und Flecken, Schloßer und Dörffer versehen, ob man nun wohl derjenigen Mynung nicht eben, als wohl würdig, beynpflichten begehret, die Anzahl der blossen Dörffer zu extendiren, so möchte doch wohl der Wahrheit nicht zu nahe getreten seyn: wenn man glaubet, daß inclusive der Städte, Flecken, Märkte und Schloßer in allen Provinzien, woben die Ober-Lausitz, derer dem Herren Bettern Portiones und die Schuß-Verwandten auch mit begriffen, die Zahl unter obiger Summa nicht viel geringer seyn würde, angesehen Sachsen trefflich erbauet, und es dißfalls der ganzen Ward, und

und allen Nieder-Sächsischen, Westphälischen, ja auch verschiedener Teutschen Provinzien weit zuvor thut, allwo man öfters 2. 3. und dann und wann wohl mehrere Meilen reiset, ehe man ein Dorff oder Hof zu Gesichte bekommt, dahingegen vorten in Sachsen 3. 4. und mehrere fast auf jeder halben Stunde anzutreffen, vorten seynd sehr grosse Heiden, leere wüste Plätze und mager Land, in Sachsen aber ist von allen dem nichts zu finden, und kaum einer Hand breit Land anzutreffen, das nicht bebauet, bewohnet oder zur Trift angewendet worden. In denen Heiden und grossen Wäldern in Sachsen, wird jährlich eine Menge von Holz gehauen, das mehrte aber kommt nicht zu Nutzen, sonder verfaulet, da es hingegen in jenem Landen unbebaute Strassen seynd. Wann nun aus jeden Orte nach seiner Grösse und Beschaffenheit, eine gewisse Anzahl Mannschafft genommen würde, siehe es dem Durchl. Churfürsten gar leichte, eine Armee von 30000. Mann herzustellen, ohne daß das Land einigen Abgang an Volk verspühren sollte, wie dann Johann Georg der erste

erste in vorigen Kriegen jederzeit bis 30000. Mann hergestellt, auch Anfangs noch drüber gehabt, da doch die Laupnitz noch nicht darbey war, jetzige Königl. Maj. aber durch ihre zahlreiche Armeen in Ungarn und Pohlen, welche doch nicht auf diese Art zusammen gebracht, sondern geworben worden, solches sattfam bezeugen.

#### Schwedische Methode.

Wann die Großmächtigste Maj. und Churfürstl. Durchl. von Sachsen geruheten, derjenige Methode zu folgen, so der König in Schweden, was dieses Chapitre anlanget, in seinen Landen eingeführet, da jeden Orte eine gewisse Mannschafft zu Ross und Fuß zu unterhalten auferlegt, von deren Sustentation weder Adel noch Unadel noch Geistlichkeit befreuet, welches auch seyn muß, wenn ein Land in behdriger Gleichheit seine Ruhe und Wohlstand suchen will, würde gar leichte eine Mannschafft von 10000. ohne des Landes sonderlichen Molest sustentiret werden können, woben derer Herren Bettern und Schutz-Verwandten Territoria ganz nicht verschonet seyn müßten. Dies



fre Modus würde Sachsen weit leichter fallen, als Schweden, weil es vor jenen viel populöser ist, und unter etnen moderiten Climate lieget, daher der Soldat, wenn er nach gemeldter Schwedischen Intention und Methode ins Land repartiret würde, seinen Unterhalt ohne alle Mühe fände, und würde bey diesem Modo sich weiter keine Schwierigkeit ereignen, als daß der Adel und Magistratus mit ihren Privilegien, die Geistlichen und andere aber mit ihren prätendirten Exemptionen gewiß würden angestochen kommen, doch wie weit der Souverain von Sachsen solches zu regardiren befugt, ist bereits zur Gnüge dargethan, die, wenn das Werk mit Ernst sollte getrieben werden, dürfften sie sich vielleicht schämen, wenn sie oh Interesse publicum & Commune eine wiederrechtliche und dem Lande schädliche Frenheit sich arrogiren wolten, bey denen Adeltichen Güthern, die revera solche, nicht etwann Domainen - Cammer - und Bauer - Güther wären, oder solche seyn sollten, konten die Ritter - Pferde der Fuß zu diesen Reglement seyn, diese nutzen dem Land-

Land und Herren ohnedem nichts, kommen nie zum Vorschein, und wenn es ja geschieht, so ist es eine nichtswürdige Mannschafft, in allen Exercitiis und Kriegs - Travalien unerfahren, und mit der absolute nichts anzufangen. Anno 1652. im Januario hat man in Sachsen, als nehmlich nun in 7. Craysen, und in denen 3. Stiffftern, Meissen, Naumburg und Merseburg, 1593. und ein viertel Ritter - Pferd gezählet, woben die bey dem Lausniger - Hennebergischen Rathel, und Mannsfeldische nicht mit begriffen. A. 1633. sind in den 7. Craysen bereits 146. und ein viertel Caduce Ritter - Pferde angegeben worden, kein Zweifel ist, es werden derer nach der Zeit noch wohl welche dazu kommen seyn, indem die Herren von Adel immer ihre Köpffe aus der Beitrags - Schlinge zu ziehen suchen. Nun müste genau untersucht werden, woher die Caducität rühre, und unnachbleiblicher wieder in Gang gebracht, auch die gangbahren einen scharffen Examini unterworfen seyn: Wenn nun das Land in sothane vor Gott- und Rechtswegen gehörige billige Gleichheit gesetzt, und jeder ad Sustaindum Commune bonum nach Proportion mit gezogen, und die vorhin vorgeschlagene löbliche Schwedische Methode mit Nachdruck eingeführet werden sollte, würde in Effecten sich ohnfehlbar zeigen, daß obige 16000. Mann facillimo modo unterhalten werden könnten. Den Scrupel, dem die Donatio - Gelder von denen Ritter - Pferden hier machen wolten, die etwan der Adel in

1000. Jahren einmahl dem Landes-Herrn gegeben, kämen ganz in keine Consideration, denn der vermeynte Vortheil von solchen verhält sich eben als wie 1. gegen 50. zu dem geben die Donation-Gelder die Herren Edelleute ja nie aus ihren Beuteln, sondern sie haben aus der Arithmetica schon so viel begriffen, daß sie solche unter ihre Bauren einteilen wissen.

## Von Defensionern.

Die Städte und Dörffer haben bishero die sogenannten Defensionier gehabt, deren Anzahl von 1500. Mann, die endlich mit höchster Noth bis 3000. Mann erhöht worden, denn als jetzige Majestät sie Anno 1700. auf dem Land-Tage bis 6000. auguret wissen wolten, da erhuben die Städte ein solch Zeter-Geschrey, als wenn Himmel und Erde zusammen fallen wolte, was nun zu dieser ihrer Unterhaltung bisher gewidmet gewesen, könnte mit beygehalten werden, und continuirte man es mit obigen Modo, wo auch bishero die Defensionier ihre Montur und Gewehr hergenommen, daher nehme es das sämtliche Corps, welches sich alles von selbst finden würde, wenn man beliebte den vorgeschlagenen Schwedischen Reglement hierinnen exactissime nachzugehen, worbey das, so Ratione des Exercirens und der Officiers in einen gedacht, hier auch mit zu behalten, und also einzurichten stünde, dieses ist das wahre Moyens, dadurch Schweden sich

sich formidable gemacht, und weshalb ihm niemahls Mannschaft gebricht. Nachst dem könnte doch a parte eine Land-Miliz enrolliret und aufgerichtet werden, deren Numerus gar wohl auf 6. bis 8000. Mann zu setzen wäre. Aus diesen würden allemahl die in jenen abgängige Stellen ersetzt, von dem Lande aber die ledigen Plätze in dieser wieder gutgethan, bey deren Einrichtung stünde unmaßgeblich derjenigen löblichen Veranstellungen, in allen von Fuß zu Fuß nachzugehen, welchen die Preussen und Dähnen in ihren Landen disfalls eingeführet haben, käme nun eine Feindes-Gefahr, so würde dem Landes-Herrn sehr leicht seyn, jede Compagnie mit einem Mann zu vermehren, und weil die Sustentation deren Troupen, weder seiner Kriegs-Cassa noch dem Lande eine sensible Beschwerung machten, würde in der ersten Geld zu stärkerer Anwerbung, im Lande aber beydes zu finden seyn.

## Regulirte Miliz.

Die regulirte Miliz arbeitete zu Friedenszeiten gegen ein gewisses leidliches Tagelohn und Commis-Brodt, zu welchen Pionniers aus denen Aemtern mitgenommen, und solchen ebenfalls täglich etwas an Gelde gegeben würde, in Einrichtung der neuen und Reparatur der alten Festungen, auch worzu man sie sonst nöthig gebraucht.

## Vom Campiren.

Und damit aus der Expedience des Campirens



preuss sie nicht verriethen, dürfte nicht undienlich seyn, wenn sie jährlich im Frühjahre oder Herbst nach der Erndte, auf einige Wochen an einen bequemen Ort ein Campement formiren, dabey ihn alles, was in Campagne vorfällt, gewiesen, und durch Erbau- Attaquir- und Bestürmung einiger gemachten Redouten sie zugleich in Belagerung mit unterrichtet würden. Die verfertigten Werke gleicheten sie beym Ende des Campements wieder der Erden, damit dem Lande kein Krum daraus entstehe. Zum Hin- und Wieder- Marsche würde eine solche Eskappe verordnet, daß sie in denen Nacht-Lägern weiter nichts, als das Obdach bekämen, weil die Subsistence der Ort, der sie ordinair hat, ihm mitaabe, jedennoch auch der Mauer einen so kurzen Marsch nicht aroß achten würde, ob er schon den Soldaten einige Tage zu essen geben müßte.

### Von Casernen.

Und denen Einwohnern in Städten den Molest der Einquartierung zu benehmen, würde der oft-gewesene Vorschlag wegen Erbauung der Casernen einmahl in Stand gebracht, und jede Festung mit solchen zu versehen seyn, die Fonds aber zu solchen so wohl, als zu denen Fortificationen, und beydes in tüchtigen Stande zu erhalten stünde, vom Lande ohne grosse Pressuren aufzubringen, wann nur jährlich der Modus der General-Accise durchgehends ein-

eingeführet, quod præsupponitur tanquam necessariam requisitum. Hingegen die Schocke, in welchen nichts als Confusion und inegalté steket, in totu cassiren quod iterum tanquam justissimum & inevitable quid requirit, eine andere extraordinaire Anlage an einer so genannten Miliz- und Fortifications-Steuer, die bisher auch dem Nahmen nach, gewesen, der Landes-Herr ausschreibe, diese, gleichwie sie *absque ulla exceptione & exemptione Generalement* seyn müßte, also drückte sie auch keinen, wenn man anders *justam & Arithmeticam proportionem observirete*, und würde doch ein grosses Geld austragen, wovon die Festungen sattfam unterhalten, und Casernen erbauet werden könnten.

### Guarnisonen.

Die nöthige Guarnisonen nehme man von der Land-Miliz, so das Land halten sollte, und die Rata, so zu ihrer Subsistence geordnet, lieferten die Contribuenten in die Festungen, woben zu Saliticirung dessen allemahl aufzuzeichnen, aus welchem Crayß und Amte jede Mannschaft wäre, da denn jeder Ort die durch den Reiments-Commissarium bezahlen ließe. Worbey denn die, so in Guarnison lagen, zu ihrer besserer Subsistence, weil es doch in Städten allemahl theurer, als auf dem Lande, *ex Arario Principis militari*

eine ordentliche Säge empfangen, auch mit solchen jährlich umgewechselt würde, damit sie, so dieses gehalten, das folgende Jahr wieder aufs Land kämen, bey Bezahlung der Säge könnte daher keine Confusion entstehen, weil die Individa bleiben, und nur die Rahmen sich ändern; Obige Zahl der 1600. Mann und 6. à 8000. Mann Land, Millis dürfte manchen vor das Land zu viel scheinen, und daher die Unerträglichkeit einwenden. Alleine, da die Sachsen oft viele Jahre nacheinander fast eben so viele Mannschaft in Quartier und Verpflegung haben müssen, da der Soldat in weit höhern Ordinanis gestanden, als er bey diesen vorgeschlagenen modo nicht stehen würde, so ist gar nicht abzusehen, wie diese Anzahl das Land beschweren sollte, so wenig als Schweden andere also eingerichtete Provinzien solches sauer ankommt; Nur würde ein vor allemal die heilige Gleichheit erinnert, und der grosse Nutzen, der aus solcher perpetuellen Millis entspringet, so ist offenbahr, daß selbiger weitläufftiger zu beschreiben nicht nöthig.

### Von Magazinen.

So viel die Magazine an Mund- und Kriegs- Provision anlanget, so ist Sachsen zwar bereits jeho mit einem gewissen Reglement versehen, wie viel nehmlich jede Hufe Landes am Getrayde in die Magazine liefern soll, doch, der liebe Gott weiß, was von denen Lifranten, als dero Proviant

viant-Schreibern disfalls vor Unterschleiff vorgehet, jene suchen sich entweder gar zu subtrahiren, und kommen auch disfalls mit ihren Privilegien und Immunitäten angestochen, diese aber machen durch verkauffen und ihre künstliche Rechnungen darinnen ein X vor ein V & vice versa solchen Unterschleiff, daß die guten Magazine, als die ohnedem in keinem rechten Stande, fast immerdar leer stehen, wenn aber richtig untersucht, und dann auch angeordnet würde, was und wie viel ein jeder zu liefern, zugleich hierbey keine Exemption gültig seyn dürfte, hiernächst den Proviant-Officiren genau auf die Hände und Rechnung acht gegeben würde, sollte die Subsistence derer Soldaten und nöthigen Commis-Brodt kein Mangel seyn, jeder Lifrant müste seine Quittungs-Büchlein haben, darein einzzeichnen wäre, vor wie viel Mann, und wohin er sein Contingent geliefert, daß wenigstens alle Quartale von Kriegs-Commissario durchsehen, und denn jährlich die Magazin-Rechnungen in der Kriegs-Cancley abgenommen, scharffe Acht und Nachfrage gehalten würde, ob der eingekommene Vorrath vorhanden, oder wo er hingekommen, der in der Garnison commandirende Officier en Chef hätte auf die Magazin-Lieferung zugleich mit Acht zu geben, und müste vor die Rechnung zugleich mit responsable seyn, auf diese Art stünde zu denen Mund-Magazinen gar leichte zu gelangen, und solche zu erhalten. Die Kleidung geschähe aus



denen Churfürstlichen Tuch- und andern Fabriken, wofür wir hithero dem Soldaten jährlich an seiner Wage etwas abzukürzen, dieser Abzug aber wäre in eine beständige Nichtigkeit zu bringen.

### Invaliden: Geld.

Es ist jeden Soldaten, so wohl hohen als Niedrigen zithero alle Monat vom Reichsthaler 6. Pf. Invaliden: Geld decourtiret worden, diejenigen, so diesen Abzug gethan, und die Einnahme davon gehabt, werden am besten wissen, wo solche hingekommen, denn die sogenannten Invaliden haben wohl das allerwenigste davon zu sehen bekommen, welches ihre große ungestüme Betteley auf allen Strassen sattem bezeuget, und das zum schlechten Respekt des Landes: Herrn, und noch zu schlechtern Encouragement vor andere gereicht, diese Gelder hätte man genau zu untersuchen, und zum rechten destinationen Gebrauch unnachbleiblich zu verwenden, weswegen an einem gewissen Orte in Sachsen ein Invaliden: Haus zu erbauen, und die Plebsirten dahin zu schaffen, auch mit nothdürftigen Unterhalt zu verlassen, selches würde bey allen eine Lust erwecken, sich enrrollen, und anwerben zu lassen, massen der Soldat noch einmal so gerne dem Kalbsfelle sollet, wenn er reist, wovon er seinen übrigen Lebens: Rest ehrlich hinzubringen, als wenn er den Bettel: Stab zur Hand nehmen muß, kein Invalide ist aber so un-

unvermögend, daß er nicht noch etwas sollte thun und arbeiten können, wenn nur in dies Haus, aus denen Fabriken: Arbeit, es sey mit Welle: lesen, Sondern, Spinnen, und wie diese und andere Arbeiten alle heißen, vor diese Leute gegeben würde, so schaffen sie dadurch vor sich, ihre gesunde Cammeraden das Land und ihren Herren annoch Nutzen, und man würde sich ihres Fleisses gar nutzbar bedienen können: so viel aber die Einrichtung und Versorgung der Kriegs: Provision und Magazinen anlanget, würde solche daher nicht schwer fallen, weil Sachsen so wohl mit allen Arten derer Metallen, als da ist Eisen, Blei, als auch mit Mineralien, Schwefel, Salpeter, und andern genugsam versehen, und was noch fehlte, das wäre von andern Orten her, gegen Versteckung anderer Waaren, gar leicht zu erlangen, auch obgemeldete Willk: Steuer zu diesen schon mit hinlänglich seyn, indem wohl vernünftig, daß nicht eben in einem Jahr die Einrichtung derer Bestungen geschehen müste, und wenn solche einmal im Stande, die Conservation alsdan mit wenigen Kosten zu bestreiten ist, dahero von obigen Geldern nicht allein die Magazine etabliret und unterhalten werden könnten, sondern auch leichte noch ein Überfluß bezulegen seyn dürfte, die Materialien an Steinen, Holz und Kalk zu allen diesen Gebäuden liefert Sachsen in Überfluß, dahies also nicht nöthig hat, solche erst mit Unkosten von Fremden herbey zu holen. Dieses wa-

ren

denen Churfürstlichen Tuch- und andern Fabriken, wofür wir hithero dem Soldaten jährlich an seiner Wage etwas abzukürzen, dieser Abzug aber wäre in eine beständige Nichtigkeit zu bringen.

### Invaliden: Geld.

Es ist jeden Soldaten, so wohl hohen als Niedrigen zithero alle Monat vom Reichsthaler 6. Pf. Invaliden: Geld decourtiret worden, diejenigen, so diesen Abzug gethan, und die Einnahme davon gehabt, werden am besten wissen, wo solche hingekommen, denn die sogenannten Invaliden haben wohl das allerwenigste davon zu sehen bekommen, welches ihre große ungestüme Betteley auf allen Strassen sattem bezeuget, und das zum schlechten Respekt des Landes: Herrn, und noch zu schlechtern Encouragement vor andere gereicht, diese Gelder hätte man genau zu untersuchen, und zum rechten destinationen Gebrauch unnachbleiblich zu verwenden, weswegen an einem gewissen Orte in Sachsen ein Invaliden: Haus zu erbauen, und die Plebsirten dahin zu schaffen, auch mit nothdürftigen Unterhalt zu verlassen, selches würde bey allen eine Lust erwecken, sich enrrollen, und anwerben zu lassen, massen der Soldat noch einmal so gerne dem Kalbsfelle sollet, wenn er reist, wovon er seinen übrigen Lebens: Rest ehrlich hinzubringen, als wenn er den Bettel: Stab zur Hand nehmen muß, kein Invalide ist aber so un-

unvermögend, daß er nicht noch etwas sollte thun und arbeiten können, wenn nur in dies Haus, aus denen Fabriken: Arbeit, es sey mit Welle: lesen, Sondern, Spinnen, und wie diese und andere Arbeiten alle heißen, vor diese Leute gegeben würde, so schaffen sie dadurch vor sich, ihre gesunde Cammeraden das Land und ihren Herren annoch Nutzen, und man würde sich ihres Fleisses gar nutzbar bedienen können: so viel aber die Einrichtung und Versorgung der Kriegs: Provision und Magazinen anlanget, würde solche daher nicht schwer fallen, weil Sachsen so wohl mit allen Arten derer Metallen, als da ist Eisen, Blei, als auch mit Mineralien, Schwefel, Salpeter, und andern genugsam versehen, und was noch fehlte, das wäre von andern Orten her, gegen Versteckung anderer Waaren, gar leicht zu erlangen, auch obgemeldete Willk: Steuer zu diesen schon mit hinlänglich seyn, indem wohl vernünftig, daß nicht eben in einem Jahr die Einrichtung derer Bestungen geschehen müste, und wenn solche einmal im Stande, die Conservation alsdan mit wenigen Kosten zu bestreiten ist, dahero von obigen Geldern nicht allein die Magazine etabliret und unterhalten werden könnten, sondern auch leichte noch ein Überfluß bezulegen seyn dürfte, die Materialien an Steinen, Holz und Kalk zu allen diesen Gebäuden liefert Sachsen in Überfluß, dahies also nicht nöthig hat, solche erst mit Unkosten von Fremden herbey zu holen. Dieses wa-



ren demnach die einzige Mittel, wie das Land in guter Defension hoffentlich aufbringen und erhalten könnte, die aber die rechtschaffene Etablirung derer Commerciën zum einzigen Grunde haben, wenn solches geschehen, wird das Land in Ruhe, Wohl- und Nahrungs-reichen Stand gerathen, bey Ausländern aber ästime und Ansehen sich bringen und formidable machen.

### Von Justiz-Wesen.

Mit wenigen noch von Einrichtung des Justiz-Wesens etwas zu gedenken, so muß der, der Sachsens Rechte und Verfassungen nur ein wenig kundig, von selbst bekennen, daß selbige mit sehr vielen und guten Gesetzen versehen, alleine, eben die große Menge dererelben macht, daß die Justiz nicht so observiret wird, als sie wohl verwaltet und ausgetheilet werden sollte, das unsagliche processiren, und die in denen Processen kein Ende gebende Proceß-Ordnung, die vielen Neben-Erläuterung, geheimen Observantien, große Menge der Juristischen Bücher, noch grössere Menge derer in denen hohen Collegiis, Lehren und Bey-Urtheile, sparsame Zusammenkünfte derer 2. hohen Judicorum, und des Appellation- und Ober-Hof-Gerichts, die billig um die Sachen balde zu befördern, in perpetuo und in eine Weg sitzende Collegia verwandelt werden sollten, machen, daß Sachsen einer rechten und prompten Justiz sich nicht rühmen darff. Eine kürzere Proceß-Ordnung aber, und daß über keine Sache, die über 7000. Rthlr. wäre,

ein Proceß angenommen, sondern in solchen summariter & de simplici & plano gesprochen werden sollte, die Cassation deren vielen unnöthigen Urtheil, die Aufhebung des Mißbrauchs in appelliren, eine bessere Aequität vieler Richter, die Abschaff- oder Einschränkung des Juris Civilis, und Aufhebung derer vielen unnöthigen Allegationen, aus selbigen, wie auch aus dem Jure Canonico hingegen lediglicher Einführung der Sächsischen Rechte, nach welchen allen, in allen Judiciis & Collegiis zu sprechen, und denn die bessere Erläuterung und Einrichtung von solchen selber; dieses würden Dinge seyn, die Sachsen vielleicht einen gnädigen GOET, und bessere Renomee bey den Ausländern verschaffete, doch von diesen Point des Justiz-Wesens mit göttlicher Hülffe an einem andern Orte. Indessen verleihe die Güte des Himmels, daß Sachsen und das Durchl. Großmchtigste Chur-Haus in demjenigen florissant Zustand, Aufnehmen und Ruhe kommen möge, die es zu haben wohl verdienet, auch haben könnte, und der Verfasser dieser geringen, doch wohl-gemeynten Blätter, aus unterthänigster, Pflicht-schuldigster Devotion von Herzen wünschet.

Faxit omnia Deus.

Regie



## Register.

Von denen Einwohnern	pag. 18
Der Einwohner Sprache	18
Frauenzimmer	20
Tapfferkeit	21
Land-Adel	24
Status Regiminis	28
dessen Eintheilung	29
Statuum Potestas	30
Convocatio	30
Auslösung	31
Nam Dicta Fundata	33
Subditos	34
Die Contribuenten	34
Status unde ortus & Privilegia eorum	37
Nam Ecclesiastici exempli	52
Cur Constantinus M. Eximuerit	55
Quid in Suecia observantum	58
Ursachen des Revisions-Collegii	62
Potestas concedendi leges apud Principem	66
Zustand derer Commerzien	67
Von Mitteln zu Etablirung derer Commerzien	68
Tolerantia Religionum	80
Gute Wolle in Sachsen	82
Die Fonds zu Fabriquen	83
Seiden-Manufacturen	94
Färbereyen	94
Von Bergwercken	95
Kobold	96
Von	

## Register.

Von Zinn	97
Berg-Städten	98
Edelgesteinen	99
Marmor	99
Berg-Leuten	100
Granat-Flüssen	102
Diamanten und Aquamarinen	103
Spigen	104
Segel-Tüchern	105
Leinwandten	106
Hüthen und Strumpffen	107
Wein und Getrayde	108
Weyd-Mühlen	109
Weine	109
Ausländischen Waaren	110
Ausgehende Waaren	111
Wo Fabriquen zu erbauen	111
Von Schiffarthen auf der Elbe	112
Canal von Torgau nach Leipzig	113
Von Fuhr-Leuten	114
Commodität vors Land	116
Kriegs-Etaat und Depententien	117
Consideration ratione des Kayfers	118
Consideratione ratione Brandenburg	122
ratione Hessen	123
dito Lüneburg	123
dito Bayreuth	123
dito der Ernestischen Linie	124
Von Befestigung des Landes	126
Frondiren	126
Dresden	126
Von	



# Register.

Sonnenstein und Königstein	127
Erfurth	127
Naumburg	132
Heilbrungen	132
Quersfurth	133
Thüringer Wald	133
Plauen	134
Eger	134
Chemnitz, Freyberg und Zwickau	134
Sonnenstein	136
Dresden	136
Senftenberg	136
Zittau, Görlitz, Löbau, Guben	137
Gommern	137
Herzberg und Pleißenburg	137
Leipzig	138
Wittenberg	139
Preßsch, Torgau	139
Guarnisonen und Magazine	141
der Schwedischen Methode	143
Defensionern	146
Regulirter Militz	147
Campiren	148
Casernen	148
Guarnisonen	149
Magazine	150
Invaliden, Geld	152
Justiz, Wesen	154







